Wunderbuchs.

W. O. v. Horn's

Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Sechster Band.

Mit einem Holzschnitt.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1861.

Druck von J. D. Sauerländer.

RBR
Jonas
#1425
Bd. 6

Inhalt.

Seite

Hugo van Geest. Eine historisch-romantische Erzählung . 1
So ging mir's. Eine Geschichte zur Lehre und Kurzweil . 63
Poccahontas. Eine wahre Geschichte aus den Zeiten der ersten englischen Niederlassungen in Nordamerika . . 105
Der Hagestolz. Eine Doppelhistorie 163
Zunderbuchs. Ein Bild aus dem rheinischen Volksleben . 221
Eine Historie ohne Titel 245
Die Zukünftige. Eine Geschichte 297

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/wovhornsgesammel61horn

Hugo van Geest.

Eine historisch-romantische Erzählung.

Als im Jahre 1559 Philipp II. von Spanien die Niederlande mit einem Herzen voll finsteren Unwillens und geheimer Pläne zu ihrer Unterdrückung verließ, legte er in die Hände Margaretha's von Parma das Ruder des Staates; Margaretha aber sollte nur den Namen geben — ein anderer war bestimmt, Regent zu sein — ein Mann, der Philipps volles Vertrauen besaß und es rechtfertigte — ein Mann, auf dessen Namen der Fluch eines unterdrückten, gemißhandelten Volkes lastet — Anton Perennot, Cardinal von Granvella.

Nach Einigen zu Ornans, nach Anderen zu Besançon in Burgund geboren, bahnten ihm frühe seine eminenten Talente zu hohen Würden den Weg, obgleich er von niederer Herkunft war. Schon Carls V. scharfer Blick hatte in ihm frühe den großen Staatsmann erkannt, und ihn in seine Nähe gestellt und seines Vertrauens gewürdigt, und Granvella löste das schwierige Problem, als Carl V. den Thron mit dem Beichtstuhle, den Königs- und Kaiserpurpur mit der Mönchskutte vertauschte, unmittelbar in das Vertrauen Philipps übergugehen, in dessen Gemüth Argwohn, Heimtücke und ein Heer verwandter Geister der Finsterniß wohnten — der keine Liebe im erhabenen Sinne des Wortes kannte. —

Hören wir die Schilderung Granvella's, die uns der geniale Dichter und Historiker gibt, um ein Bild des Mannes zu gewinnen, der wesentlich in die Geschichte eingreift, die wir zu erzählen unternommen. — „Granvella besaß alle Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes für Monarchien, die sich dem Despotismus nähern — aber durchaus keine für Republiken, die Könige haben. Zwischen dem Thron und dem Beichtstuhl erzogen, kannte er keine anderen Verhältnisse unter Menschen, als Herrschaft und Unterwerfung, und das inwohnende Gefühl seiner eigenen Ueberlegenheit gab ihm Menschenverachtung. Seiner Staatskunst fehlte Geschmeidigkeit, die einzige Tugend, die ihr hier unentbehrlich war. Er war hochfahrend und frech, und bewaffnete mit der königlichen Vollmacht die natürliche Heftigkeit seiner Gemüthsart und die Leidenschaften seines geistlichen Standes. In das Interesse der Krone hüllte er seinen eigenen Ehrgeiz, und machte die Trennung zwischen der Nation und dem König unheilbar, weil er selbst ihm dann unentbehrlich blieb. An dem Adel rächte er seine eigene und niedrige Abkunft, und würdigte, nach Art aller derjenigen, die das Glück durch Verdienste gezwungen, die Vorzüge der Geburt unter diejenigen herunter, wodurch er gestiegen war. Die Protestanten kannten ihn als ihren unversöhnlichen Feind; alle Lasten, welche das Land drückten, wurden ihm Schuld gegeben, und alle drückten desto unleidlicher, weil sie von ihm kamen. Ja, man beschuldigt ihn sogar, daß er die billigen Gesinnungen, die das dringende Anliegen der Staaten dem Monarchen abgelockt hatte, zur Strenge zurückgeführt. Die Niederlande verfluchten ihn als den schrecklichsten Feind ihrer Freiheiten, und den ersten Urheber alles Elendes, welches nachher über sie gekommen ist." —

Granvella, der schon als Bischof von Arras Philipps Gewaltstreiche gegen die Freiheiten der Niederländer geleitet, und nun als Erzbischof von Mecheln und Metropolitan der sämmtlichen Niederlande die wirkende Ursache und das Werkzeug von Philipps herzloser Politik zugleich war, der das Volk drückte, seine Ueberzeu-

ung in Fesseln legen wollte, Margarethen von Parma am schlau mäntelten Gängelbande leitete, ihn, auf dem die zahllosen Verünschungen über die unerschwinglichen Steuern, die schrecklichen laubensedicte, die blutige Inquisition, die Zurückhaltung der anischen Söldner, die Einführung der Ausländer in die Aemter s Staates, die Errichtung der neuen Bisthümer mit ihrem lecht verhehlten Zweck, und die zahllosen Eingriffe in die nstitutionellen Freiheiten der Nationen lasteten — ihn finden wir 3 den Gegenstand des allgemeinsten und bittersten Volkshasses den Niederlanden.

Eine fast aus Unbegreifliche grenzende Mäßigung, die sich r aus dem Charakter des niederländischen Volks erklären läßt, te bisher diesen Haß niedergehalten, und nur in die stille Brust schlossen. Nur in den vertrautesten Zusammenkünften, denen 3 Siegel erprobter Freundschaft aufgedrückt war, wagte er sich r die Lippe und machte sich in Worten Luft. Mit dem Druck r stieg die Kühnheit; die Aeußerungen des Hasses wagten sich ; den vertraulichen Zusammenkünften in das öffentliche Leben. ckhaltloser begann das Volk zu reden, und es währte nicht sehr ge, so vernahm man, trotz der damit verbundenen Gefahr, auf Straßen Brüssels — ja selbst in der Nähe der Sänfte, in cher sich der stolze Cardinal nach dem Palaste der Statthalterin en ließ, Worte des Hasses, Aeußerungen grenzenloser Verach-, Spottreden, deren giftiger Stachel unheilbar zu verwunden mmt war. Selbst der beißende Volkswitz, den kein Druck rängen, keine Macht zügeln, keine Grausamkeit ganz in Fesseln t kann — machte den Verhaßten zu seiner Zielscheibe, und de nur um so kaustischer, je mehr Gefahr damit verbunden

Begierig lauschte man den Spottliedern und höhnenden en, und im grimmigen Lachen, bei dem die nervige Faust des erländers sich krampfhaft ballte, machte sich die Rache Luft, keine andere Mittel zur Befriedigung sah. Dieser Stimmung Volkes sagten besonders die Rederyker (Rhetoriker, eine Gesell-

schaft, deren Zweck Volksbelustigung — aber auch unter der Firma von Gedichten und Schauspielen, die sie im Geschmacke der Zeit verfertigten und darstellten, und Vorträgen in der Weise der Rhapsoden — tiefere Wahrheiten und freiere Ansichten zu verbreiten — war, die, im Land umher ziehend, ein regelloses, dabei aber romantisch-poetisches Leben führten) zu. Sie waren es, die mit der Geißel des Spotts und der Satyre den Verhaßten angriffen. Wo sie erschienen (und sie tauchten wie Irrwische bald hier, bald dort, bald einzeln, bald in Gesellschaften auf, und verschwanden, wenn der Arm der Polizei sich nach ihnen ausreckte, begünstigt durch das Volk, eben so schnell und spurlos wieder, um an anderen Orten und zu anderer Zeit ein Gleiches zu beginnen), da wurden sie jubelnd aufgenommen.

Es war eben in der Zeit der Frühlingslust, wo ein freieres, kräftigeres Leben alle Adern der Natur erfüllt, und auch das Menschengemüth einer froheren und freieren Stimmung sich hingibt, als durch den Namen Rederyker die Bevölkerung Brüssels in eine freudige Bewegung versetzt wurde. Es waren bisher nur schuldlose Spiele der Laune und des Witzes mit seltenen politischen und religiösen Seitenhieben gewesen, womit diese Leute das Volk von Brüssel belustigten; doch besaßen sie in einem ziemlich bejahrten Manne, dessen Aeußeres finster und abstoßend war, einen ausgezeichneten Satyriker, dessen Satyre aber eine ätzende Schärfe und eine Bitterkeit besaß, welche in seiner jetzigen Stimmung das Volk ganz besonders ansprach, und das Volk in Strömen, ja selbst den schaulustigen, müßigen Adel vor das Thor Brüssels, an das jenseitige Ufer der Sienne lockte, wo auf einer bedeutenden Rasenfläche Raum war für die Zuschauer und Hörer. In ziemlicher Entfernung von dem Thore gewahrte man die roh aus Brettern verfertigte Bühne unter freiem Himmel, an welche sich ein dichtverschlossenes Zelt anlehnte, in welchem sich die handelnden Personen in den seltsamsten Aufzügen herumtrieben.

An dem Tage, mit dem unsere Erzählung anhebt, war früh

am Morgen schon das Gerücht verbreitet worden, es erwarte heute das Volk ein ausgezeichneter Augen- und Ohrenschmaus, und die Erwartung stieg mit jeder Stunde, je allgemeiner diese Sage war.

Schon bald nach Mittag erschallte der Ruf: „Die Rederyker!" von hundert Pöbelkehlen im unlieblichen Chore wiederholt, in den Straßen der brabantischen Hauptstadt, und zog mit wahrhaft magnetischer Kraft das Volk den Schreiern nach. An dem Thore drängte sich Kopf an Kopf, und fast zu langsam ging das Durchdrängen der schau- und lachlustigen Menge durch das weite Thor. — Draußen auf dem Heerweg und jenseit der Brücke theilte sich der breite Strom, und ergoß sich auf die Felder und Wiesen, ohne den Schaden zu berechnen, den er verursachte in dieser Jahreszeit, und wogte heiter und lustig der Bühne zu.

Eine große Volksmenge aus dem Gebiet, oder wie man damals zu sagen pflegte, dem Quartiere von Brüssel sowohl, als aus der Stadt selbst, umgab schon die Bühne. Man konnte eine nahmhafte Zahl angesehener Bürger von Brüssel in ihren stattlichen Kleidern darunter wahrnehmen, und viele Herren vom Adel, die, wie die Standarten über ein enggeschlossenes Heer, auf ihren stattlichen flämischen Rossen über die Köpfe der Menge hinaus ragten.

Allmälig sammelte sich jetzt die Menge, und drängte sich immer enger um die Bühne zusammen. So groß auch der Lärm, das Lachen und Toben auf dem Wege gewesen war, so schwieg man doch erwartungsvoll, sobald man sich der Menge der Zuschauer angeschlossen hatte, und eine Stille trat ein, die um so mehr zu bewundern war, da wirklich die Menge sich in die Tausende belief.

Ein schmetternder Trompetenstoß unterrichtete jetzt die Volksmenge von dem Beginne der sehnlich erwarteten Darstellung. Alle Augen waren auf den Ausgang des Zeltes gerichtet. Jetzt öffnete sich das Zelt, und ein tausendstimmiges: „Ah!" wurde gehört; denn aus dem Zelte schritt mit mächtigem Gange eine riesige, seltsame Gestalt. Sie war angethan mit dem blutrothen Cardinals-

Talar, auf dem sich überall greuliche Schlangen von schwarzem Tuch aufgenäht befanden. Unter dem Talare hervor bammelte ein ungeheuerer Kuhschweif. Eine entsetzliche, fratzenhafte, schwarze Maske bedeckte das Gesicht. Auf dem Kopfe saß der rothe Cardinalshut, den eine Hahnenfeder schmückte; die Troddeln und Schnüre desselben bestanden in eisernen Ketten, die bis auf den Boden herabfielen. Durch den Boden des Hutes reckten ein Paar große Bockshörner ihre gebogenen Spitzen heraus. In seiner Hand führte er eine ungeheuere, von Blut triefende Geißel. Mit der anderen Hand lenkte er an einem rosenrothen seidenen Seilchen eine große, viereckte Weibsgestalt, deren Wesen mehr dem eines Lanzknechtes, denn eines Weibes glich. Ihre Hände waren mit vergoldeten Ketten gefesselt. Ihr Kopfschmuck bestand in zwei hohen Eselsohren — ihre Maske war das Gesicht einer Katze mit ungeheuerem Schnauzbarte.

Diese groteske Gruppe hatte sich kaum den Blicken dargestellt, als auch ein brausendes, wieherndes Gelächter in die Lüfte wirbelte, und tausendstimmig der Ruf: „Granvella! Granvella!“ erschallte.

Noch brauste der wilde Sturm des Lachens über die Menge hin, als eine neue Gruppe die Aufmerksamkeit fesselte. Einige Mönche traten auf die Bühne. Ihre Kutten waren mit Blut bespritzt. Theils am Gürtel, theils in den Händen trugen sie alle nur erdenkliche Mord- und Qualwerkzeuge. Eine ungeheuere Folterbank wurde ihnen nachgetragen von zwei Henkern in blutigen Kleidern.

Das Lachen gab jetzt einem wüthenden Ausbruche des Unwillens Raum, und Alles schrie: „Die Inquisition! Gott verdamme sie!“

Noch eine dritte Gestalt nahte jetzt in der unterwürfigsten Stellung, fast kriechend und scheu um sich blickend. Es war ein Bettler, dessen ganze Kleidung in Lumpen bestand. Er trug ein großes Buch, das jedoch ganz zerrissen war, auf dessen mit einem

Zwirnsfaden zusammengebundener Decke das Wort: „Verfassung" in außerordentlich großer goldener Schrift zu lesen stand.

Zuletzt nahte der Teufel und trug einen Pack Pergamente, die eine Kette umschlang. Auf der Außenseite der Pergamente stand mit gleich großer goldner Schrift geschrieben: „Edicte" — ein Pickelhäring beschloß unter tausend linkischen Verbeugungen gegen die Zuschauer die Reihen.

Hatten die Zuschauer die erste bedeutungsvolle Gruppe mit wieherndem Gelächter empfangen, und die zweite mit Grimm, der sich laut aussprach, so verstummte bei dem Bettler jeder Mund und zuckte nur krampfhaft. Fast war dem Volke der Hohn zu bitter, da es sich selbst im Bettler conterfeit sah. Zu einer anderen Zeit, und unter anderen Umständen, würde eine ähnliche Allegorie den Rederykern, bei aller Liebe zu ihnen, doch übel bekommen sein; doch jetzt söhnte die erste und zweite Gruppe mit dieser aus.

Einigemale zog die Sippschaft auf der Bühne herum, den Zuschauern Zeit lassend, ihren Witz an der unschweren Deutung der Symbolik zu üben.

Unweit der Bühne hielten mit ihren Rossen Albrecht von Noircarmes, der Graf Carl von Mannsfeldt, der Graf von Brederode und der Baron von Montigni. Sie waren aufmerksame Zuhörer der Auftritte gewesen, obwohl mit ganz verschiedenen Empfindungen. Brederode und Montigni waren Feinde des Cardinals und gehörten mit ganzer Seele der Partei des Volkes und des Vaterlandes und seiner Freiheiten an; indeß Noircarmes und Mannsfeldt von der Partei des Hofes, und also auch des Cardinals waren. Jene sahen mit Beifall, diese mit hohem Unwillen diese Farcen mit an.

„Alle Teufel!" rief Brederode, nachdem er sich das Ganze noch einmal aufmerksam und mit Ergötzen betrachtet — „alle Teufel, das sind Blitzkerle! das ist ein Witz mit einer Lauche von Gift und Galle. Hätte ich den, dessen Kopf ihn gebar, ich würde ihn —"

„Viertheilen!“ fiel ihm der junge Noircarmes in's Wort, „und das verdiente der Hund, der diesen majestätslästernden Scandal ersann und ausführte.“

Brederode sah ihn gaffend an. — „Ho, ho!“ rief er mit Erstaunen, „wo denkt Ihr doch hin, junger Freund? — An's Herz würde ich ihn drücken, denn treffender konnte er nicht malen. Seht doch,“ fuhr er, Noircarmes Aerger ignorirend, mit Lachen fort — und das Volk drängte sich näher zu den Redenden heran — „Seht doch, den Granvella, den verkappten Satan, in seiner Leibfarbe — Blut ist ja bekanntlich seine liebste Flüssigkeit — gekleidet! Seht doch wie die Schlangenbrut in sympathetischer Lust ihn umwindet! Seht doch, wie er das Weib — die Republik oder“ — er flüsterte in Noircarmes Ohr — „Margaretha von Parma an dem lieblichen Gängelbande leitet und ihre Hand mit goldenen Ketten fesselt! Ist das nicht köstlich? und jener Hutschmuck, wie bedeutungsvoll! die Hahnenfeder seines Principals und die Bockshörner mit dem bammelnden Kuhschweife — die Ketten, die wir Alle tragen! Seht die löbliche Inquisition, wie charakteristisch! Freilich ist dies die schwächste Partie des Witzes. — Und der Bettler, Herr! der Bettler, verstehet's wohl, das sind wir. Unvergleichlich individualisirt! Seht, wie er so krampfhaft die zerrissene Verfassung hält, die nur noch ein Zwirnsfaden zusammenheftet, den bald Granvella wird zerrissen haben! Der Teufel, der seine eigene Ausgeburt, die Glaubensedicte trägt — er sollte“ — er neigte sich wieder zu dem Ohre des zornesbleichen Noircarmes und sagte leise: „er sollte die Züge Philipp's von Spanien, unseres allergnädigsten Herrn, tragen.“

Der Jüngling wollte eben durch einen Strom loyaler Erwiederungen seinem Unwillen Bahn machen, als ein Gelächter aufbrauste, dem jenes frühere kaum glich. Mit der Gewalt eines Orkans entströmte es den tausend Kehlen, und fesselte unwillkürlich die Rede Noircarmes, die ohnedies verhallt wäre. Seine zornsprühenden Augen flogen zur Bühne.

Nachdem die Schauspieler einigemale auf der ziemlich geräumigen Bühne herumgezogen waren, geschah es, daß mit oder ohne Willen die Granvella vorstellende Figur irgend wo hängen blieb, und mit fürchterlichem Gepolter der Länge nach auf die Bühne stürzte, sich dermaßen in die Gewänder und Ketten verwickelnd, daß sie, trotz der komischsten Bestrebungen, nicht wieder auf die Beine kommen konnte. Das Weib bemühte sich, sie aufzuheben, allein sie vermochte es nicht, da ihre Hände gefesselt waren. Der Teufel warf endlich seine Edicte weg, und eilte zu Hülfe — aber auch ihm gelang es nicht.

Jetzt schwang der Pickelhäring seine Pritsche und Narrenkappe, und machte Kratzfüße, laut auflachend. Endlich gebot er Schweigen.

Eine tiefe Stille trat urplötzlich ein — jedes Ohr horchte:

„Granvella ist gefallen, und selbst dem Teufel gelingt's nicht, den Herrn Bruder auf die Beine zu bringen. Gebt aber wohl Acht, wenn der Teufel und die Narrheit sich vereinigen, dann kommt er wieder auf, wenn er liegt, sonst niemals!"

Hierauf rannte er hinzu, faßte behutsam den Kuhschweif und mit der Rechten den Cardinal am Arme, der sofort durch Beider Hülfe sich wieder erhob, und nun wüthend die blutige Geißel schwang und mit den Ketten rasselte, daß Pickelhäring bei dem Teufel ängstlich Schutz suchte, sich aber hier nicht sicher haltend, zu den Mönchen floh.

Allgemeiner Beifall erschütterte die Luft. „Liegt er nur einmal," riefen laut die kräftigen Stimmen der Brüsseler Bürger, „er soll wohl nicht Narren finden, die dem Teufel beispringen!"

„Es gibt adelige Wetterfahnen genug im Lande!" rief nahe bei Noircarmes eine Stentorstimme, daß dieser zornig herumfuhr, den kecken Wortführer zu suchen.

Ein stämmiger Seemann, der ihn zu kennen schien und auch ganz nahe stand, wandte sich mit spöttischer Miene an ihn und sagte, gleich als ob er einen Commentar zu jenen Worten geben wollte:

„Er meint die, junger Herr, die bald laviren, bald mit dem Winde segeln — aber dennoch den Muth nicht haben, einem Sturme zu trotzen. Herr, das sind keine Niederländer, nein, Gott verdamm' mich! es sind Hunde, die man am besten an eine Raae anschließt!"

Alles Blut stieg in Noircarmes Wange, als der kecke Seemann schwieg, und der Ton des unterdrückten Lachens hörbar wurde. Er wollte eben losbrechen, als Brederode ihn am Arme faßte und ihm zurief:

„Wo seid Ihr doch mit Eueren Gedanken? Nicht wahr, der Hanswurst ist kein Esel?"

Brederode wollte eben in seiner Harangue fortfahren, als der Hanswurst vortrat an den Raum der Bühne und ein Zeichen gab, daß er reden wolle.

Noircarmes schleuderte noch einen wüthenden Blick dem lachenden Seemanne zu, dieser aber winkte auf den Pickelhäring und sagte halblaut:

„Hört auf den, der wird's Euch trefflich sagen!"

Jetzt trat wieder eine Todtenstille ein. Man konnte das Athmen hören. Eine volle, klangreiche, jugendliche Tenorstimme harangnirte jetzt die Menge. Die Rede war fließend, lebendig, witzig. Beißende Sarkasmen sprudelten über die Lippen. Er erklärte die Symbolik und ergoß sich in wüthende Schmähungen gegen Granvella, den Hof und die Inquisition — nur Margaretha's Persönlichkeit wurde geschont. Oft unterbrach jubelnder Beifall den Redner, der dadurch immer mehr in Feuer gerieth.

In einem dieser Zwischenräume rief laut Noircarmes:

„Es ist zu arg! Täuscht mich mein Ohr nicht, so kenne ich diese Stimme — es ist —"

Montigni erbleichte, und das Antlitz des kecken Seemannes trug den Stempel des Schreckens sichtbar zur Schau.

„Es ist die Stimme van Geest's," fuhr Noircarmes heraus — „ich setze meinen Kopf zum Pfande!"

„Der ist sehr freigebig mit seinem Kopfe!“ sagte höhnend und so laut, daß Noircarmes es hören konnte, der Seemann zu seinem Nachbarn, einem Brüsseler Bürger. — „Meint Ihr nicht, Nachbar, es könnte für den vorwitzigen Kabeljau noch immer eine Hökische Angel geben?“

Der Nachbar lachte, seine Zustimmung zu erkennen gebend.

Noircarmes schwieg und unterdrückte den Grimm. Er hatte Mühe, die Wallungen seines Zornes zu bekämpfen; aber die Stimmung des Volkes sprach sich in dem Individuum so drohend aus, daß er nicht wagte, den Seemann zu züchtigen. Zudem wußte er zu gut, wie die Erinnerung an die wüthenden Parteikämpfe der Kabeljauen und Höker noch so lebendig im gereizten Volke war.

Montigni konnte nicht schweigen, wo es des theueren Freundes Wohl galt.

„Wenn Ihr Euren Kopf zum Pfande setzt, Noircarmes,“ sagte er, „so ist er verloren, denn der, den Ihr beschuldigt, ist in Valenciennes. Wäre er hier — Ihr würdet wohl Rechenschaft geben müssen ob einer Beschuldigung, deren Grundlosigkeit jedem Unbefangenen einleuchtet.“

Montigni, sonst so sanft, war feurig und bitter geworden. Seine Worte waren scharf ausgesprochen. Brederode sah den nahenden Zwist.

„Laßt das Hadern, Ihr Herren,“ sprach er begütigend, „und bedenkt, daß Ihr hier von vielen Leuten umgeben seid, denen Ihr offenbar ein Aergerniß gebet.“

Auf Noircarmes wildes Blut wirkten die Auftritte zu erregend. Er konnte nicht mehr länger bleiben. Er und Mannsfeldt warfen ihre Pferde herum, suchten sich durch das Volk zu drängen, und jagten, als sie endlich das Freie erreicht hatten, mit verhängtem Zügel dem Thore Brüssels zu.

„Der führt nichts Gutes im Schilde!“ sagte der Seemann

halblaut, und drängte sich mit sorgenvoller Miene zu dem Zelte hin, in welchem er verschwand.

Brederode hatte die Rede des Seemannes wohl gehört, und fand sie nicht nur wohlgegründet, sondern sie schien ihm mit Noircarmes Bemerkung in genauer Verbindung zu stehen. Er sah Montigni an, der in ein trauerndes Sinnen verfallen war; dann ritt er näher zu dem Gerüste hin und rief dem noch immer heftig perorirenden Pickelhäringe zu:

„Macht's kurz, sonst wird am Ende Ernst aus der Sache!"

Der aber fragte nichts darnach, und fuhr mit wilder Ausgelassenheit in seiner Rede fort, rügte heftig alle Thaten der Regierung, die das Volk verdammte. Mit jedem Satze wurde seine Rede bitterer, schärfer, ironischer.

Als er geendet, traten Zimmerleute auf die Bühne, die einen Galgen errichteten. Unter diesen glaubte Brederode die kräftige Gestalt des Seemannes zu gewahren, die sich dem Pickelhäringe näherte und ihm etwas in's Ohr flüsterte. Dieser verschwand sofort, und bald darauf sah man in weiter Entfernung am Rand eines Gehölzes einen Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, sich auf ein Pferd werfen und im Gehölze verschwinden.

Der Galgen war indessen errichtet worden. Der Bettler warf sein Buch der Verfassung hin, und eilte, Henkerdienste zu verrichten. Der Teufel riß den Zwirnsfaden entzwei und schleuderte die Blätter in die Luft. Weithin trug sie der Wind über die Volksmenge. Begierig griff man darnach, und fand auf jedem Blatt eine Satyre auf Granvella, der indessen in bester Art an dem Galgen aufgehängt werden sollte — als plötzlich eine Staubwolke, die sich vor Brüssels Thore erhob, die Scene änderte.

„Macht Euch aus dem Staube!" schrie man von allen Seiten den Nederykern zu. Zu gleicher Zeit entstand von allen Seiten eine unruhige, ja wilde Bewegung im Volke, das bald einem vom Sturme bewegten Meere glich.

„Laßt sie uns zusammenschlagen!" schrie die Stentorstimme,

die schon einmal sich hatte vernehmen lassen, und bald ging von Munde zu Munde der gleiche Ruf.

Immer drohender wurde die Stellung des Volkes, und es ließ sich voraussehen, daß es zu ernsten Auftritten kommen würde.

„Wollen sie uns jede Freude vergiften?" schrieen Viele.

„Es ist Zeit! Rückt näher zusammen, Brüder!" rief der erste Redner mit einer Stimme, die dem brüllenden Donner glich. Näher und näher rückte das Volk an der Bühne zusammen.

Brederode und Montigni hatten erstaunt diese Erscheinung beobachtet. Jetzt aber schien es Zeit ihnen zuzureden.

Montigni verschaffte sich Gehör.

Laßt das Widerstreben, Bürger von Brüssel, und gehet friedlich auseinander. Jede Widersetzlichkeit ist Aufruhr, und wird namenloses Unglück über Euch, über das Vaterland, über die zahllosen Unschuldigen bringen. Kaum befreit von den spanischen Söldnern, würdet ihr sie wieder in's Vaterland rufen — noch sind sie nahe. Wollt Ihr selbst Eurer Feinde Arme gegen Euch bewaffnen?"

„Er hat Recht!" riefen einige Stimmen. „Laßt uns auseinander gehen!"

Die Menge stand lautlos.

In diesem Augenblicke stieg aus dem Zelt eine Rauchsäule aus, und blitzschnell drang die Flamme nach. Das Zelt und die Bühne stand in Flammen und nöthigte das nun hier versammelte Volk auseinander zu gehen.

Die Reiterschaar, und an ihrer Spitze Carl von Mannsfeldt und Albrecht von Noircarmes, nahte jetzt, aber die Schauspieler waren in Sicherheit, die Bühne und das Zelt war nur noch ein Haufen brennender Trümmer.

„Die Vögel sind ausgeflogen!" rief wüthend Noircarmes, und begab sich mit Mannsfeldt und den Reitern auf den Rückweg. Als sie in der Nähe Brederode's und Montigni's vorübereilten, vernahmen Beide noch die drohenden Worte aus Noircarmes Munde:

„Es ist eine und dieselbe Person, dieser Rederyker, und Jener, der den Kupferstich in des Cardinals Hände drückte. Sein Lohn wird ihm bald werden!" und laut wurde der Name: „van Geest" genannt.

„Habt Ihr das gehört, Montigni?" fragte Brederode.

Er nickte ernst.

„Ihr werdet ernsthaft, Montigni," fuhr Brederode angelegentlicher fort — „sollte wirklich Hugo van Geest — ? — Sein jugendlicher, heiterer Sinn hat ihn oft in Frankreich zu Dingen verführt, deren nachtheiligen Folgen er, wie man sagt, fast nur durch Wunder entging — und ich gestehe es Euch, mir schien des Pickelhärings Stimme die seine zu sein."

Ueber Montigni's Wangen breitete sich das Roth der Beschämung, ob der Unwahrheit, die er jetzt — sagen mußte.

„Ihr irrt," hob er an, „wenn Ihr glaubt, daß die Wahrheit der frechen Behauptung Noircarmes mich bestürzt mache. — — Nein, van Geest ist auf seinem Gute la Gauchère bei Valenciennes, und ahnet nichts von dem, was hier vorgeht. Er genießt dort des lehrreichen Umganges seines Freundes, des ehrwürdigen Predigers la Grange aus Valenciennes, des Mannes, dem Geest seiner Talente Entwickelung, die edlen Grundsätze verdankt, die seine Handlungen leiten. Das aber stimmt mich ernst, daß ein so tiefer Haß in dem Herzen Noircarmes wurzelt, daß bei Granvella und eben so in Spanien nur der Schein hinreicht, einen edlen Mann zu verdächtigen und — aus dem Wege zu räumen, um so mehr, da man ihm jetzt solche Frevel zur Last legt, die Granvella nie vergeben wird."

„Sehr wahr," sprach Brederode — „doch sagt mir, welche Bedeutung hatte es eigentlich mit jenem Kupferstiche? Man trägt sich mit seltsamen Mährchen; ich habe ihn niemals zu Gesichte bekommen."

„Ich sah ihn," erwiederte Montigni — „und ich gestehe Euch, daß ich nie eine Karrikatur erblickt, die treffender und den Lachreiz

unmittelbarer erregend war, als diese. Dabei war er so fein und fleißig gearbeitet, daß nur die Hand eines Meisters ihn gearbeitet haben kann."

„Wahrlich!" rief Brederode, „es möchte leicht sein, daß das heutige Schauspiel und jene Karrikatur aus einer Quelle flössen. — Doch wie konnte man auf van Geest verfallen?"

„Sehr leicht," erwiederte Montigni. „Es war bekannt, daß er in Frankreich schon auf ähnliche Weise den Cardinal von Lothringen verspottet hatte; zudem ist sein Talent für Malerei nicht unbekannt, und selbst seine Meisterschaft im Aetzen und in der Führung des Grabstichels, endlich weiß man, daß der Maler Breugbel sein Freund ist. Nirgends, wo Granvella's Spürhunde auch die Werkstätten der Meister durchsuchten, entdeckte man eine Spur von der Platte."

„Und bei van Geest suchte man nicht?"

„Margarethens Vorliebe für ihn ist hinlänglicher Grund dafür," versetzte Montigni, „und selbst der Präsident Viglius will ihm sehr wohl, so verschieden auch ihre Ansichten und Grundsätze sind, da van Geest's Vater des Präsidenten Jugendfreund war."

„O, dann wird man auch jetzt ihm nichts anhaben, um so mehr, wenn er den alten Viglius durch den Erweis seiner Abwesenheit zufrieden stellen kann," sagte darauf Brederode. „Noircarmes Anklage wird nur auf Vermuthungen beruhen."

„Vergeßt es nicht, daß jener satyrische Kupferstich nur ein harmloser Scherz gegen den heutigen Auftritt war; daß damals Margaretha unangetastet blieb, was heute nach Eurer eigenen Deutung nicht geschah. Bedenkt ferner, daß Noircarmes Haß glühend ist."

„Und waren sie nicht einst Freunde, die Jünglinge?" fragte Brederode.

„Sie waren's, Graf," entgegnete Montigni, „so lange nicht — die Schmach gekränkter Liebe die Fackel des Hasses in Noircarmes Herz schleuderte."

„Wie?“ rief Brederode — „das sollte der Grund sein?“

„Kein anderer,“ sagte Montigni — „doch laßt uns abbrechen, Graf, wir sind an Brüssels Thoren.“

Wirklich hatten sie unter ihrem Gespräche das Thor erreicht und ritten jetzt unter dem noch heranwogenden Volk in die Stadt ein.

Das Gespräch hatte Dinge berührt, die für Brederode von vielem Interesse waren. Er nahm einigen Antheil an van Geest, der überhaupt seines heiteren Wesens, seines Biedersinns und seiner Sittlichkeit wegen viele Freunde unter den Häuptern des Adels hatte. Daher bat Brederode den Baron, ihn in sein Quartier zu begleiten, um den Abend sein Gast zu sein. Montigni nahm es an, und so begaben sich Beide nach des Grafen Wohnung, die unfern des Palastes der Statthalterin lag.

Schon vergoldete die sinkende Sonne die Thürme Brüssels, als sie dort anlangten. Die Diener nahmen die Pferde in Empfang. Die Herren begaben sich in den Saal, wo bald der Becher des perlenden Weins auf dem Tische glänzte, Beide zu traulicher Zwiesprache einladend.

„Ihr kennt den warmen Antheil, welchen ich an van Geest nehme,“ hob Brederode an, den Faden des Gespräches wieder anknüpfend, „und der Augenblick ist so ganz geeignet zu traulicher Rede, drum wünschte ich, Ihr löstet mir einmal die Räthsel, die auf van Geest's Verhältniß zu der Herzogin für mich ruhen. Mir scheinen die Charaktere so verschieden, daß ich kaum begreife, wie er so fest in ihrer Gunst stehen kann, zumal er oft sich sehr freie Bemerkungen erlauben soll?“

„Wohl wahr,“ versetzte Montigni, „van Geest verhält sich zu Margarethen wie — Sommer und Winter, wie die mit Adlerfittigen begabte Phantasie, und der hinkende kalte Verstand, — wie ein feuriger Flammänder und ein feister Holländer.“

„Sehr poetisch — in der That,“ rief lachend der Graf, „und

zugleich sehr schmeichelhaft für meine Abstammung! doch fahrt fort, ich bitte Euch!"

Montigni lächelte nicht einmal. Eine ängstigende Befürchtung für den geliebten Freund hatte sein ganzes Gemüth umfangen, und selbst die erheiternde Macht des alten Rheinweines löste die Bande nicht.

Er fuhr fort.

„Und doch — so verschieden auch die Elemente sind: so sind sie doch hier friedlich vereint. Gerade van Geest's offenes Wesen ist es, was Margarethen, die so selten die biedere Sprache der Wahrheit hört, den Jüngling werth macht. Zudem ist Margaretha mit ihm Sprosse eines Stammes, obwohl ein entarteter Zweig dieses edlen Stammes ihr das Dasein gab, und diese Verwandtschaft ist der Freundelosen theuer. van Geest trägt die Züge von Margaretha's Mutter, von der sie ein Bild aus den Frühlingstagen ihres Lebens besitzt, und diese Züge sind es, die ihr Herz zu ihm hinzogen, als sie ihren Einzug hielt, und ihr der Adel entgegenritt. Sie zog ihn in ihre Nähe, und hier war es, wo die Flamme der Zwietracht entzündet wurde zwischen Noircarmes und ihm.

„Ihr habt wohl jenes himmlische Gebilde schon gesehen, das Margarethen wie ihr guter Genius umschwebt? — Clara heißt daß Wesen, dessen Zauber Jeden hinreißt, der in ihre beglückende Nähe tritt. Beide — Noircarmes und van Geest sahen sie, liebten sie, und nur Hugo wurde wieder geliebt von dem herrlichen Mädchen. Stille glomm das heilige Feuer dieser Liebe in den Herzen, und nur Margaretha's Scharfblick sah auf dem reinen Spiegelgrunde von Clara's Herzen das Bild des Jünglings, der ihr theuer war, und ihr Herz gewahrte es mit großer Freude, denn auch Claren umfaßt es mit einer so reichen Liebe, als Margarethens fast männliches Gemüth fähig ist. Die Gewißheit seiner unglücklichen und Hugo's glücklicher Liebe entzündete in Albrechts Gemüth einen Haß, dem nur die Gluth seiner Liebe

zu Clara gleichkommt. Den Glücklichen zu verderben, fürchte ich, scheut der Rachsüchtige keine Mittel, sie mögen auch noch so schimpflich sein."

„Und glaubt Ihr wirklich, daß Margaretha von Parma diese Verbindung beabsichtige?"

„Ich glaube es, wenn nicht Clara's dunkele Herkunft ein Hinderniß sein wird. Doch ich kenne van Geest's Grundsätze und sein Herz."

„Dunkel, Montigni, nennt Ihr Clara's Herkunft —?"

„Wohl ist sie dunkel, Freund, und es möchte wohl in das Reich der Unmöglichkeiten gehören, jemals dieses Dunkel aufzuhellen. Ihr wißt, Graf, aus Margarethens früherem, nicht glücklichen Leben, daß, als Kaiser Carl V., ihr Vater, aus Afrika siegreich heimkehrte, ihre erzwungene Eheverbindung mit Alexander von Medicis in Neapel gefeiert wurde — auf eine Weise, wie es einer Kaisertochter und einem Herzoge von Florenz ziemte. Es herrschte in diesen Tagen ein Aufwand und Glanz in Neapel, wie ihn schwerlich diese Stadt wieder sehen wird.

„Nach Neapel strömten damals aus allen Ländern Europa's Künstler aller Art: Maler, Sänger, Schauspieler, Musiker und Gaukler, deren wunderbare Kunst die Sinne so merkwürdig besticht und — gefangen nimmt, und deren Gesammtaufgabe es ist, die Zeit auf eine angenehme Weise zu vertreiben. Sie alle lockte des Kaisers Freigebigkeit und die Menge der schaulustigen Herren und Frauen, welche damals Neapels Mauern gastlich umschlossen. Jeder Tag brachte neue Feste, neue Lustbarkeiten für Auge, Ohr und Gaumen, und der Kaiser ermüdete gar nicht, die Hochzeitfeier einer Tochter zu verherrlichen, deren Mutter einst sein ganzes Herz besessen, der schönen Blomberg gleich, und ihn beglückt hatte.

„Ob er vielleicht, als Kenner des Menschenherzens, Margarethen in diesen Freuden und diesem Glanze berauschen wollte, und in diesem Rausch ihr einen, wenn auch immer nur vorübergehenden Ersatz für ein Leben geben wollte, das sie einer herzlosen

Politik zum Opfer bringen mußte, und für ein verlorenes Lebensglück, das muß unentschieden bleiben. So viel aber bleibt gewiß, daß ihr Herz in dem Freudentaumel arm und freudenleer blieb, und es ihr unsägliche Kämpfe kostete, den Thränenstrom zurückzudrängen, der oft dem Auge entstürzen wollte, wenn ein gemessener Volksjubel zum Himmel emporstieg. — Sie konnte den Gatten nicht lieben, den ihr Herz nicht gewählt hatte, den man ihr gewaltsam aufdrang, und es ging die Sage, als habe bereits ein geliebtes Bild ihr Herz eingenommen, als sie, eben aufblühende Jungfrau, die Niederlande verließ. — Doch ich schweife zu sehr von meinem Ziel ab! — Damals nun, wo Gaukler aller Art ihre halsbrechenden Künste vor dem versammelten Hofe zur Schau stellten, geschah es, daß auch eine Gesellschaft ausgezeichneter Kunstreiter nach Neapel kam, denen ein außerordentlicher Ruf vorausging, und auf deren Künste jedermänniglich gespannt war. In Florenz hatten sie sich besonders großen Ruf erworben, und von dorther waren sie dem Herzog Alexander empfohlen.

„Es war eine ziemlich ansehnliche Gesellschaft, deren Kunsttalente natürlicherweise sehr verschieden waren. Ihre ganze äußere Erscheinung unterschied sie wesentlich von jenem verworfenen Gesindel ähnlicher Art. Fern war von ihnen jener Stempel des Vagabundenlebens, welcher in der Regel diesen Menschen auf die Stirne gedrückt ist. Sie legten einen seltenen Grad von Reichthum und Pracht zu Tage, sowohl in Hinsicht ihres Anzugs und Schmucks, als auch ihrer Pferde. Jener außerordentliche Ruf, der ihnen vorausgegangen, log keineswegs. Ihren Kunstleistungen lag meist eine gewisse Idee zum Grunde, deren Urheber der Meister, oder wie sie dort in Italien sagen, der Maestro, war, und an denen man wirkliche dichterische Anlage erkannte."

„Heißt er nicht Pietro Piella, und war ein Spanier?" fragte Brederode gespannt.

„Kanntet Ihr diesen Mann? — Ja, so nannte er sich," fuhr Montigni fort; „ich bitte Euch, sagt mir, woher Ihr ihn kanntet?"

„Er war ein wilder, gefährlicher Mensch, der den Frieden einer edeln Familie störte und ihr Glück für immer untergrub. Eben die Schwester jenes la Grange, dessen Ihr gedachtet, verführte und entführte er, und Vater und Mutter sanken in's frühe Grab, und jener finstere Ernst, jene oft so heftige Leidenschaftlichkeit, die la Grange auszeichnet, sie ist wohl die Frucht jenes niederdrückenden Schicksals."

„Entsetzlich!" sagte Montigni. „Wißt Ihr sonst nichts von ihm?"

„Man beschuldigte ihn noch gräßlicherer Verbrechen" — fuhr Brederode fort — „doch erzählt weiter!"

„Dieser Maestro Pietro hatte ein Kind, damals schon ein Wesen von ausgezeichneter Schönheit, dessen Geschicklichkeit und Reiterkünste eben so sehr wie seine Schönheit bewundert wurde.

„Auch vor dem Hofe zeigte Pietro seine Kunst. Waren auch seine Talente groß, die dieses Kinds übertrafen selbst die seinen. Stürmischer Beifall begleitete jede ihrer Bewegungen, jedes ihrer gefahrvollen Kunststücke. Margaretha theilte das Wohlgefallen der Menge an der lieblichen Kleinen; aber noch etwas zog sie zu ihr hin, dem sie keinen Namen zu geben wußte — es war ein ihr Herz ansprechender Zug im Gesichte des Kindes. Sie wurde nicht satt, sie zu sehen. Ihr Wunsch, die kleine Clara in ihren Gemächern zu sehen, wurde ihr bereitwillig erfüllt, da reiche Geschenke in Pietro's Hände flossen, der damals besonders viel brauchte, da er ein leidenschaftlicher Spieler war, und in Neapel Gelegenheit die Fülle zur damaligen Zeit fand, diese Leidenschaft zu befriedigen.

„Margarethens Herz, elend ohne Liebe und sehnsüchtig nach einem Herzen, dem es sich so ganz erschließen konnte in uneigennütziger Liebe — fand dies Wesen in der unglücklichen Waisen — denn Clara war Pietro's Kind nicht — vielmehr gab er sie für ein Kind aus, das er in der Gegend von Ceuta einst von einer

wandernden Araberhorde gekauft. „Da seine Ehe kinderlos sei, so ersetze ihm Clara diesen betrübenden Mangel," pflegte er zu sagen.

„Dieses Dunkel, das auf Clara's Dasein und Herkunft lag, machte sie Margarethen noch theuerer. Das Mitleid mit dem Geschicke der Unglücklichen gesellte sich zu dem Wohlgefallen, und Margarethens Herz kannte bald keinen heißeren Wunsch mehr, als Clara immer um sich zu haben — um doch wenigstens ein Wesen lieben zu können, und uneigennützig von einem geliebt zu werden. Zudem wünschte sie das herrliche Geschöpf einer Lebensart zu entziehen, die ganz dazu geeignet war, alle zarten Keime der Sittlichkeit in ihrem Busen frühe schon zu ersticken.

„Sie ließ insgeheim Unterhandlungen mit dem Maestro anknüpfen; allein er wies sie alle schnöde zurück. Der Schlaue wußte zu gut, daß dieses Mädchen einst sein Glück in der Welt begründen würde, wenn das Alter ihm die Ausübung seiner Kunst zur Beschwerde mache oder gar unmöglich. Auf ihre Schönheit mochte er vielleicht gar die verworfensten Pläne bauen.

„Margarethens Unterhändler lernte aber nur zu bald den unersättlichen Gelddurst Pietro's kennen, und somit die angreifbare Seite seines Wesens.

„Kaiser Carls Tochter, Florenz's Herzogin — konnte kaiserlich zahlen — und — glaubt Ihr wohl? — für schnödes Gold gab der Unmensch das Kind hin."

„Ihr nennt ihn Unmensch?" — sagte Brederode, „das gerade war das Menschlichste, was er dem Kind erweisen konnte."

„Ihr mögt Recht haben, Graf," versetzte Montigni, „allein es liegt dennoch etwas ungemein Empörendes in der Weise, wie dieser Mensch dies Kind an eine andere abtrat, ein lebendes, unsterbliches Wesen gleich einer todten Sache! Clara's Glück war es — ihre Seele wurde gerettet — sie wurde dem Leben und der Sitte, sich selbst und der Menschheit zurückgegeben, ehe das Gift in ihre reine, kindliche Seele gedrungen war. Clara fand bei Margarethen ein Herz voll überschwänglicher Mutterliebe, und im

Sonnenstrahle dieser Liebe erschloß sich die Blume in ihrer vollen Pracht und Herrlichkeit.

„Ein tiefes Geheimniß lag über der Art und Weise, wie Clara an die Herzogin gekommen, und ruht zum großen Theile noch darauf, da nur sehr wenige die Umstände kennen, die ich Euch hier mitgetheilt, und von denen ich wünschte, daß sie niemals über Eure Lippen kommen mögen. Pietro verschwand alsbald spurlos mit seiner Bande, und in Neapel glaubte man, er habe sich nach Dalmatien eingeschifft. — Später sagte man, eine türkische Caravele habe die gekapert, in welcher Pietro überfuhr, und er sei mit den Seinen in Sclaverei gerathen."

„Das wäre der Arm der Nemesis, wenn es wahr," sprach ernst Brederode.

„Eben die Schönheit," fuhr er fort, „die die Herzen der Jünglinge in Flammen setzte, glaubt Ihr, Baron, daß sie auch ein älteres und ein verworfenes, ein in Italiens Verführungskünsten erfahrenes in Wallung brachte?"

Montigni starrte ihn an.

„Wen meint Ihr, Graf?" fragte er.

„Granvella!" sagte Brederode. „Habt Ihr denn nicht an Margarethens Geburtsfest die glühenden Blicke wahrgenommen, die er auf Clara warf? Er hatte ja nur Augen für sie. Und sähet Ihr ihn, wie er oft da drüben auf dem Balkone des Palastes der Statthalterin, hinter den duftenden Blüthen Indiens um die Blume koset, die herrlicher ist, denn alle; sähet Ihr den Faunenausdruck seiner Miene, die lodernde Begierde im flammenden Auge, wie ich es zu sehen Gelegenheit genug habe, Ihr würdet nicht so sehr staunen ob meiner Bemerkung."

„Entsetzlich!" rief Montigni. „Ahnet es jemals van Geest — wehe dann dem Menschen, der nur geboren zu sein scheint, das Lebensglück Anderer zu zermalmen — oder unheilbar zu vergiften!"

Die Unterredung der Freunde würde sich ohne Zweifel in das

weite Feld der Thaten Granvella's verloren haben, wenn nicht durch die Ankunft eines Dritten ihr eine andere Richtung wäre gegeben worden. Montigni verließ bald den Grafen. Bis tief in die Nacht floh ihn der erquickende Schlummer. Die Sorge um van Geest's Geschick lag ihm so nahe am Herzen. — Clara's Bild schwebte vor seiner Seele, die auch er schwärmerisch liebte. Aber tief im Innern lebte diese stille, reine Liebe, die er der Freundschaft zum Opfer brachte.

* * *

An der Mauer des Palastes, den die Statthalterin Margaretha von Parma zu Brüssel bewohnte, stand, wie es schien, in tiefes Sinnen verloren, ein schon ziemlich betagter Mann. Seine Kleidung war ärmlich. Ein obenhin jäh zugespitzter Hut bedeckte ein Haar, das trotz des greisen Bartes, die dunkelste Schwärze behalten hatte, und die breite Krempe beschattete das Gesicht dergestalt, daß bei dem sinkenden Abend Niemand die Züge desselben zu erspähen vermochte. Sah man diese Züge aber im hellen Scheine des Tages, so sprach sich darinnen bisweilen noch eine Verschlagenheit und List aus, die wunderbar mit dem finsteren Ernste contrastirte, der in der Regel einen Schleier darüber breitete, welcher eben so sehr abstieß, wie jene.

Ein dunkelbrauner Mantel hüllte die hohe, athletische Gestalt vollends ein, und nur das konnte ein geübtes Auge wahrnehmen, daß diese Gestalt einst herrlich mußte gewesen sein, als des Lebens Frühling und Sommer sie noch umspielte, und eine seltene Gewandtheit sie mußte ausgezeichnet haben, ehe die Last des Elends und der Jahre — vielleicht des Lasters — sie so zerrüttet und gebeugt hatte.

Schon seit länger als einer Stunde stand regungslos die Gestalt an einer und derselben Stelle. Sie schien auf Jemanden hier zu warten. Mancher Vorübergehende warf einen forschenden, mancher einen unheimlichen, mancher aber auch einen mitleidigen Blick auf die Gestalt, die so sprechend an den entblätternden Spätherbst und Winter des Lebens erinnerte.

Der spanischen Wache, die am Portale des Palastes auf- und niederschritt, war längst die fremde Gestalt aufgefallen, indessen beschränkte sie sich darauf, sie scharf zu beobachten. Selbst dem alten Söldner wurde es bei längerer Beobachtung unheimlich. Des Mannes Auge starrte auf den Platz hinaus, und nahm so wenig Notiz von Allem, was sich da zutrug, daß er fast einem alten Steinbilde glich. Als nun das Abendroth verglommen war, und die Nacht ihren dunkeln Schleier über die Stadt zu breiten begann — das rege Leben allmälig verstummte — die flimmernden Lichter des Palastes und der stattlichen Häuser, die den Platz umgaben, ein gespenstiges Zwielicht auf den Platz warfen, da schien's der Wache, als vergrößere sich die Gestalt zum ungeheueren Riesen, und die Furcht beschlich das Eisenherz des Kriegers, der in so mancher Schlacht dem Tod in das bleiche Antlitz geschaut. — Doch bald kehrte der Muth zurück. Ruhigere Prüfung raunte ihm den Verdacht in's Ohr, als könne dieser seltsame Mensch nichts Gutes im Schilde führen. Der Soldat trat nun mit gemessenem Schritte heran, und gebot in barscher Weise augenblickliche Entfernung; als aber die lieben kastilischen Laute in seltener Reinheit sein Ohr trafen, und er in dem Fremden unerwartet den Landsmann fand, da wurde Miene und Rede freundlich, und er ließ den räthselhaften Mann nun gerne thun, was er wollte, da es deutlich war, daß die Stimmung seines Gemüthes nicht zu einer Unterhaltung geeignet war. Wäre es ein Niederländer gewesen, ohne Zweifel würde dann seine Hellebarde die Stelle eines Wegweisers vertreten haben. Er überließ indessen nun den finsteren Landsmann sich selbst, und ging kopfschüttelnd an seine Stelle zurück.

Jetzt, wo nicht mehr durch das ihn umwogende Treiben und Drängen der Menschen sein geistiges Arbeiten nach Innen zurückgedrängt war, wo nicht mehr die äußere Umgebung ihn zerstreuen konnte, schien sich das gepreßte Herz durch ein halblautes Selbstgespräch Luft machen zu wollen. Seine Augen schweiften über den vom magischen Zwielichte halb erhellten Platz hin, und als sie den

noch nicht fanden, den sie zu suchen schienen, schlossen sie sich halb, und ein schwerer Seufzer arbeitete sich aus der Brust empor.

„Hier!" sagte der Mann halblaut, und es schien dabei, als zittere die sonore Stimme durch eine innere Erregung, „hier stand ich einst — und die Augen Tausender waren auf mich gerichtet in freudigem Staunen. Wenn ich mit kräftiger Hand die Rosse lenkte, und irgend ein gefährliches Kunststück von mir ausgeführt wurde, dann schwirrte das Ach! der Furcht von mancher schwellenden Purpurlippe, und die Theilnahme hob manche schöne Brust in rascherem Takte. — Jetzt steh' ich hier von Alter und Elend gebeugt — und Niemand kennt mich — Niemand liebt mich! Aus jenen Tagen ist mir nichts geblieben, als die Erinnerung, die marternde — und das Weib — das aus dem blühenden Engel zur weinenden Matrone wurde. — Doch — noch Eins folgte mir. — Ha! die Frucht meiner Aussaat — das Elend — die Armuth — und — die Schmach!!"

Er fuhr mit der Hand wild in das Haar, als wollte er es mit kräftiger Faust vom Schädel raufen. In stummes Schweigen versunken, stand er eine Weile. — Ein dumpfer Schmerz arbeitete in seiner Brust. Die hohe Gestalt sank in sich zusammen, und das Haupt langsam auf die arbeitende Brust herab.

„Nicht einmal die Gabe der Milde wird dem Bettler," fuhr er dann fort. „Bettler? — ja, ja, ich bin zum Bettler geworden! Vergelter, Du richtest schrecklich! Einst war ich in diesen Palästen ein lieber Gast! Damals floß das Gold in Strömen mir zu — jetzt? — O, Du armes Weib, das sich an das verruchte Herz anschloß — Du Arme, wie gerne äßest Du oft das Stücklein Brod — wenn Du es hättest! Und ich, ich riß Dich heraus aus dem harmlosen Frieden — aus dem bescheidenen Wohlstande Deines Familienlebens, und schleuderte Dich in ein wildes, eitles, verruchtes Leben hinein. Wehe mir! Wehe Dir! — Auch Dich betrog ich!"

Seine Stimme wurde weich, und eine Thräne fiel zur Erde.

„O, daß ich vergessen könnte, daß ich die Erinnerung hinwegtilgen könnte, die aus ihrem feuchten Auge so marternd mich anblickt!"

Er horchte auf. Es kamen Tritte näher. Seine Gestalt richtete sich erwartungsvoll auf. Doch die Tritte entfernten sich bald wieder, und auch seine Gestalt sank wieder zusammen.

„War es nicht hier, wo ich Anna zum ersten Male sah? — das himmlisch schöne Weib eines Andern? und in wahnsinniger, verbrecherischer Liebe entbrannte? — Ja, hier war es, wo ich die Höllenqual verschmähter Liebe empfand, wo an der keuschen Tugend des edelsten Weibes alle meine Verführungskunst scheiterte, wo ich zum ersten Male von dem Glauben ergriffen wurde, es gäbe etwas Großes, Edles im Leben! O, daß er so schnell wieder schwand, daß so schnell wieder die höllischen Mächte mich ergriffen und zu Thaten führten, deren Erinnerung als Schreckbild mir bis an's Grab, und als Kläger vor den Richter folgt! — Von hier folgte ich ihr in blindem Wahnsinne nach Valenciennes und vollbrachte dort die ruchlose That, mit einer zweiten alsbald mein Gewissen belastend. Warum, warum folgte ich nicht der Stimme des besseren Gefühls, als nun Franziska wie ein Engel um mich schwebte, und gab das Kind, das glühende Rache geraubt, dem blutenden Mutterherzen zurück? — Es brach; und droben wartet meiner neue Klage. Verdammter Golddurst!" rief er nach einer langen Pause, in der er stille in sich versunken war — rief es so laut, daß es die Wache vernahm und näher kam — leiser fuhr er fort: „Verdammter Golddurst, der mich das Wesen verkaufen ließ, das mich allein retten konnte aus dem Schiffbruche meines Lebens! Seitdem folgt mir der Fluch. Judas! — Judas! — tönt's ewig in meinem Ohre! Tod, warum kommst du nicht, die Qualen meines Daseins zu enden?"

Er schlug sich in wilder Verzweiflung vor die Stirne.

In diesem Augenblicke rief eine rauhe Mannesstimme: „Diego!"

„Ich bin's!" antwortete die Gestalt, und näher heran trat der Rufende.

Der Alte schien jetzt ein Anderer. Alle die Erinnerungen schienen verschwunden, die eben ihn noch so tief erschüttert, und alle die Empfindungen, die eben noch sein Herz zerrissen hatten, schwiegen plötzlich. Fast stolz richtete er sich auf. Fest richtete er seinen kalten, ruhigen Blick auf den nahenden Fremden, und sprach mit fester Stimme, aus der auch jede Erregung des Innern gewichen zu sein schien: „Ihr habt lange auf Euch warten lassen!"

„Ich bin in Eurer Winkelkneipe gewesen — denn ich hatte wahrlich vergessen, daß ich Euch hierher bestellt," sprach die rauhe Stimme des Mannes, der in der Tracht eines Seemannes bei dem Schauspiele Noircarmes sich so heftig erzürnt hatte.

„Kommt jetzt schnell, Alvarez," fuhr er hastig fort, als die Wache sich näherte, „es ist hier nicht der beste Ort, ein Geschäft abzuthun, wie das unsrige."

„Aber wohin wollt Ihr, Breughel?" fragte der Alte.

„Das gilt mir gleich, versetzte dieser — am liebsten ist's mir in Eurem Neste."

„Bedenkt, daß die Uebrigen —"

„Wen meint Ihr?" fragte, ihm in die Rede fallend, Breughel — „die Rederyker?"

„Die sind längst zerstoben wie eine Windsbraut. Ich stehe Euch dafür, und nähmet Ihr die Laterne des Diogenes, Ihr fändet keinen mehr in Brüssel!"

„Sind sie weg?" fragte stehen bleibend Alvarez — „lügt Ihr nicht?"

„Bleibt mir mit den Fragen vom Leib, Alvarez, wenn Ihr auf mich rechnen wollt," sprach ärgerlich der Andere. „Ich sage Euch, sie sind fort, und damit gut!"

„Und mein Weib? — Sagt, was macht sie?"

„Sie weinte, daß es mir durch's Herz ging, und jede Thräne wie eine glühende Kohle auf meine Brust fiel."

„Wißt Ihr warum? Mensch!“ rief Alvarez heftig, und faßte krampfhaft die Schulter Breughel's.

„Ich fragte — aber sie schwieg.“

„Edles Weib!“ rief Alvarez, „Du leidest und duldest stille! — Hört das Entsetzliche, Breughel“ — sagte er dann mit zitternder Stimme — „sie hungert — sie hat heute noch nichts gegessen!“

„Allmächtiger Gott!“ rief Breughel, und eine tödtliche Kälte durchrieselte seine Gebeine. — „Und Ihr konntet sie hungern lassen?“

„Habe ich denn selbst etwas?“ fragte mit der Kälte der Verzweiflung der Alte.

Da riß ihn Breughel mit sich fort in fliegender Eile, und als sie nahe dem Winkel gekommen, wo, nahe dem Ufer der Sienne, das armselige Hüttchen stand, unter dessen Dach Alvarez eine Unterkunft gefunden — da drückte Breughel ihm Geld in die Hand, wies auf ein ihm bekanntes Bäckerhaus, und eilte voran zu der Unglücklichen.

Eine alterthümliche, matt leuchtende Ampel stand in der Ecke des engen Stübchens auf einem Tische, worauf eine Bibel lag. Eine sehr ärmlich gekleidete Frau saß davor und las weinend. Ihre Thränen fielen auf das Buch. Ein gutmüthiges, sanftes, in tiefem Leid unendlich rührendes Gesicht wandte sich zu dem Eintretenden.

„Kommst Du endlich, Diego?“ fragte sie freundlich, und trocknete das feuchte Auge.

„Er wird bald hier sein und Brod bringen und einen labenden Trank,“ sagte tief erschüttert Breughel, indem er ihre Hand faßte. „Ich kenne auch die Last des Elends und der Armuth,“ sagte er, „und der mir half, der mich vom Abgrunde rettete und meine Kinder, der reicht auch Euch seine helfende Hand — Hugo van Geest — das beste Herz, das in den Niederlanden schlägt!“

Das Weib sah ihn mit rührendem Ausdruck an und sagte:

„Habt Ihr auch gehungert?“

„Ja," antwortete Breughel, und die Erinnerung bewegte ihn tief — „ja, und fünf Kinder und ein krankes Weib mit mir."

„Aber wie stand es um Euer Herz, Mann?" fragte das Weib. — „Littet Ihr aus eigener Schuld, oder trugt Ihr schuldlos den Fluch des Geschickes?"

„Gottlob, schuldlos!" sagte Breughel mit Rührung.

„Wohl Euch, dann war Euer Elend sanft und Eure Last leicht" — fuhr sie fort, „aber" — sie deutete auf die Brust — „wenn da die Stimme spricht: „Du ernteſt, wie du gesäet — dann — o dann —"

„Arme Frau," sagte Breughel und faßte ihre Hand — „fehltet Ihr auch — aus Euren Worten spricht tiefe Reue — sie versöhnt, und die Hilfe sendet der Herr durch gute Menschen."

„Dank Euch für dies Wort der Theilnahme," fuhr sie fort, „ach, Ihr habt mir damit viel gegeben. Ich las da eben vom verlorenen Sohne — nicht wahr, der hatte ja auch den Vater tief betrübt — aber er lebte ja auch noch — ! — und der Vater verzieh' ihm — glaubt Ihr, daß Reue droben versöhnt?"

„Glaubt dem Worte, das Ihr laſet — es ist Jesu Wort — Gottes Wort — das bleibt in Ewigkeit!" tröstete Breughel.

Da verklärte sich ihr Antlitz, wie das einer Seligen, und in dem Momente trat Alvarez herein mit Speise und Trank. Er sah sie verwundert, freudig an und sagte: „Wie bist Du heiter, meine Franziska, mein armes Weib? —!"

Da wurde ihr Antlitz heiterer, noch seliger. Sie sank an Diego's Brust und sagte: „Ich wollte, ich stürbe jetzt, Diego, Du warst ja lange nicht so liebevoll gegen mich!"

Breughel, den diese Auftritte unaussprechlich rührten, nöthigte nun zum Essen. Beide Alten setzten sich. Die Speise schmeckte so süß nach dem langen Fasten, und doch war nichts Thierisches wahrzunehmen. Breughel beobachtete scharf die Alten. Ihm, dem Künstler, dem Maler, bot sich hier sehr erwünschte Gelegenheit

zum Studium der Natur, und er ließ eine solche nie ungenützt entschlüpfen.

Nachdem das Bedürfniß der Natur befriedigt war, nahm Breughel das Wort: „Ich komme heute im Auftrage van Geest's zu Euch."

„O, sagt, ist der edle Jüngling gerettet?" — fiel das Weib in die Rede.

„Ich hoffe es zu Gott," erwiederte Breughel, und fuhr fort: „Er sendet Euch diesen Beutel Goldes als Entschädigung, und läßt Euch dringend mahnen, sogleich die Stadt zu verlassen, da er fürchtet, Ihr möchtet nicht sicher sein."

Diego ließ seine Hand sinken.

„Breughel," sagte er — „mich hält hier ein innerer Ruf, der mich hierher führt, und nun soll ich fliehen — sagt, wohin mit meiner kränkelnden Gattin?"

„Nach la Gauchère, zu van Geest — das bietet er Euch an. Dort allein seid Ihr sicher, da Ihr als Fremder sonst schwerlich den Spürhunden Granvella's entgehen möget."

Diego versank in düsteres Sinnen.

„Nein," sagte er endlich fest — „nach la Gauchère kann und werde ich nicht gehen. Ich bleibe hier."

„Das dürft Ihr nicht!" rief Breughel ängstlich. „Wollt Ihr ihn unglücklich machen, der die Tage Eures Alters vor Noth schützen will, da er einen besonderen Antheil an Euch nimmt?"

Diego seufzte tief auf. „O, wenn er mich kennte," sprach er in sich hinein, „er würde meiner fluchen!

„Gott sei davor," erwiederte er laut dem Maler, „eher würde ich mich foltern lassen, bis das letzte Glied dieses alten Leibes seine Stelle verlassen hätte."

Das Weib bebte zusammen bei diesen Worten, und hielt die Hand mit Entsetzen vor die Augen.

„Zu solch einem anatomischen Experimente soll's, wie ich hoffe, niemals kommen; — indessen, wenn Ihr durchaus nicht die Stadt

verlassen wollt, so kommt zu mir in mein ärmliches Haus. Ihr mögt als Farbenreiber bei mir sein, so bleibt Ihr verborgen. — Wäre nur Hugo sicher!"

„Habt Ihr denn Zweifel an seiner Sicherheit?" fragte ängstlich Alvarez.

„Wohl bin ich nicht ganz ohne Sorge, da Noircarmes, sein erbittertster Feind, seine Stimme wirklich erkannte, und der wird sich zu rächen, keine Mittel unversucht lassen. Doch laßt uns noch das Beste hoffen!"

Es wurde nun beschlossen, daß die Alten zu Breughel ziehen sollten, der ebenfalls in einer abgelegenen Straße im entgegengesetzten Stadttheile wohnte. Indessen wurde dieser Plan vereitelt. Franziska erkrankte in der Nacht noch. Das Elend hatte ihren Körper zerrüttet, und der Genuß kräftiger Nahrung nach langem Hungern wirkte jetzt nachtheilig auf ihre ganze schwache Organisation zurück.

Der Morgen sah sonnig und klar durch die hohen Fenster in das Closet des Cardinals Granvella, der im geschmackvollen Hauskleide eben vom Brevier aufgestanden war. Sein ganzes Wesen war in sichtbarer Wallung. Leicht erregbar, ehrgeizig und gewohnt, nur Herren und Sclaven in der Welt zu erblicken, zu deren Ersteren er sich, und zu Letzteren die übrigen Menschen rechnete, waren ihm die Ereignisse des gestrigen Tags ein Gegenstand des glühendsten Zornes geworden. Auf seinen Befehl war Noircarmes und Mannsfeldt mit den Reitern hinaus geeilt, um die Rederyker gefangen zu nehmen. Die vereitelte Hoffnung steigerte seinen Zorn zur Raserei. Kein Schlaf war in seine Augen gekommen — selbst das Gebet hatte ihn nicht ruhiger gemacht. Seinem Winke standen alle Spürhunde Brüssels zu Gebot. Alle waren schon am gestrigen Abend in Thätigkeit gesetzt worden, allein Keiner hatte eine Spur entdeckt, da die Theilnehmer schon im Zelte von Breughel bezahlt worden waren, und sich mit dem Volk aus dem Quartiere von Brüssel nach allen Seiten bereits zerstreut hatten, bis

auf Diego, den der leidende Zustand seines Weibes und seine Armuth in Brüssel zurückhielt.

Der Cardinal wüthete in seinem Closet. Jener Kupferstich, den man auch an öffentlichen Gebäuden anzuheften, und so ihn zur Kenntniß des Publikums zu bringen nicht versäumt hatte, war noch zu neu in seinem Andenken, und jetzt kam diese neue entsetzliche Kränkung hinzu. Die Feinde hatten sich so schlau in das Dunkel des Geheimnisses zu hüllen verstanden, daß Granvella alle seine Mühe, sie zu entdecken, fruchtlos sehen mußte. Eben dies Mißglücken seiner Rachepläne erregte ihn noch immer mehr.

Sein Kammerdiener meldete jetzt: „Albrecht von Noircarmes, Herrn von Sainte Aldegonde." Der Cardinal, hoffend, Licht über die gestrigen Auftritte zu erhalten, ließ ihn willkommen heißen.

Noircarmes trat ein.

„Ihr bringt sichere Kunde?!" rief ihm Granvella entgegen. „Ich sehe es an Eurer Miene, junger Mann!"

„Wollte Gott, ich könnte Eurer Eminenz zweifellose Gewißheit geben!" sprach Noircarmes, „allein so zweifellos ist die Nachricht doch nicht vor dem Gerichte, wie sie mir ist; denn ich wollte mein Leben daran setzen, daß der frevelnde Pickelhäring Niemand anders war, als Hugo van Geest."

„Ich bin vollkommen Eurer Meinung, junger Freund," entgegnete vertraulich der Cardinal. „Des jungen Menschen Uebermuth ist grenzenlos. Er stützt sich so fest auf Margarethen's Gunst, daß er sich für unantastbar hält. Er soll sich täuschen! Granvella hat den Willen und die Macht, auch Margarethen's Günstlinge zu zermalmen, wenn sie es wagen, ihn zu verletzen. — Wo ist van Geest?"

„In Valenciennes," versetzte Noircarmes.

„Also nicht hier?" — fragte Granvella.

„Er ist seit einigen Tagen abwesend, und, wie man sagt, in Valenciennes; allein könnte dies nicht alles List sein, den Verdacht

von sich abzuleiten? Er ist schlau — Ihr wißt es, Herr Cardinal, von der Kupferstichgeschichte her!"

„Auch das war ohne Zweifel sein Werk," versetzte der Cardinal, „und das gestrige sein letztes, das dürft Ihr mir glauben!"

Er schritt wild auf und nieder. In seinem Innern wühlten alle feindseligen Leidenschaften, deren sein Herz nur fähig war. Nach einiger Zeit blieb er vor Noircarmes stehen, der ebenfalls in dieser Pause seinen Gedanken Gehör gegeben.

„Wollt Ihr mir einen Dienst leisten, junger Freund?" fragte freundlich der Cardinal.

„Gebietet!" rief Noircarmes. „Mit Gut und Blut bin ich Euer!"

„Granvella wird das nicht vergessen," sprach er mit einer hohen Gönnermiene. „Wohlan, eilt heimlich nach Valenciennes, und bringt mir genaue Kunde von der Ankunft van Geest's, sowie von seinem Treiben dort. Eilt, so viel Ihr könnt. Meine Dankbarkeit wird Euch erwarten."

Noircarmes empfahl sich freudig, den Plan Granvella's auszuführen. Schon im Geiste sah er sich zu hohen Ehren durch den Mächtigen erhoben, und zu dem Haß in seinem Herzen gesellte sich der Ehrgeiz. Beide spornten ihn zu hastiger Eile.

Granvella sah ihm mit einem boshaften Lächeln nach.

„Geh' nur hin," sagte er, „du liegst in den Ketten des Hochmuths, und ich will dich fesseln. Du wärest mein Feind, wie sie Alle, die stolzen Menschen, die auf das Vorrecht ihrer Geburt so übermüthig trotzen, wenn nicht die Wuth verschmähter Liebe dich beseelte. Aber die Macht eines Niedrigen, den das Verdienst ihnen gleichstellte, wird sie demüthigen, selbst Dich, Du stolzer Oranier, der Du an meinem Untergang arbeitest. Sieh' zu, wer am ersten fällt, Du oder ich!? — Und wenn ich einst Euch Alle in den Staub getreten habe, wenn ich siegend am Ziele der Macht stehe, das meinem Geiste leuchtend vorschwebt, dann will ich triumphiren über Euch, dann sollt ihr meine ganze Kraft fühlen,

aber auch den Hohn und die Verachtung dessen, dem ihr seine niedere Herkunft vorzuwerfen Euch erkühnt! Philipp von Spanien kennt Euch — und Philipp von Spanien" — sprach er hohnlachend — „ist in Granvella's Hand. Granvella ist König, und Philipp nur das ohnmächtige Werkzeug in Granvella's Hand! — Nur schlau muß ich dem Ziele nahen. Margaretha — das Weib — Ha! Sie muß selbst den verdammen, den sie liebt, und ich will sein Urtheil sprechen!"

Er rief seinem Kammerdiener. Sein Antlitz leuchtete. Er ließ sich ankleiden. Die Sänfte wurde gebracht, und mit der Miene der Demuth und der aufrichtigen Besorgniß trat er hinein, und ließ sich zum Palaste der Statthalterin tragen.

Margaretha war bereits durch den Grafen Carl von Mannsfeldt unterrichtet von Allem, nur nicht davon, daß man ihren Liebling im Verdachte der Antheilnahme hatte, ja, daß man ihn als Urheber derjenigen Sache nannte, die jetzt ganz Brüssel in eine stürmische Bewegung brachte.

Ihre ersten Worte an den Cardinal waren über diesen Gegenstand. Margaretha unterdrückte ihr Lachen, das gewaltsam hervorzubrechen drohte, als sie des Cardinals wilden Zorn sah; allein ihr Antlitz nahm bald einen anderen Ausdruck an — als rücksichtslos der Cardinal ihr sagte, sie habe eine Schlange in ihrem Busen genährt, Hugo van Geest sei der Urheber dieser Scenen, und noch ernster wurde sie, als sie erst die volle Deutung der allegorischen Personen vernahm, und sich selbst dem Spotte des Volkes preisgegeben sah. Ein gekränktes Weibergemüth verzeiht selten. Margaretha war in heftiger Entrüstung; allein sie vertheidigte van Geest auf's Heftigste.

Margaretha sah es wohl klar ein, es müsse hier ein Beispiel statuirt werden, wie der Cardinal verlangte. Sie ließ den Präsidenten Viglius zu sich bescheiden, um mit ihm zu berathen.

Der ehrwürdige Greis erschien alsbald, und Margaretha eröffnete ihm des Cardinals Antrag. Auch er stimmte für die ge-

naueste Untersuchung und die exemplarische Bestrafung — aber wie entfärbte sich der edle Mann, als er die Beschuldigung des Sohnes seines geliebtesten Freundes erfuhr!

„Es kann nicht sein!“ rief er aus, und ein edles Feuer blitzte aus seinen Augen. „Es kann nicht sein, denn des Vaters Blut strömt in seinen Adern. Hugo ist wohl jugendlich ausgelassen, aber ich habe ihn mit den Augen eines strengen Vaters in all' seinem Thun verfolgt, und niemals fand ich ihn auf unrechtem Weg. Ich muß auf einer um so strengeren Untersuchung bestehen,“ schloß er, „damit der erniedrigende Verdacht von dem Unschuldigen entfernt werde.“

Der Beschluß wurde gefaßt und die Befehle ertheilt.

Margaretha ließ den Baron von Montigni zu sich entbieten. Er war Hugo's Freund, er mußte, da van Geest abwesend war, genaue Nachrichten über den Ort seines Aufenthalts geben können.

Montigni sprach warm für den Freund. Er suchte den Verdacht, so viel als nur immer möglich, von ihm abzulenken, allein es war bei dem Cardinal umsonst, der noch einen geheimen Grund des Abscheues gegen Hugo hatte, seine Leidenschaft für Clara.

Margarethen und dem Präsidenten war van Geest unschuldig, nur dem Cardinal nicht. Er war fest entschlossen, ihn verhaften und in den Kerker der Inquisition werfen zu lassen, auch wenn Margaretha es nicht sollte zugeben wollen, da er hier freie Hand hatte, zu handeln, wie er wollte.

Ueber van Geest's Haupte zog sich ein Unwetter zusammen, und er selbst ahnete es nicht in dem fröhlichen Muthe der Jugend. Er war nach la Gauchère geeilt und vergnügte sich mit der Jagd, wenn nicht la Grange bei ihm war, sein Erzieher und wärmster Freund, ein Geistlicher aus Valenciennes, mit alle der Gluth seiner Seele dem Protestantismus zugethan, dessen Lehre er auch in Hugo's Seele geflößt, und auch ihr die wärmste Begeisterung dafür eingehaucht hatte. Er ahnete nicht, wie nahe ihm der gefährliche Feind, der rachsüchtige Noircarmes war. — Dieser

hatte seine Erkundigungen eingezogen, und floh pfeilschnell zu dem Cardinal zurück, ihm zu melden, daß erst einen Tag nach dem Schauspiele der Rederyker van Geest nach Valenciennes gekommen sei.

Mit dieser fröhlichen Kunde für den Cardinal war auch die eingegangen, daß man ein Glied des Rederyker-Vereins, und zwar einen alten geborenen Castilier, in einer Winkelkneipe Brüssels entdeckt, und sofort vom Bette seines jammernden, erkrankten Weibes in den Kerker der Inquisition geschleppt habe.

Schnell gab Granvella den geheimen Befehl, van Geest in la Gauchère, seinem Landgut, aufzuheben, und nach Brüssel heimlich in den Kerker zu bringen.

La Grange war eben bei dem Jüngling, als die Schergen des Cardinals ihn aufhoben, fesselten und sich mit ihm nach Brüssel zu auf den Weg machten. La Grange wollte sich widersetzen. Die Bauern des Dorfes harrten nur des Winks, um anzugreifen; allein Hugo bat, es nicht zu thun. Nur in la Grange's Ohr konnte er flüstern, es an den Maler Breughel in Brüssel zu melden. Er selbst ergab sich mit Ruhe und Geistesgegenwart in sein Loos, hoffend auf Befreiung, wenn seine Gefangenschaft zur allgemeinen Kunde käme. Und dazu mußte sie kommen, wenn Breughel, der Treue, den Unfall vernahm, wenn Margaretha es erfuhr. Gegen jedes Gericht konnte er außerdem protestiren als freier Niederländer, das nicht der Staatsrath war. Nur Eins lag ihm schwer auf dem Herzen — seine geliebte Clara. — Er wußte es ja nicht, daß sie schon von dem Verdachte wußte, ahnte es nicht, daß sie schon manche Nacht durchweint um ihn, schon so oft zum Himmel um Rettung aus der Gefahr, die ihm drohe, gefleht.

Margarethens Mittheilung an ihren Liebling über des Cardinals Verdacht gegen van Geest — hatte sie tief erschüttert. Sie kannte van Geest besser, als Alle, daher war auch die Ueberzeugung lebendig in ihr, daß er Antheil habe an dem Schauspiele

der Rederyker; nur das konnte sie nicht glauben, daß er Margarethen mit in den höhnenden Aufzug hineingezogen. Dazu glaubte sie sein offenes, edles Herz zu gut zu kennen. Was hatte in dieser schweren Stunde das Mädchen, als Thränen und Gebete?

Wie sah sie mit stürmisch pochendem Herzen der Stunde entgegen, wo Breughel zu ihr kam, um ihr im Zeichnen Unterricht zu ertheilen. Er war ja der Treue, der das süße, heimliche Wort der Liebe brachte und nahm; er kannte ja jeden Schritt van Geest's, von ihm konnte und durfte sie Wahrheit erwarten. In quälender Erwartung saß sie da, und die Stunden schlugen so träge. Endlich nahte die ersehnte, und — Breughel kam nicht. Es verging noch eine, und er kam nicht. — Die Sonne schied zur anderen Hemisphäre, und Breughel, der sonst so sehr pünktlich seinen Verpflichtungen nachzukommen pflegte, blieb aus. Hier mußte ein wichtiges Hinderniß obwalten. Welches konnte es aber anders sein, als van Geest's Geschick? — Tausend marternde Vorstellungen verfolgten sie. Nirgends fand sie Ruhe, und der Thränen Quelle versiegte nicht mehr.

Margaretha sah des Lieblings Schmerz. Sie kannte die Liebe des Mädchens und Hugo's, und doch mochte sie nicht den zauberischen Schleier des Geheimnisses davon hinwegreißen. Jetzt aber nahte die Stunde. Am Herzen der Freundin, der mütterlichen, zerfloß das liebende Mädchen in heißen Thränen. Da gestand sie ihr süßes Geheimniß, und der erste Trost kam in ihr Gemüth, als Margaretha auch dann ihr Verzeihung und Schutz zusagte, wenn Hugo selbst schuldig sollte erfunden werden.

Jetzt schlug ihr Herz ruhiger, aber die Trauer, der Schmerz wich dennoch nicht von ihr, denn sie dachte sich den Geliebten vielleicht jetzt im Gefängniß, in den tiefen Kerkern der Inquisition, wohin kein Strahl des Tages drang. Die Phantasie der Liebenden malte ihr die Bilder ausschweifend gräßlich, und so schuf sie sich selbst eine namenlose Qual.

Auch am anderen Tage kam Breughel nicht. Der edle Mensch

hatte Größeres jetzt zu thun. Diego's leidende Gattin nahm er in sein Haus, und sein Weib, ein sanftes, frommes Gemüth, nahm sich mit ihm der Leidenden mit Treue und Aufopferung an.

Unter diesen Werken der Liebe fand ihn la Grange's Nachricht, und wie ein vernichtender Donnerschlag traf sie den Mann, der oft dem jugendlich leichtsinnigen Jüngling abgerathen hatte, den Plan auszuführen, der aber dennoch in der Verwegenheit seines Sinnes nur zu sehr zu ähnlichen Dingen hinneigte, der eigentlich auch der Urheber jenes satyrischen Kupferstiches war, der des Cardinals Ansehen eben so sehr untergraben hatte, als es seinen wildesten Zorn erregt. Er sah einen Abgrund sich vor van Geest öffnen, aus dem er ihn zu retten versuchen mußte. Ueber die Wahl der Mittel war er nicht lange im Zweifel. Der Gattin übertrug er nun allein die Sorge für die Unglückliche, und er eilte zu Oranien, zu Egmont, zu Horne und Montigni, um ihnen den neuen Gewaltstreich des Verhaßten anzuzeigen, und sie um Rettung des Jünglings, den sie alle liebten, aufzurufen, ehe die Rache des Cardinals ihn mit ihren Tigerkrallen zermalmte.

In einem jener Kerker, deren Schreckliches hinlänglich bezeichnet ist, wenn man sie Kerker der Inquisition, des schrecklichsten aller Gerichte, nennt, war Hugo van Geest unterdessen mit dem Dunkel der Nacht angekommen. Des Cardinals Weisung hatte ihm nicht den günstigsten Empfang bereitet, und von Ketten belastet, gleich dem gemeinsten Missethäter, gab man ihm in dem finsteren, naßkalten Gewölbe Zeit, eine That zu bereuen, zu der jugendlicher Muthwillen, glühende Liebe zum Vaterland und Haß gegen seinen Unterdrücker verleitet.

Wo er sich befand, wußte Breughel nicht — allein daß er bereits in Brüssel sein müßte, setzte er voraus.

Die edelsten Männer der Nation waren es, und die einflußreichsten, bei denen Breughel van Geest's Gefangennehmung gemeldet. Es bedurfte nicht der warmen, begeisterten Rede, die von seinen Lippen floß, um sie für van Geest zu interessiren.

War auch dem verschlossenen, ernsten Oranien der Jüngling noch zu jugendlich, zu feurig selbst, um ihn näher an sich zu ziehen, so verkannte er dennoch das Gediegene seines Charakters, seinen feurig offenen Sinn nicht, und nicht die gerechten Hoffnungen, die das Vaterland auf ihn setzen konnte in den Augenblicken der Gefahr und Noth. Darum nahm er warmen Antheil am Jünglinge, der schon in Frankreich, wo er als Freiwilliger unter den Fahnen der Protestanten gefochten, einen seltenen Heldenmuth an den Tag gelegt; vornehmlich aber empörte ihn Granvella's neuer Gewaltstreich.

Schon seit längerer Zeit waren die Grafen von Horne und Egmont mit Oranien Granvella's bitterste Feinde. Sie hatten bereits vor einer längeren Zeit dem König einen gemeinschaftlichen Bericht erstattet über den gefährlichen Zustand der Niederlande. Kräftig schilderten sie den Haß gegen den Cardinal, dessen Motive sie sattsam nachwiesen, und drangen auf seine Entfernung. Philipp kannte viel zu gut den Juwel, den seine Krone an Granvella besaß, als daß er in das Ansinnen der Grafen und des Prinzen eingegangen wäre. Sie haßte er. Sie sah er als die gefährlichsten Gegner seiner Pläne an, und ihre Klage war dem Cardinal in seinen Augen ein nur zu vollgültiger Empfehlungsbrief. Sie sahen ihre Pläne vereitelt. Sie sahen Granvella in eben dem Grad in seines Herrn Gunst steigen, als er im Hasse der Niederländer stieg. Da thaten sie den entscheidenden Schritt. Obwohl sie in der Nähe des Hofes blieben, traten sie gemeinsam aus dem Staatsrath, erklärend: daß, da sie kein anderes Mittel kenneten, als Zusammenberufung der Staaten, um des Vaterlandes tief einfressenden Schaden zu heilen — und dies ihnen zu verlangen nicht gestattet sei, sie einstweilen aus dem Staatsrathe schieden, wo länger Maschinen Granvella's zu sein, ihre Ehre wie ihr Pflichtgefühl nicht gestatte. Von diesem Zeitpunkt an sah das Volk in ihnen seine Retter, der Adel, der Granvella haßte, in ihnen seine Häupter, und enger und enger schloß man sich an sie an. Ihre Stellung gegen Granvella, und jener ominöse Scherz bei dem Gastmahle

des Herrn von Grobbandonk, wo sie auf die Livree ihrer Bedienten eine Narrenkappe von schwarzem Tuche setzen ließen, die man für einen Cardinalshut erklärte, gab selbst Veranlassung, daß sich das Volk laut über den Cardinal zu äußern begann, und man den Muth faßte, den gemeinsamen Feind mit allen Waffen der Satyre und des Witzes zu bekriegen.

Darum, dies wohl wissend, warfen sie sich jetzt als Sachwalter van Geest's auf, obwohl sie sich selbst als Staatsräthe auch ihrer Rechte begeben hatten.

Margaretha von Parma erstaunte, als man ihr die drei Statthalter meldete. Sie wußte noch nichts von van Geest's Gefangennehmung und Einkerkerung. Nur die des Spaniers Diego hatte man ihr angezeigt. Jetzt traten Oranien, Horne und Egmont, die Ritter des goldenen Vließes, die Provinzialstatthalter, die Männer, die sie zu fürchten gewohnt war, bei ihr ein, und auf ihren Gesichtern las sie eine Jeremiade. Kurz, kräftig und scharf sprach Oranien über Granvella; enthüllte Margarethen, was sie längst gewußt, ihre Bevormundung durch den Cardinal; zeigte ihr, wie er hinter ihrem Rücken ihre Schritte paralisire, und bei ihr die Illusion zu erhalten suche, als regiere sie, indeß er allein der Regent des Landes und durch die Besetzung der Aemter des Staates durch seine Kreaturen einen mächtigeren Arm habe als sie. Er enthüllte ihr aus vielen Thatsachen, daß Granvella stets nach geheimen Instructionen von Madrid handele, deren Urheber wieder nur er selbst durch seine List und Gewalt über König Philipp sei. Oranien's Rede eröffnete Margarethen die Einsicht in so manches Räthsel, daß es wie Schuppen von ihren Augen fiel, und sie die Wahrheit dessen, was der Redner sagte, tief fühlte; allein wie erstaunte sie, als er endlich, als den schlagendsten Beweis seiner Aussage, van Geest's Gefangennehmung und Einkerkerung ihr anzeigte, und dringendst sie bat, sich des Verfolgten anzunehmen, und falls er schuldig sei, seinen Rechtshandel vor den Staatsrath

zu ziehen. Zuletzt verlangte er nochmals kräftig im Namen der Nation die schnelle Entfernung Granvella's.

Einer Bildsäule gleich, stand die Oberstatthalterin jetzt vor den drei Herren, und wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie zweifelte noch an Granvella's Kühnheit zu diesem Schritte, doch Oranien's gewisse Versicherung erzürnte sie heftig gegen den Gewaltstreich dessen, der ihr mit jedem Augenblicke selbst verhaßter wurde, jemehr sie seine Uebermacht erkannte und ihre eigene Herabsetzung durch ihn.

Sie sagte den Herren volle Erfüllung ihres Begehrs zu, und entließ sie sehr gnädig.

In der vollen Aufwallung ihres Zornes trat sie in ihr Closet. Ein unterdrücktes Schluchzen, das aus dem an das ihre grenzende Gemach Clara's an ihr Ohr schlug, zog sie hinein. Da stand vor der Weinenden der treue Breughel, das Schicksal des Geliebten ihr eben erzählend. Breughel erschrack nicht, als die Statthalterin eintrat, und ihr noch im Zorne flammender Blick ihn traf.

Hier galt es für seinen und der Seinen edlen Retter, und er fühlte, wie sein Muth wuchs.

Margaretha fragte nach Clara's Thränen. Die Weinende vermochte nicht zu antworten, sie deutete auf Breughel.

„Erlaubt Ihr, gnädigste Frau," fragte er, „daß ich Euch den Grund des Kummers des Fräuleins erzähle?"

Margaretha neigte das Haupt.

Da begann das Auge des Malers zu leuchten, und sein Herz, sein dankbares Herz sprach für van Geest mit einer Begeisterung, die Margarethen hinriß.

„van Geest hat in Euch einen Vertheidiger, wie ich ihn jedem Angeklagten wünschen möchte, und wäre er auch nicht so unschuldig, als Hugo ist" — sagte sie, ihre Hand gnädig auf des Mannes Schulter legend.

„Sollte ich nicht für den Edelsten reden, der in den Niederlanden athmet," fuhr Breughel in wachsender Begeisterung fort: „Mein Herz ist sein und mein Leben; denn er hat mich, meine

Gattin und meine Kinder vom Hungertode gerettet, als wir Alle krank lagen, hat ärztliche Hülfe in meine Hütte gebracht, und so mir eine Schuld der Dankbarkeit auferlegt, die ich nie abtragen kann. O, gnädige Frau," rief er aus, „Ihr kennet nicht sein Herz, wie groß und edel es ist! Mag er auch gefehlt haben durch seine Antheilnahme an dem Schauspiele der Rederyker."

„Wie?" fragte Margarethe, und eine Todtenblässe überzog ihr Antlitz, und ihre Stirne legte sich in düstere, dräuende Falten. — „Wie? Hugo war dennoch dabei, und gab mich dem Spotte preis?"

Da stürzte Clara vor ihr nieder und umwand ihre Kniee, da riß des Mädchens Beispiel auch Breughel vor ihr nieder.

„Ich habe nie vor einem Menschen gekniet," sagte er feierlich — „aber jetzt flehe ich knieend, vergebt dem jugendlichen Muthwillen! Euch hat er nie angegriffen, bei Gott, nie! Man hat Euch schrecklich hintergangen."

Margarethens Herz, noch bewegt durch Breughel's Erzählung, wurde durch den Anblick der Knieenden, durch Breughel's Worte völlig entwaffnet. Sie hob Clara auf und schlang ihren Arm um sie, indem sie Breughel winkte, aufzustehen.

„Waret Ihr zugegen, Meister?" fragte sie.

Breughel bejahte.

„So erzählt mir ungeschminkt, offen und wahr den Hergang. Habt Ihr's vernommen — wahr — Wahrheit will ich, muß ich hören!"

Breughel neigte sich zusagend. Ohne Schmuck und Zuthat erzählte er nun Margarethen das ganze Schauspiel. Sie konnte sich, als er zu Ende war, des Lachens nicht enthalten.

„So tollkühn auch das Unternehmen ist und so strafbar, so liegt doch zuviel treffender Witz darinnen, als daß man nicht lächeln müßte," sagte sie.

„Ich danke Euch, Meister, für Eure Mittheilung, und gebe Euch mein fürstliches Wort, daß Eurem Wohlthäter kein Uebel

begegnen soll. Er hat noch andere Schützer, die indessen, mögen sie auch höher stehen als Ihr, dennoch an Werth Euch nicht vorgehen. Hugo ist strafbar," sagte sie zu Clara, „und wäre er mein Sohn, ich dürfte sein Thun nicht ohne Strafe lassen; indessen vertraue mir, meine Clara, und stille Deine Thränen." — Sie entließ Breughel gnädig und begab sich in ihren Audienzsaal, wo sie den Greis Viglius von Luichem erwartete. Clara aber sank auf ihre Knieen, dem Herrn dankend für den Strahl des Lichtes, der in ihre trostlose Seele gefallen war, und den Geliebten der väterlichen Obhut empfehlend.

Viglius erschien. Margaretha eröffnete ihm das bisher Erzählte, und er selbst, der warme Freund, mußte diesen Schritt heftig tadeln. Allein auch Hugo's Schuld schmerzte ihn tief.

„Es ist wahr," sagte er betrübt, „Strafe muß er leiden. Die Angriffe auf die Regierung sind zu bitter, und das Beispiel der Gnade würde zu nachtheilig auf das Volk und den Adel wirken, dem nur bisher ein Punkt der Vereinigung fehlte, um seine Macht zu fühlen. Indessen ist es nöthig, mit Umsicht zu verfahren. Ganz Brüssel ist in einem Zustande, den man fast Aufruhr nennen könnte. Ueberall erblickte ich Haufen von Bürgern, die heftig redeten, und ich wage die Flüche nicht auszusprechen, die Granvella treffen."

Beide nahmen nun die Sache in Ueberlegung und erst nach Verlauf zweier Stunden verließ Viglius die Oberstatthalterin. Diese schloß sich mit ihrem Geheimschreiber, Thomas Armenteras, ein, und ehe noch die Mitternacht ihre zwölf Schläge von Brüssels Thürmen ertönen ließ, war Armenteras schon auf der Reise nach Madrid, und das letzte Wort Margarethens tönte noch in seinem Ohre: „Es hängt Alles von Eurer Eile ab, darum gebt Eurer Reise Flügel!"

In einem düsteren Gemache, dessen Wände mit schwarzem Tuche bekleidet waren, saßen an dem, gleichfalls schwarz behängten Tisch, auf welchem ein Kruzifix stand, Granvella und die Inqui-

sitoren. In ihren finsteren Gesichtern konnte man die Todesurtheile lesen, die ihr gräßlicher Mund zu sprechen bereit war, und kein menschenfreundlicher Zug verrieth die Hoffnung der Gnade. Eine dumpfe Grabesstille herrschte im Gemache. Gleich Bildsäulen, in denen kein Leben, saßen die Richter, und standen in unterwürfiger Entfernung die Diener dieses Gerichtes, das die Menschheit ewig schändet.

Jetzt thaten sich die Flügelthüren auf, und mit Ketten belastet, doch stolz, wie ein König, und freimüthig und furchtlos trat, von zwei Bewaffneten begleitet, Hugo van Geest herein, und gleich hinter ihm Diego in ähnlichem Schmucke. Hugo sah den Alten mit freundlichem und doch mitleidigem Blick an, und grüßte ihn wie einen alten Bekannten. Diego war finster. Sein glühendes Auge ruhte durchbohrend auf dem Cardinal, der ihn jedoch nicht zu kennen schien.

Die Flügelthüren schlossen sich wieder. Die vorige Stille trat ein, und Granvella gab das Zeichen, daß das Gericht eröffnet sei.

„Hugo van Geest" — hob der Fiscal, ein eisgrauer Dominikaner, an, aus dessen häßlichem Gesicht eine teuflische Seele blickte, indem er sich erhob — „Hugo van Geest, Ihr seid schrecklicher Verbrechen angeklagt, des Ketzerthums, des Hochverraths und der Verspottung des heiligen Tribunals. Ihr steht vor Euren Richtern, verantwortet Euch, wenn Ihr es vermögt!"

Der Jüngling trat kühn einen Schritt vor.

„Nehmt mir die Fesseln ab," sprach er fest und gebieterisch, „die Ihr widerrechtlich mir angelegt, dann wird der freie Niederländer reden, wie er es für gut findet!"

Er trat wieder den Schritt zurück und schwieg.

Eine Weile sahen sich die Richter, durch diese unerwartete Kühnheit betroffen, an, und wußten nicht, was zu thun sei. Endlich sprach, nachdem er einige Zeichen mit Granvella gewechselt, der Fiscal:

„Eure Frechheit könnte die Langmuth des heiligen Officiums vernichten, wenn es nicht gewohnt wäre, milde zu sein, selbst gegen die Auswürfe des menschlichen Geschlechts!"

Ein Wink, und die Diener lösten des Jünglings Fesseln. Es war ihm wie dem Vogel, der dem beengenden Bauer entronnen ist. Freier und froher hob sich seine Brust. Er trat wieder einen Schritt vor, stolzer, kühner als vorher, und sah furchtlos in Granvella's gelbes Antlitz. Des Cardinals Auge schweifte unstät umher. Er glich in diesem Augenblicke dem Beklagten, van Geest dem Richter.

„Sehet mich an, Herr Cardinal," hob van Geest mit fester, wohltönender Stimme an — „denn zu Euch rede ich, nicht zu dem Manne, den ich nicht kenne, dessen schmähender Rede ich nur die Verachtung des guten Bewußtseins entgegenzusetzen habe."

Der Dominikaner biß sich in die bleiche Lippe. Granvella bemühte sich, den Jüngling anzusehen, doch er konnte den durchbohrenden Blick, in dem Verachtung und Spott lag, nicht ertragen.

„Wer, so frage ich," hob van Geest an, „wer gibt Euch das Recht, den freien Niederländer heimlich, wie einen Verbrecher, gegen die Rechte und Freiheiten seines Vaterlandes und Standes aufheben zu lassen? Wer berechtigt Euch, ihn in Fesseln zu legen, dem Mörder gleich, ehe seine Schuld erwiesen ist? — Wer gibt Euch die Macht, ihn vor ein Gericht zu ziehen, das im Finstern sein verruchtes Wesen treibt, ihn, der nur in dem Staatsrathe, vor den Häuptern seines Volkes gerichtet werden kann? — Ihr schweigt? — Ihr fühlt, welcher vermessenen Handlung Ihr Euch schuldig gemacht! Ich protestire feierlich gegen dieses Gericht, und verlange vor das meiner Nation gestellt zu werden!"

„Schweig, Verruchter!" donnerte ihm der Cardinal, der sich ermannt hatte, zu, „schweig, und vergrößere Deine Schuld nicht!"

„Wer Euch den Wahn beibrachte," fuhr rücksichtslos van Geest fort, „daß jemals ein van Geest vor dem Machtwort eines Tyrannen zitterte, dem sagt kühn in's Antlitz: daß er ein Lügner ist!"

„Legt ihn in Ketten!“ schrie der Fiscal. „Es bedarf keiner Untersuchung!“

Die zwei Diener nahten sich dem Jüngling. Sein Flammenblick traf sie.

„Zurück!“ — donnerte er ihnen zu, daß die Schergen bebend zurücktraten. „Ihr gebt,“ fuhr er fort, und trat noch einen Schritt näher, „Ihr gebt durch Euer Schweigen Euch als schuldig des Eingriffs in die Rechte und Freiheiten meines Vaterlands an, und ich würde es unter meiner Würde halten, Euch auf die Anklage zu antworten, wenn ich nicht jetzt gerade die Lust fühlte, sie in's Auge zu fassen, und mein Gewissen mich aufforderte, der Wahrheit Zeugniß zu geben. Es ist wahr, daß ich der gereinigten Lehre des Evangeliums von ganzer Seele und bis zum letzten Athemzug anhänge. Es ist verruchte Lüge, daß ich jemals die Achtung vor dem König aus dem Auge verloren. Selbst das Schauspiel, das Ihr kennt, an dem ich allerdings Theil gehabt, galt nur Euch, Herr Cardinal, und sollte Euch zeigen, wie man Euch haßt und verachtet, und Euch lehren, von einer Stelle zurückzutreten, so lange der Rücktritt ohne Schmach möglich ist, und so lange nicht die Wuth eines mißhandelten Volkes sich an Euch rächt, das bis jetzt nur den Spott und die Verachtung als Waffe gegen Euch gebraucht. Daß ich die Inquisition verhöhnt — es ist wahr, und ich that, was Recht war. Hier habt Ihr mein Bekenntniß. Ich bin schuldig dessen, wenn es eine Schuld ist — aber dieser Mann (er deutete auf Alvarez) ist unschuldig. Stellt mich vor mein Gericht und laßt mich richten!“

Des Jünglings kräftige Rede und die völlig rücksichtslose und verwegene Offenherzigkeit, mehr aber das feste Berufen auf ein angestammtes, vom König eingesetztes Gericht, machte seine Richter im höchsten Grade verlegen. Das Bekenntniß seines Glaubens indessen legte ihnen wieder viele Gewalt in ihre Hand, und nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, befahl in fürchterlichem Grimme der Cardinal, ihn enger zu fesseln und in einen noch

schlimmeren Kerker zu begraben. Vergebens protestirte van Geest. Er mußte der Gewalt nachgeben. Unbarmherzig fesselten ihn die Gerichtsknechte und schleppten ihn in ein Gemach, das nahe bei dem Audienzzimmer war, wo er jedoch Alles vernehmen konnte, was drüben vorging.

Anfänglich hörte er nur ein halblautes Reden. Deutlich aber vernahm er, wie die Stimmen zitterten im Grimm. Er konnte sein Urtheil voraussehen — das Todesurtheil — denn diese Richter, die er so empfindlich angegriffen, vergaben nicht; allein Hugo fühlte zu tief die Ungerechtigkeit des Verfahrens, sein Glaube an das ewige Walten der Vorsehung stand zu fest, als daß nur ein Augenblick sein Muth, seine Zuversicht gewankt hätte.

Diego wurde jetzt vorgerufen. Ihm wurde die Beschuldigung des Ketzerthumes nicht zur Last gelegt, nur die beiden anderen, die man auch Hugo gemacht.

Diego sprach wenig. Er verlangte laut, mit Granvella ein Wort im Vertrauen und unter vier Augen zu reden, dann wolle er sich richten lassen, da er dessen, was man ihn beschuldige, sich schuldig wisse.

Hugo erstaunte, bebte. Er horchte angestrengter. Er vernahm Tritte an der Thüre des Zimmers vorüber, in welchem er sich befand, eine Thüre knarrte und fuhr in's Schloß.

Diego und Granvella standen sich gegenüber.

„Sehet mich genau an, Herr Cardinal," sprach Diego. „Kennt Ihr mich?"

Der Cardinal starrte ihn an. — Es schien, als dämmere das Bild dieses Mannes in seiner Erinnerung.

„Es scheint," hob Diego an, als der Cardinal schwieg, „zehn Jahre haben viel Verwüstungen an meinem Körper gemacht, daß Ihr mich nicht erkennet. Ich heiße:" — — er flüsterte etwas in des Cardinals Ohr.

Der Cardinal erbleichte und fuhr zurück.

„Ha!" rief lauter Diego, „gedenkt Ihr des Dienstes noch,

den Euch diese verruchte Hand geleistet? — Euer Gold liegt noch schwer auf meiner Seele, und Jahre lange Reue hat es nicht entfernt."

„Mensch!" rief Granvella, „lebst Du noch? —!"

„Ich lebe," sagte Diego, „und nicht durch Euer Urtheil werde ich sterben, mein Tod würde Euer Verderben nach sich ziehen — mein Geheimniß liegt versiegelt in eines Freundes Hand. Mein Tod, mein Verschwinden selbst — löst in acht Tagen das Siegel. Herr Cardinal, Ihr seid in meiner Hand, ich nicht in der Euern, vergeßt das nicht, und seid klug. Ewig schweigt mein Mund. Mein Leben nur rettet Euch!"

„Teufel!" schrie verzweifelnd der Cardinal.

„Reicht mir die Hand," sprach höhnend Diego, „wer ist der größte von uns?"

Der Cardinal zitterte an allen Gliedern. Kalter Schweiß rann von der breiten Stirne. Er lehnte sich an die kalte Mauer und schwieg.

„Ich fordere noch eins," hob Diego wieder an, „ich verlange, daß Ihr den Jüngling frei gebt, den Ihr widerrechtlich gefangen gesetzt!"

„Mensch, willst Du mich wahnsinnig machen?" rief der Cardinal. „Gehe hin und entdecke, was Du weißt, mag kommen, was da will!"

„Wohlan denn," entgegnete kalt Diego — „fället ein Urtheil, das ich längst verdient — Ihr fället das Eure mit — die Welt verliert an uns nichts."

Er wandte sich zur Thüre.

„Halt, Entsetzlicher, mehr als Teufel, halt! Versprichst Du mir ewiges Schweigen? Willst Du die Grenzen der Niederlande sogleich verlassen und sie nie mehr betreten? — Willst Du mir das geloben?"

„Das kann ich nicht," versetzte Diego, „denn mein Weib ist krank. Ihr habt mich von ihr gerissen, Unmensch!"

„Noch Eins," sagte in fieberischer Bewegung Granvella; „so bleibe, bis sie genesen — dann aber verlaß diesen Boden und stirb mit dem Geheimnisse."

„Wohl, es sei," versetzte der Alte, „doch der Freund behält, was er hat, in Verwahr — und sterbe ich — Herr Cardinal, ich kenne Euch! — sterbe ich durch Euch — dann —"

„Schweig!" rief der einer Ohnmacht nahe Granvella. „Du bist frei!"

„Und van Geest?" fragte Diego.

„Er stirbt."

„Dann sterbe auch ich! — fällt mein Urtheil!"

Wie wahnsinnig fuhr Granvella mit beiden Händen in das Haar und raufte sich. „Fluch der Stunde, in der ich Dich erblickt, Satan!" schrie er laut.

„Ihr vergeßt Euch, Eminenz," höhnte Diego. „Auch ich sage: Fluch jener Stunde!" Er seufzte tief auf. „Stirbt van Geest?" fragte er wieder.

„Nein," sagte in völliger Abspannung Granvella — „nein; fordere Alles, was Du willst, nur seine Freiheit nicht!"

„Und diese fordere ich," sagte kalt Diego.

„Er ist straffällig wie Du, Diego," sprach Granvella, und stimmte sich zur Sanftmuth herab. „Ihr Beide müßt zum Scheine wenigstens büßen."

„Mein Weib stirbt vielleicht indessen, bedenkt es, Herr Cardinal, sie allein, die Arme, fesselt mich an das Leben. Stirbt sie — dann suche auch ich den Tod!"

„So sei frei, Diego. Nur eine kurze Zeit büße van Geest seine Tollkühnheit. — Doch das will ich Dir zugeben, daß ich ihn der Statthalterin ausliefere."

„Es sei," sagte Diego.

„Und Du schweigst?" fragte Granvella.

„Ewig!"

Granvella trat aus dem Gemach. Er war entstellt. Eine

graue Todtenfarbe lag auf seinem Gesicht. Er nahm seine Stelle ein und rang nach Fassung. Nur mühsam gewann er sie, aber seiner körperlichen Erschütterung konnte er nicht Meister werden. Sein Wesen schien in seinen Grundfesten erschüttert. Noch immer bebend lehnte er sich matt in seinen Stuhl. Die Inquisitoren waren erstaunt und sahen ihn angstvoll an. Sie vermochten sich nicht das Räthsel zu deuten.

Nach einigem Schweigen hob Granvella mit schwacher Stimme an: „Dieser Mann hat mir Geheimnisse anvertraut, deren außerordentlichen Natur Ihr die sichtbare Erschütterung meines Wesens zuschreiben müsset. Sie sind von außerordentlicher Wichtigkeit für den Staat. Ich habe sie ihm durch das Versprechen seiner Freiheit unter der Bedingung, daß er in Frist von einem halben Jahre die Niederlande verläßt, und sich während dieser Zeit ruhig und ohne Antheilnahme an irgend einer ähnlichen schändlichen Unternehmung verhält, abgekauft. Zudem war es meine Person, die durch jenes Schauspiel hauptsächlich verletzt war, und es ist christlich, zu vergeben. Ich habe ihm verziehen, er ist frei!"

Die Richter starrten ihn an.

Der Fiscal räusperte sich und wollte sprechen.

„Er ist frei!" sagte aber mit Nachdruck Granvella, und der Fiscal ließ sich mürrisch auf seinen Sitz nieder.

Diego wurde entfesselt, und ging ohne eine Sylbe zu reden hinaus, nur ein Blick kalter Verachtung glitt an dem Cardinal vorüber.

Leichter schlug jetzt Granvella's Herz. Ruhiger konnte er mit den Inquisitoren über van Geest unterhandeln. Der Fiscal bestand auf dem Todesurtheile für den Verwegenen; Granvella widersprach halblaut. Er setzte die nachtheiligen und unausbleiblichen Folgen solcher That mit Umsicht und Klarheit auseinander; entwickelte, bei der Volksstimmung, die man seit einigen Tagen in Brüssel wahrgenommen, die Gefahr eines Volksaufstandes bis zur Evidenz, dann

schlug er vor, den Jüngling einige Zeit einzukerkern und dann frei zu lassen.

„Ihr hättet wohlgethan, dies früher zu bedenken," versetzte mit unterdrücktem Grimme der Fiscal, der auch hier wieder das Opfer sich entwinden sah, „ehe Ihr das heilige Officium dem Spott auf solche Weise bloßstellt, und ihm eine Ohnmacht in den Augen dieses hartnäckigen und widerspenstigen Volkes beilegt, die ihm nur vom größten Nachtheile sein kann."

Granvella bezwang seine Aufwallung.

„Ihr hättet diese Bemerkung besser gespart, Herr Fiscal," sagte dennoch scharf Granvella. „Ich weiß sehr wohl, was ich zu thun habe, und mich däucht, ich könnte der Weisheit Anderer für's Erste entbehren. Das heilige Officium gibt jetzt nur den Verhältnissen nach. Die Zeit ist nahe vielleicht, wo es seine volle Macht auf eine imposante Weise entwickeln kann, da das Ketzerwesen frecher als jemals spukt. Bis dahin bleibt es bei meiner Meinung. Ihr habt wohl nichts dagegen? —!"

Die Richter neigten sich vor dem Gewaltigen, dessen Arm sie heben und in die Unbedeutenheit schleudern konnte. Der Fiscal schwieg, bleich vor Ingrimm, und Granvella befahl den Dienern des Gerichtes, den Angeklagten, der theilweise diese Verhandlung gehört hatte, in seinen Kerker zurückzuführen, wenn das Gericht sich würde entfernt haben.

Er hob die Sitzung sofort auf und begab sich nach Hause.

Hugo van Geest wurde in seinen Kerker zurückgebracht.

Den Cardinal hatte der Auftritt mit Diego so erschüttert, daß er unfähig war, seinen Geschäften vorzustehen, und einem dringenden Rufe zu der Oberstatthalterin nicht Folge leisten konnte. Er mußte sich zu Bette begeben, und ließ dies der Herzogin melden.

Es währte nicht lange, so erschien der Greis Viglius von Luichem am Bette des Cardinals.

Der alte Präsident machte ihm heftige Vorwürfe ob seines Verfahrens gegen van Geest. Er setzte ihn von der Protestation

und dem Verlangen der drei Unterstatthalter in Kenntniß, und verlangte im Namen der Oberstatthalterin, die sehr ungehalten auf ihn sei, des Jünglings augenblickliche Auslieferung.

Dem Cardinal begann es zu schwindeln. Er fühlte zum ersten Male sich von einer trüben Vorahnung ergriffen, den Boden unter ihm wanken. Nur sein Vertrauen bei Philipp II., und die fast unumschränkte Gewalt, die er über den Monarchen besaß, flößte doch einige Ruhe in sein Herz.

Er gab in Gegenwart des Präsidenten Viglius den Befehl, sofort den Beklagten van Geest an diejenigen Personen auszuliefern, die die Oberstatthalterin senden würde, und mit diesem Bescheide begab sich Viglius zurück zu Margarethen.

Breughel war bei Clara. Kaum vernahm er die Lösung des Knotens, als er auch triumphirend von dannen eilte.

Wie ein Lauffeuer ging das Gerücht, durch Breughel's übermäßige Freude unklug veranlaßt, durch die Gassen Brüssels. Das Volk, welches von Allem durch Breughel unterrichtet war, sammelte sich haufenweise in der Nähe des Gefängnisses und in den Straßen bis zum Palaste der Oberstatthalterin, durch welche van Geest kommen mußte.

Bald darauf erschien Herr von Montigni in Begleitung des Hauptmannes der Leibwache und einiger Hellebardirer. Sie begaben sich mit einer Sänfte nach dem Gefängnisse.

Hugo van Geest, der der Liebling des Volkes geworden war, trat leuchtenden Antlitzes alsbald aus der Thüre des Hauses, in dem er in kerkerlicher Haft geschmachtet hatte.

Froher Jubel des Volkes begrüßte ihn und begleitete ihn wirbelnd bis zu dem Palaste. Was auch Montigni sagen mochte, wie sehr er auch das Volk auf den Nachtheil aufmerksam machte, der für den Gefangenen nothwendig aus dieser tumultuarischen Theilnahme entstehen müsse — es half nicht. Die Freude des Volkes, das van Geest aus den Klauen des Cardinals befreit sah, ließ sich nicht hemmen.

So gelangten sie zum Palaste, nicht ohne öfteren Aufenthalt durch das Volksgedränge.

Mit dem Erröthen der Scham stand van Geest vor Margarethen von Parma, die ihn lange schweigend mit einem Blick ansah, in welchem Vorwurf und Wehmuth sich paarten.

„Von Dir," sagte sie, nachdem die Begleiter abgetreten waren, „von Dir, Hugo, hätte ich das nicht erwartet. Du nöthigst die, die Dir so wohl wollen, durch Deine Unbesonnenheit zu einer Strenge, von der ihr Herz so gerne nichts wissen möchte! Du hast mir und manchem Herzen, das Dir wohl will, sehr wehe gethan!"

Dieses sanfte Wort, dieser wehmüthige Vorwurf, der eine so innige Liebe aussprach, ergriff unaussprechlich des Jünglings sanftes Herz. Eine Thräne trat in sein großes, schönes Auge, und von dem Gefühle fortgerissen, von Scham und Reue durchdrungen, stürzte er vor Margarethens Füßen nieder und ergriff ihre Hand, sie an seine Lippen drückend.

„Könnt Ihr vergeben?" fragte er, und die heiße Thräne benetzte Margarethens Hand. „Könnt Ihr vergeben, wenn Scham und Reue das Herz durchglüht, das in jugendlichem Uebermuth etwas that, was Euch mißfiel! Wenn Ihr mich züchtiget, so dulde ich gerne, denn es ist die Liebe und Milde eines edeln Herzens, die die jugendliche Unbesonnenheit mit Ernst in das Geleise der Ordnung und Pflicht zurückführt."

Margaretha sah mit Rührung auf den Jüngling herab. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür ihres Closets, und Clara stürzte, von ihrem Gefühl überwältigt, an Hugo's Seite vor ihr nieder. Da bebte ihre Lippe, da befeuchteten Thränen ihren Blick, und mit dem Ausrufe: „Meine Kinder!" zog sie Beide an ihr Herz.

Eine selige Stunde beglückte Margarethen, wie sie selten in ihrem verarmten Leben sie genossen. Alle die Sorgen ihrer Lage entwichen. Sie fühlte das Glück der Liebe im Anschauen des fremden. Sie segnete Hugo's und Clara's Liebesbund, und die schönsten Stunden des Lebens eröffneten ihren Reihen vor den

glücklichen Liebenden, da Margaretha bald ihre Vermählung zu feiern verhieß. Gerne trug Hugo die kurze Verweisung auf sein Gut la Gauchère bei Valenciennes. Das Ende seines Exils sollte ja der Anfang seines höchsten Glückes sein. Margaretha übersah selbst seine ketzerischen Ansichten. Sie hoffte von der Zukunft Rückkehr in den Schoos der katholischen Kirche.

van Geest's Verweisung auf sein Gut machte großes Aufsehen; um so mehr Theilnahme fand er, da er jetzt als ein Märtyrer der Sache des Volkes erschien. Nur van Geest's und Montigni's Benehmen war es zuzuschreiben, daß der Unwille des Volkes nicht in offenes Widersetzen ausartete. Erst da, als die Kunde sich verbreitete, daß van Geest Clara's Verlobter sei, wurde das Volk ruhig; dennoch aber glich seine Abreise einem Triumphzuge, denn alle seine Freunde begleiteten ihn, und Ströme des Volkes folgten dem Zuge mit dem Zeichen aufrichtiger Trauer.

* * *

Der edle Breughel hatte nach Diego's Gefangennehmung das leidende Weib desselben in seine Wohnung genommen, und das in sich zerrissene Gemüth Franziska's fand in Breughel's Gattin die warme Freundin, die treue Pflegerin, die sanfte Trösterin, und noch ein Engel erschien an ihrem Siechbette — Clara, deren höchstes Glück es war, unbemerkt Trost und Hülfe dem Leidenden zu spenden. Aber ach! sie konnten Alle nicht den Trost ihr bieten, den sie suchte, die Hoffnung der Rettung ihres Gatten. Mit jedem Tage wurde ihr Zustand bedenklicher, ihre Krankheit nahm zu, trotz der ärztlichen Hülfe, welche Clara brachte, und immer mehr schien Angst und Reue ihr Inneres zu zerreißen. Es mußte ein Geheimniß schwer auf ihrem Herzen lasten, eine Begebenheit aus ihrem früheren Leben, das sie jedoch nie deutlich aussprach. Frieden kam erst wieder in ihr Herz, wenn Breughel's Gattin ihr aus der heiligen Schrift vorlas. — Je näher die Unglückliche der Stunde ihrer Auflösung kam, und sie war nicht mehr ferne, das war außer Zweifel, desto sehnlicher sie es wünschte, Diego wiederzusehen und

einen Prediger des protestantischen Glaubens bei sich zu haben; ja, es lag am Tage, daß allein diese Sehnsucht die Seele noch an das morsche Gebäude des Staubes fessele.

Um diese Zeit erschien dem guten Breughel van Geest's Freund und Erzieher, la Grange, wie ein Engel Gottes. Dieser Mann — dem protestantischen Glauben mit glühendem Feuereifer zugethan — war derjenige, der des unglücklichen Weibes Wunsch erfüllen konnte. Ihn trieb die Angst um van Geest nach Brüssel, und schweren Herzens trat er in Breughel's Haus.

Breughel trat ihm düsteren Blicks entgegen, so freundlich und herzlich froh auch der Mund grüßte.

„Wo ist er?" fragte bebend der Prediger.

„In Granvella's Händen," war des Malers Antwort.

„So helfe Gott und sei ihm gnädig!" rief la Grange in tiefem Schmerz.

„Amen," sprach Breughel, und drückte seine Hand. „Doch verzaget nicht!" setzte er hinzu — „des Cardinals Sonne ist im Niedergang, und Hugo hat mächtige Freunde."

La Grange war auf einen Stuhl gesunken. Matt stützte der sonst so kräftige Mann sein Haupt. Jetzt erhob er den Blick zu Breughel — aber er wurde von einem anderen Anblicke gefesselt, und schien im Anschauen zu erstarren. Die Kranke hatte bei dem Tone der Stimme la Grange's ihre letzten Kräfte zusammengerafft und sich emporgerichtet. Ein unbeschreiblicher Ausdruck — halb Furcht, halb Freude, halb Schmerz, halb Lust sprach aus den Zügen, die schon des Todes Hand berührt zu haben schien, und gaben ihnen eine unmittelbar das ganze Gemüth erschütternde Gewalt.

Breughel und seine sanfte Gattin erbebten, denn ihnen dünkte es, als ergreife eine fieberische Phantasie das unglückliche Weib, und fördere dann schneller das Erlöschen des schwachen Lebensfunkens.

Aber wie erstaunten sie, als das Weib ihre Hände abwehrte,

und mit einer lauten Stimme rief: „Mein Pelegrin, mein Pelegrin!“ — und die Todtenblässe auf la Grange's Antlitz allmälig der Farbe des freudigen Erstaunens Raum gab, und er halb zweifelnd, halb überzeugt, zu dem Bett eilte, und mit gleichem Ausdruck innerer, tiefer Bewegung: „Franziska!“ rief — — und bald Beide in enger Umarmung Alles vergaßen.

Nur das Schluchzen des Weibes vernahmen sie, und die Worte „Bruder — Schwester!“

„Komm,“ sagte Breughel zu seiner Gattin, und zog sie hinaus — „hier thut der Himmel seine Pforten auf; laß sie ungestört. Es ist die letzte Erdenfreude Franziska's, vielleicht die einzige, die ihr wurde. Wir wollen sie nicht verkümmern!“

Und als sie nach einer Stunde in das Gemach traten, da war es wahr geworden — denn Franziska lag entseelt da, aber der Friede Gottes schwebte auf ihren Zügen, und betend kniete la Grange vor der Entseelten.

Weinend richtete sich la Grange auf und faßte Breughel's Hand.

„Finden und verlieren,“ sagte er, „ist unser Loos hienieden — aber es ist hart, nach so langer Trennung und so plötzlichem Finden, so schnell zu verlieren! — O, daß ich die Seele hätte retten können, als ihr der verruchte Versucher nahe war!“ — — Er sah auf die Entseelte und sagte dann — „Ach, wie tief hat der Gram in diesen einst so herrlichen Zügen gewühlt! — O Gott, laß es nur das Laster nicht gewesen sein! — Doch nein,“ setzte er mit Freudigkeit hinzu, „nein — fallen konnte das unbewachte Herz Franziska's, aber sinken nicht! Nein, dieser Frieden ruht nicht auf den Zügen des Gottlosen! — O, warum war ich ferne an den Ufern des Genfer Sees, als er ihr Herz verführte, der Verruchte? —!“

Breughel zog ihn hinaus in ein anderes Gemach, daß sein Herz ruhiger werde, und dort erzählte ihm la Grange, wie Franziska in Liebe zu einem Menschen entbrannt, der als Kunstreiter

in Valenciennes sein Wesen getrieben, und wie dieser Mensch sie aus dem elterlichen Haus entführt und mit ihr verschwunden sei, und Vater und Mutter aus Kummer früh in die Gruft gesunken seien. „Nie," sagte er, „habe ich eine Spur des Verführers entdecken können, um ihm die köstliche Beute zu entreißen, denn ihre Seele war rein wie die Sonne, und nur ihre unbewachte Liebe riß sie in den Strudel, in dem sie unterging. O, wie oft rief ich Gottes Strafgerichte über den Verworfenen, an dessen Namen sich entsetzliche Thaten reihen," fuhr er in wilder Leidenschaft fort — „er hatte mir ja das Theuerste gestohlen, was ich hatte, außer Vater und Mutter, und auch diese stahl er mir, und ihren Segen stahl er ihr! Fluch ihm!"

„Haltet ein," bat bewegt Breughel — „flucht ihm nicht. Die Hand des Richters hat ihn ereilt."

„Hat ihn ereilt?" fragte la Grange. — „Kennt Ihr ihn?"

„Diego — o ja, ich kenne ihn," sagte Breughel, „er schmachtet im Kerker der Inquisition, von wannen keine Erlösung ist."

„Diego? Nein, so hieß er nicht," sprach la Grange — „Pietro Piella war sein Name!"

„Großer Gott!" rief Breughel, „war das nicht der Mensch, den man im Verdachte des Kinderraubes hatte, der van Geest's Schwester vom mütterlichen Busen raubte?"

„Derselbe," sagte la Grange.

Da erbleichte Breughel — mit ihm stand van Geest im Bund — er war ein Rederyker! — Hier nannte er sich Diego!

In diesem Augenblicke trat weinend Breughel's Gattin herein.

„Diego ist hier gewesen," sagte sie. — „Ach, Ihr hättet ihn sehen sollen, wie er an ihrem Bette kniete, weinte und dann aufsprang in wildem Schmerz und davoneilte wie ein Verzweifelnder!"

In stummem Schrecken standen die Männer und starrten sie an.

„Wo ist er?" rief Breughel, zuerst seiner mächtig, und eilte

hinaus. Aber er war verschwunden, und vergebens forschte der Maler nach ihm.

„Laßt ihn," sagte la Grange, dessen Gemüth seinen Frieden wieder gewonnen hatte — „laßt ihn! Mein ist die Rache, ich will vergelten! spricht der Herr. Die Hand des Herrn wird ihn ereilen!"

Er war verschwunden. Breughel verfolgte durch ganz Brüssel den Entflohenen, bis van Geest's Befreiung seiner Thätigkeit eine andere Richtung gab.

Stille wurde Franziska bestattet. Breughel und la Grange folgten der Leiche. In stillem, aber tiefem Schmerze kehrte la Grange in des Malers Haus zurück.

Er wollte nur noch van Geest's Geschick erwarten, und dann wieder nach Valenciennes zurückkehren. — Da wurde er frei, der geliebte Schüler, und der erste Strahl der Freude kehrte in das verdüsterte Gemüth des Mannes zurück, den der Schwester Geschick, ihr Wiederfinden und Verlieren tief gebeugt hatte. Mit ihm zog er nach la Gauchère, um die Tage des Exils ihm zu erleichtern.

Hier öffnete Hugo ihm sein Inneres, seine Liebe zu Claren, sein nahes Glück, und freudig segnete ihn der Fromme — denn Clara war ja das sanfte Wesen, welches der Schwester letzte Lebensstunden versüßt.

So schwer es auch für van Geest war, getrennt von Claren zu leben, so wurde doch seine Verbannung versüßt durch Breughel, der als Bote der Liebe kam, und der Liebe süße Botschaft brachte und nahm, und durch der Freunde Treue, die bei ihm aushielten, la Grange, Montigni und Brederode. Sie brachten ihm die Begebenheiten von Brüssel, und genossen mit ihm die Freuden des Landlebens, besprachen mit ihm die Pläne für die Zukunft. In der Regel waren es die ernsten Angelegenheiten des Vaterlandes und der Religion, die in diesem kleinen Bunde mit Wärme und Ernst verhandelt wurden. Hier regten sich die ersten Keime jener engeren Verbindung des Adels, die, dem Meteore gleich, am Horizonte des Vaterlandes leuchtend aufging und spurlos ver-

schwand. La Grange's erschütternde Beredsamkeit weckte eine höhere, edlere Ansicht in ihren Gemüthern, und ein edles Feuer, das unauslöschlich fortglomm. Ernst und feierlich war er immer und still und verschlossen; aber wenn einer der Punkte berührt wurde, die ihm die theuersten waren — Religion und Vaterland, dann schlug die Flamme der Begeisterung hoch empor, und erwärmte und erleuchtete Alles um sich her. Hugo's Wesen gewann in diesem Umgang unendlich an Ernst und Tiefe, an Licht und Wärme für alles Große und Erhabene. Jahre hätten ihn so nicht reifen können wie diese Wochen, wo nur in den Regionen des Erhabenen sein Geist lebte.

In dieser Zeit erfreute sie die Nachricht von Granvella's Falle — von seiner plötzlichen Entfernung nach Burgund. Jetzt war ihre Freude vollkommen. Ihnen schien der Morgen einer besseren Zeit zu tagen, und in Hugo's Herzen lebte noch die schönere Hoffnung auf, nun bald im Besitze Clara's einer seligen Zukunft entgegen zu leben. Und wie pochte ihr Herz bei dem Gedanken, nun bald mit Hugo vereint zu sein? — Die Herzogin, im frohen Bewußtsein, der Fesseln Granvella's enthoben zu sein, bereitete in der Stille der Liebenden Verbindung vor.

Und an einem frohen Morgen, nachdem Breughel in la Gauchère und mit la Grange längere Zeit allein gewesen war, zog ein glänzender Zug durch das Thor Brüssels, das nach Valenciennes führte.

Es war die Herzogin mit Clären und ihren Frauen in den stolzen, schwerfälligen Carossen, begleitet von einem ausgezeichneten Schwarm adeliger Herren. Da sah man den edlen Oranien, die Grafen von Meyen, von Egmont und Horne, Brederode und Hogstraaten, die Herren von Montigni und Meteren und viele der angesehensten Männer des Adels. Selbst der alte Viglius von Luichem von Aytta war unter ihnen, und auf Margarethen's besondere Ladung — mit Grimm im Herzen — Noircarmes. Und in dem Zuge gewahrte man den Maler Breughel auf einem statt-

lichen Rosse, das ihm die Herzogin verehrt, mit einem Gesicht, in dem die höchste Wonne sich abspiegelte.

Der Jubelruf des Volkes begrüßte überall den Zug — denn sein Zweck war durch Breughel's Mittheilung bekannt geworden, der mit dem übervollen Herzen unmöglich schweigen konnte. Es galt ja seines Hugo's Glück, ihm sollte ja die wonnige Braut für's Leben angetraut werden.

Schnell breitete sich die Nachricht aus, und laut äußerte sich des Volkes Theilnahme an seines Lieblings Glück. — Langsam zog der Zug, und überall, wo er durchkam und weilte, war Jubel.

Hugo ahnete nicht, was ihm bevorstand, aber es fiel ihm auf, daß an einem heiteren Tage schon vom frühen Morgen an ein so reges Leben im Schlosse war, daß festlich die Kapelle geschmückt wurde, daß la Grange's Antlitz von einer stillen Begeisterung zu glühen schien, und er doch auf seine Fragen, was das Alles bedeute? keine Antwort erhielt.

Als aber nun bald darauf Posaunen und Pauken schmetterten, und in den Schloßhof jener prächtige Zug einzog, und Clara's Auge ihm entgegenleuchtete — da gingen ihm die Augen auf, und das Räthsel löste sich.

Einem Träumenden gleich, führten ihn Viglius, der Greis, und der jugendliche Montigni in die Kapelle, wo hinter dem einfachen Altare la Grange im Predigerrocke stand, die heilige Handlung zu verrichten bereit.

Und Margaretha von Parma geleitete die erglühende, herrliche Braut vor den Altar. Rings herum standen im Kreise die Herren, und daß nicht der Teufel im Paradiese fehle, lehnte mit wildem Grimm im Herzen Noircarmes an der Wand der Kapelle, und schoß glühende Blitze auf das selige Paar, das schöner nicht möchte gesehen werden.

Todtenstille herrschte, als Margaretha das Wort nehmen wollte — aber sie vermochte es nicht zu reden, denn zu gewaltig war das

Gefühl in ihr, und nur Thränen rannen über ihre Wangen, und nur die Worte stieß sie hervor: „Gott segne Euch, meine Kinder!"

Alle waren ergriffen, als Hugo und Clara an Margarethen's Herz sanken.

Sie legte ihre Hände in einander — la Grange wechselte die Ringe und begann die heilige Handlung.

Da störte plötzlich ein fürchterlicher Schrei die Worte des Predigers. Kaltes Entsetzen rieselte durch aller Gebeine, und jedes Auge flog nach der Thüre der Kapelle — wo — von Staub und Schweiß bedeckt, das Haar wild emporgesträubt, mit einem bleichen, entsetzlichen Angesicht ein Mann hereinstürzte.

„Haltet ein!" rief er im Tone der wildesten Verzweiflung — „haltet ein!"

Athemlos stand er jetzt vor ihnen, und wie aus einem Munde riefen Margaretha und Clara, Brederode und la Grange: „Pietro Piella!"

Breughel und van Geest erstarrten, denn es war Alvarez.

„Ha, kennt Ihr mich noch?" rief er lachend im Tone der Hölle — „kennt Ihr mich noch? — Stört mich nicht. Es ist das einzige gute Werk, das ich jemals that, was mich hierher führt.

„Armer, armer Jüngling!" rief er, Hugo's Hand fassend, „Dich muß ich elend machen, wie diesen Engel — sie ist Deine Schwester — ich raubte sie Deiner Mutter, weil eine sündhafte Liebe mein Herz bethörte, und die Reine mich, den Teufel, von sich stieß — ich verkaufte sie Margarethen!"

Da sanken Margaretha und Clara leblos zu den Stufen des Altares nieder, und Hugo taumelte in Montigni's Arme.

Starr standen Alle.

„Ergreift den Verbrecher!" rief Viglius, der zuerst seiner mächtig wurde. „Er ist wahnsinnig!"

„Nein," sagte la Grange — „er redet Wahrheit. Mir ist das Entsetzliche jetzt klar. — Wehe, Wehe!"

Da griffen sie nach Pietro, ihn festzunehmen — aber er war

verschwunden, und sie folgten ihm eilig, aber sie kamen zu spät — den Dolch im Herzen, lag er vor der Thüre der Kapelle und hauchte eben die schwarze Seele aus. Erschüttert von den schrecklichen Auftritten, kehrten die Herren in die Kapelle zurück, und man brachte die Frauen in die Gemächer des Schlosses, wo sie zur schrecklichen Wirklichkeit erwachten — aber der Wahnsinn hatte, diesmal eine Wohlthat, sich auf Clara's Geist gesenkt, und ihn in seinen schrecklichen Arm genommen. Sie lächelte nur — sie fragte nur nach Hugo, sie bat nur so rührend, daß es jedes Herz durchschnitt, den fürchterlichen Maestro zu entfernen, der sie mißhandeln wolle. Wunderbar verschmolz die Vergangenheit ihrer Kindertage mit der Gegenwart in ihrem stillen Wahnsinne, der sie nicht mehr verließ, bis der Tod die einst so herrliche Blume knickte, und der Geist zur Klarheit einging. Aber auch Margarethen's Lebensglück war nun zu Grabe gegangen, und die Welt hatte nichts mehr für sie. In sich zerrissen, faßte ihre Hand die Zügel der Regierung mit eiserner Strenge, und bald brauste um sie der wilde Strom der Empörung, und lebensmüde, trat sie von ihrer glänzenden Höhe, Philipp's Scharfrichter — Alba -- Raum gebend. Und als vor Valenciennes Noircarmes stand, die Stadt zu belagern, und er die unglückliche Stadt stürmte, da kämpfte auf ihren Wällen und Mauern den Kampf der Verzweiflung ein bleicher Jüngling, den Tod suchend, der ihn grausam floh. Endlich sah man ihn auf dem Nicolausthurme kämpfend, blutend aus vielen Wunden. Dorthin richtete Noircarmes sein Geschütz, und als des Thurmes Grundvesten dem Donner des Geschützes wichen, und er stürzte, da stand der Jüngling mit ausgebreiteten Armen auf der schwindelnden Höhe, und stürzte mit dem Ausrufe: „Clara, ich komme!" mit dem Thurm in die Tiefe, und die Trümmer begruben ihn mit fürchterlichem Krachen, in welches Noircarmes Hohnlachen schrecklich hineinklang!

So ging mir's.

Eine Geschichte zur Lehre und Kurzweil.

Als ich noch in Heidelberg studirte, und das war vor etwa vierzig Jahren, wohnte ich bei dem berühmtesten Schneider der Universitätsstadt, dem Meister Ruppel, der alle Studenten zu Kunden und — in der Kreide hatte. Der Meister Ruppel hatte es weit genug gebracht. Er führte ein eigenes, ansehnliches Tuchlager, hielt zwanzig Gesellen, die alle in Einem Zimmer ihre Boutique hatten, und besaß ein Haus, das sich mit jedem der Stadt messen konnte. Er war glücklich, hatte wohlgezogene Kinder und eine liebenswürdige Frau. Sein Familienleben war friedlich und gemüthlich, und man meinte, im Hause seien alle Leute stumm, so stille ging Alles darin her, obwohl so viele Menschen nicht wenig Bewegung hervorbrachten.

Ich hatte mich der besonderen Gunst meines Hausherrn zu erfreuen; denn vor mir wohnte ein Kurländer im Hause, der Ruppel viel Herzeleid und Aerger anthat. Manchen Sonntag Abend verplauderte ich mit dem verständigen Manne, statt auszugehen, und empfing dagegen Vertrauen und Freundlichkeit. Es ist ein altes, wahres Wort: „Wie's in den Wald schallt, schallt's wieder heraus." Ich hab' das immer, hier aber besonders erfahren.

Eines Sonntags, es war im hohen Sommer, wo Alles ausflog an den Sonntagen, mußte ich zu Hause sitzen, weil ich mir den Fuß übertreten hatte.

Das war mir höchst unangenehm; denn Besuch bekam ich bei so schönem Wetter nicht, und ein solcher Sonntag ist drei Jahre

lang. Morgens arbeitete ich; aber am Nachmittage legte ich mir ein Buch vor und wollte lesen. Bei der Stille, die außer- und innerhalb des Hauses herrschte, wurde aber bald meine Andacht so tief, daß ich mit der Nase auf dem Buche lag und mich inwendig besah — oder, zu deutsch: hart und fest schlief.

Durch ein leises Klopfen an die Thüre wurde ich geweckt.

Auf meinen Ruf trat Meister Ruppel herein und sagte: „Lieber Herr, da Sie heute ohne Zweifel entsetzliche Langweile haben werden, und keine Herren Studenten kommen, so wollte ich für mich und meine Frau die Erlaubniß erbitten, mit und bei Ihnen den Kaffee zu trinken, und Ihnen so die Zeit etwas zu verkürzen, falls Sie nichts einzuwenden haben."

„Vortrefflich, Herr Ruppel!" rief ich aus. „Seien Sie mir herzlich willkommen."

Er setzte sich zu mir. Wir scherzten, lachten, plauderten Ernstes, wie's eben sich so in dem oft wunderlichen Gang eines Gespräches macht, bis seine Frau kam. Nun zündeten wir uns die Pfeifen an, sie goß Kaffee ein, und bald darauf saßen wir recht behaglich und gemüthlich bei einander.

Ruppel wurde ganz heimlich, wie man bei mir zu Hause sagt, wenn Einem das Herz aufgeht. Er erzählte Eins um das Andere aus seinem Leben, das mich begierig machte, seine Lebensfahrten im Zusammenhange kennen zu lernen.

„Warum nicht?" sagte er, als ich ihn darum bat; „Sie müssen's aber nehmen, wie ich es gebe, denn jeder Vogel pfeift, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und ich denke, das ist das Rechte.

„Wer sein Leben erzählen will, muß bei seiner Wiege beginnen," sagte er. „Die meine stand in einem uralten Bauernhause zu Schlierbach. Es war einstöckig, stand am Berge, so daß das moosgrüne Strohdach nur eine Seite hatte, und mit seinen Sparren am Berge lehnte — und oben an der Firste die Haselnußstauden überhingen, deren süße Frucht ich alljährlich, auf dem Dache hinauf-

kriechend, pflückte. Unten über den Fenstern her lief eine ganze Reihe Schwalbennester, und die treuen Thiere hausten hier am liebsten; denn ich vertheidigte ihre Häuser gegen jeden frechen Spatz, der sich darin einnisten wollte. Es war ein mir angeborenes Gefühl des Rechtes, das mich trieb, den faulen Hausdieb zu verjagen. Dafür zwitscherten sie mir Morgens und Abends ihr Lied, und waren so heimlich, daß ich zusehen konnte, wenn sie bauten, brüteten oder ihre Jungen fütterten. Glauben Sie mir, das Thier hat uns überall lieb, wenn wir ihm Liebe beweisen, und seine Scheu vor uns ist allzeit die Frucht der Rohheit und Härte der Menschen gegen das arme Geschöpf. Unser Stübchen hatte zwei Fenster, dessen kleine Fensterscheiben der Mutter Reinlichkeit so klar hielt wie Krystall. In dem kleinen Stübchen spielte des Vaters Webstuhl eine Hauptrolle, denn er war Leinweber. Der Mutter Spuhlrad machte sich nebenan breit — da blieb fast kein Raum mehr übrig. Es war ein Glück, daß wir Drei nicht viel Raum brauchten. Bei dem Weber-Handwerke war mein Vater Schulmeister. Das war so in Kurpfalz, daß die Handwerker in den Dörfchen Schule hielten, alle Tage vier Stunden. Das war genug. Was sie lehrten? Nun, Rechnen, Lesen und ein Bischen Schreiben — das war der Inbegriff aller Weisheit. Dazu waren die Mädchen vom Schreiben ausgeschlossen. Sie lächeln? Ja, ja; da waren auch die Alten sicher, daß sie nicht hinter ihrem Rücken Liebesbriefe schrieben. Item, sie wurden doch mit ihren Schätzen einig. Gelt, Lieschen?"

Die Frau lächelte schelmisch, und man sah, daß sie aus ihren Jugendtagen sich manche Erinnerung zurückrief.

„Für die Schule zu halten, empfing mein Vater dreißig Gulden; von jedem Bürger eine Uhrgarbe, um die Dorfuhr in Ordnung zu halten, und ebenso von jedem ein Brod, sogenanntes Glockenbrod, für das Morgen-, Abend- und Sonntagsgeläute. Das war seine ganze Besoldung. — Außer der Schule wob mein Vater recht wacker, wie er denn ein stiller, fleißiger Mann war.

Vom vielen Reden war er kein Freund, und seine Gemüthsruhe kam nicht leicht in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren.

„Uebrigens hab' ich's damals schon weggehabt, daß, wie man zu sagen pflegt, meine Mutter die Hosen hatte. Es ist nun freilich das Loos aller Ehemänner, lieber Herr, daß sie unter dem Pantoffel stehen; es kommt nur darauf an, ob das Pantöffelchen von Sammt oder hartem Leder ist."

Die Meisterin goß ihm Kaffee ein und sagte: „Glauben Sie's nicht, lieber Herr. Wir Frauen danken Gott, wenn die Männer zufrieden sind und nicht brummen. Wir lassen sie gerne gewähren."

Ruppel ließ sich nicht stören. „Ei," sagte er, „hab' ich denn damit etwas Uebles gesagt? Ich, mein' Seel'! bin der Meinung, daß das recht gut ist, und wir dadurch vor manchem dummen Streiche bewahrt bleiben.

„Item meine Mutter war eine seelengute, weichherzige Frau, die nur dann und wann ihr Köpfchen durchsetzte. Ach, sie war meist trübe gestimmt, und oft sah ich sie weinen. Fragte ich sie, warum sie weine? dann drückte sie mich an ihr Herz und sagte: „Jakobchen, Gott hatte mir sieben Kinder geschenkt, alle wie Milch und Blut, und die hab' ich alle müssen in's Grab legen. O, das thut weh, sehr weh, und ein Mutterauge kann nicht trocken bleiben, wenn sie ihrer verstorbenen Lieblinge gedenkt." Das begriff ich damals noch nicht, jetzt wissen wir's auch, lieber Herr."

Es entstand eine Pause, und die Thränen, die in Beider Augen glänzten, galten einem lieblichen Mädchen von zwölf Jahren, das vor einem Jahre hingewelkt war, wie die Rosenknospe, die der Wurm benagt, ehe sie sich entfaltet hat.

„Ich wurde," fuhr darauf Ruppel fort, „von meinem Vater auf's Beste unterrichtet. Ich rechnete fix, las fließend, schrieb leidliche Katzenfüße, und wußte den Heidelberger Katechismus so sicher, wie ein Uhrwerk die Stunden schlägt. Dafür war ich — auch Primus in der Schule, und wenn der dicke Herr Kirchenrath zu

Ostern kam und Examen hielt, machte ich ihm den Knir für die ganze Schule, zum Gruße nämlich.

„Er belobte allemal meinen Vater und sagte von mir: „Herr Schulmeister, Er muß den Buben auch Schulmeister werden lassen, maßen er nicht blos gute Talente, sondern auch Conduiten hat."

„Das that mir allemal gut, und ich sah mich im Geiste schon als Herr Schulmeister in meinem lieben Schlierbach, das für mich die Welt war.

„Als ich confirmirt worden, machte mein Vater Ernst aus der Sache; aber ganz unerwartet gab es da einen Widerstand, den er nicht mochte erwartet haben, und ich auch nicht.

„Die Mutter sprach nämlich: „Da wird nichts daraus!"

„Mein Vater ließ erstaunt das Weberschifflein ruhen und sah sie verwundert an. Ich nicht minder. „Warum denn nicht?" fragte er langsam, und ich sah zum ersten Male, daß er anlief bis an die Stirne.

„Darum," sagte die Mutter, „weil Du selbst viel hundertmal aus der Schule kommst, Dich müde und schachmatt in den Sorgstuhl fallen lässest und ausrufst: „Da soll man lieber die Säue hüten, als Schulmeister sein!" Darum, weil Du selbst viel hundertmal klagst, daß die Glockenbrode schimmelig sind, die Uhrgarben so klein, daß man sie mit der Hand umspannen kann, und jeder Bauer will, daß sein Kind das gescheidteste werde. Geht's nicht, weil der Dummkopf nichts lernt, so heißt's: „Der verfluchte Schulmeister taugt nichts; wir dingen uns zu Martinstag einen anderen!" Setzest Du die Kinder der Reichen nicht oben hin, so heißt's: „Wart', das gedenk' ich ihm!" Und sie spielen Dir alle Schabernacke, die sie nur können, und ich muß es hören und wieder hören. Gibst Du Einem eine Backpfeife, so ist gar der Teufel los, und sie laufen schnurstracks zum Herrn Kirchenrath nach Heidelberg, der Dich dann kommen läßt und rüffelt. Meinst Du, mein Jakobchen, das letzte meiner Kinder, das mir Gott ließ, solle so geplagt sein in der Welt? Nein; Handwerk hat einen goldenen Boden; aber

freilich das der Leinweber nicht. Darum soll er mir auch kein Leinweber werden. Sieh ihn an, wie er so dünn und so krausgliederig ist, und Du wirst sagen: „Gott hat ihn zum Schneider bestimmt, die alle nicht fett sind.“ Da komm' ich oft in das Haus des Schneiders Glöckner in der Mittelbadgasse, rechts um's Eck, wo der Bäcker Reiffel wohnt, und bringe ihm das Tuch, das die Frau Meisterin gesponnen. Der hat Geld wie der Kurfürst, lebt herrlich und in Freuden, wie der reiche Mann im Evangelium, und hat ein Haus, wie's zwischen dem Mittelthorthurm und der Cameralschule nicht steht. Der ist nicht, wie hier der Meister Zeppel, der nur die Mode von Anno 1711 kennt und keinen Rock nach heutigem Schnitte machen kann; nein, der hat alle Moden im Kopf und ist ein solider Mann. Zu dem muß er in die Lehre! Sein Glück ist dann gemacht!“

„Auf das Wörtlein muß legte sie einen entschiedenen Druck.

„Mein Vater hatte aufmerksam zugehört. Mancher Seufzer hatte sich aus seiner Brust gearbeitet, als Zeuge, wie wahr die Schilderung meiner Mutter sei. Er schwieg eine Weile, ohne daß sein Schifflein hin und her flog.

„Nicht wahr, Conrad, das ist auch Deine Meinung?“ sagte sie darauf mit einem so schmeichelnden, herzgewinnenden Tone, daß mein Vater wehmüthig lächelnd mit dem Kopfe nickte, sein Weberschifflein wieder nahm und seine Gedanken stille in das Tuch hineinwob, das er mit dem Rohrschilde zusammenschlug.

„Die Sache war abgethan. Er hatte eingewilligt, und ich ergab mich um so lieber, als die Mutter mir mein sicheres Glück voraussagte, und heute noch danke ich Gott, daß es so kam.

„Ueber die Sache selbst hörte ich nichts mehr; aber am folgenden Sonntage ging mein Vater nach Heidelberg. Er zog seinen Sonntagsrock an, setzte seinen Dreimaster auf und machte ein Gesicht, dem ich's auf's Haar ansah, er habe etwas Wichtiges vor.

„Meine Mutter saß zu Hause mit gefalteten Händen. Ach,

die gute Seele betete sicherlich für ihres Kindes glückliche Zukunft. Ich konnte es kaum erwarten, bis mein Vater zurückkam.

„Endlich sah ich ihn daherschreiten. Ich lief ihm entgegen, und freundlich nahm er mich bei der Hand, und führte mich nach Hause.

„Die Erwartung sah aus meiner Mutter Augen, und ihre Stimme zitterte leise.

„Wie ist's, Conrad?" fragte sie. „Was hat Meister Glöckner gesagt?"

„Alles richtig!" entgegnete der einsylbige Vater.

„Gottlob!" rief die Mutter, und schlug ihr Auge zum Himmel auf, von wannen die Hülfe und Erhörung ihres Gebetes kam.

„Meister Glöckner braucht einen Jungen," fuhr der Vater fort, „und er ist Zunftmeister. Da geht's. Morgen soll Jakköbchen in die Stadt. Gib ihm das gelbe Hähnchen mit, das einzige, das uns das Wiesel von der weißen Glucke übrig ließ. Das ist ein angenehmes Präsent."

„Er legte Rock, Hut und Stock ab. Die Mutter trug's fröhlich in die Dachkammer, und für meine Hoffnungen und Gedanken schloß die jugendliche Einbildung das weiteste Thor auf, und die Welt lag im Sonnenglanze vor mir.

„Am anderen Morgen zog mir die Mutter mein Sonntagswamms an, das mir der Vater bei dem Schneider Zeppel hatte aus einem lederfarbigen Rocke machen lassen, den er als Geselle sich in Basel vor vielen, vielen Jahren gekauft. Die Farbe hatte vielerlei Schattirung angenommen, und die Aermel waren kurz geworden, denn ich hatte seit meiner Confirmation einen entsetzlichen Schuß im Wachsen gethan. Meine blaue Hose zog ich an, die ich auch verwachsen hatte, und meine Schuhe mit gelben Schnallen. Das war mein höchster Staat. Im Körbchen saß der Hahn. So zog ich ab unter den Segenswünschen der Eltern, und meine Brust hob sich in stiller Lust.

„Es war eigentlich eine Schau, zu der ich ging, das wußte ich wohl, und die Mutter hatte mir Alles gesagt, was ich thun sollte.

„Meine Sache ging gut. Zwar lächelte der ernste Meister über meinen Knix mit dem Kratzfuße hinten aus; er ließ mich lesen, ein Exempel de tri rechnen und etwas schreiben. Das ging mordfein, und er sagte: „Du kannst morgen kommen. Ich will für die Lehraufnahme bei der Zunft sorgen."

„Ich flog nach Schlierbach zurück, brachte des Meisters schönen Gruß und Alles war abgethan. Der Mutter Freude kannte keine Grenzen. Und doch — als sie meine Hemden und Strümpfe in des Vaters altes Felleisen packte, fielen mehr Thränen hinein, als sie Kleidungsstücke einpackte. Ihr Kind ging ja nun von ihr weg, um lange, lange draußen in der fremden Welt zu bleiben. Wer möchte das tadeln?

„Morgens früh schied ich. Alle meine Kameraden kamen und sagten mir Adje. Die Mutter weinte; selbst der ernste Vater hatte Thränen in den Augen, als ich tröstend zur Mutter sagte: „Ich komme Sonntags immer zu Euch! Weinet doch nicht und macht mir das Herz nicht schwer!"

„Mir fiel's schwer genug auf das Herz, als ich zum Dorfe hinauszog. Aller frische Jugendmuth war hin. So lange ich noch Schlierbacher im Felde sah, hielt ich mich; aber als das Dorf und die Leute verschwunden waren, setzte ich mich unter einen Nußbaum am Weg und weinte bitterlich.

„Es ist Zeit, daß ich von mir rede. So wachsweich war ich eben doch nicht, daß ich leicht und gern weinte oder flennte, wie man zu Schlierbach sagte. Nur jetzt preßte mir das Scheiden Thränen aus, und meines Wissens waren es die ersten dieser Art; solche, die von Püffen und Fängen kamen, die ich bisweilen empfangen, waren häufiger gewesen. Dennoch war ich keine Schlafhaube, die gerne weint; vielmehr ein kecker Bube, dem das Mäulchen gar oft voreilte; zungenfix und naseweis, und bereit, gerne abzutrumpfen, besonders wenn man mich reizte; denn Alles ertrug

ich leicht, nur keinen Spott und Utz, wie man zu Schlierbach sagte. Dies möge genug sein, der Erfolg wird weiter selbst reden.

„Tiefe Eindrücke gibt's in einem frischen Bubenherzen nicht. Als ich mich ausgeweint, und ein Trupp Handwerksbursche lustig singend vorüberzog, war aller Schmerz vergessen. Ich schloß mich ihnen an. Sie trieben ihren Muthwillen mit mir, hatten aber auch ihre Lust an meinen kecken Antworten. Sie belehrten mich nach allen Seiten hin, und als wir das nahe Heidelberg erreichten, rief mir noch ein Schneider zu: „Junge, laß Dir nur nichts von den Gesellen gefallen!"

„Lieber Gott, ich meinte, das sei Alles gut gemeinte Lehre, und dachte keine Minute daran, daß es Arglist gewesen, und daß der falsche Judas mir da etwas in's Ohr geraunt, das mir viel Herzeleid machen mußte; und das Jungenleben ist überall ein Hundeleben, und Schweigen und schweigend Dulden ist die erste und oberste Tugend eines Jungen. Es ist, als ob jeder Geselle an dem Jungen sich schadlos halten wolle für alle Unbill, die er selbst in der Jungenzeit erlebt und durchgemacht.

„So ging ich denn schnurstracks in die Mittelbadgasse und in des Meisters Haus. Statt aber in des Meisters Stube zu gehen, gerieth ich an die Thüre der Arbeitsstube, wo die Gesellen saßen, und diese hatte ich noch nicht gesehen.

„Ich klopfte an und öffnete auf das „Herein." Verblüfft blieb ich an der Thüre stehen und machte meinen Knix. Er war aber etwas tief, und als ich mit dem rechten Fuße den Kratzfuß machte, und tüchtig hinten ausfuhr, kam ich unerwartet wider die Wand, bekam dadurch eine Neigung nach vornen, das mächtige Felleisen auf meinem kleinen Rücken verschob sich, die Last kam auf die rechte Seite, die sich ohnehin durch den Kratzfuß geneigt, und um das Gleichgewicht war es geschehen. Ich plumpste auf die Nase, und ein schallendes, endloses Gelächter brauste auf wie ein wilder Sturm.

„Das Alles war das Werk einer unseligen Minute.

„Es war ein maßloser Aerger, der sich meiner bemeisterte. Ehrgeizig war ich immer gewesen. Jetzt lag mir des Judasbruders Mahnung im Gedächtniß, und diese trieb den Zorn zur Flamme.

„Ich sprang auf, ballte meine Fäuste und rief: „Die Narren erkennt man am Lachen!"

„Aber nun lachten sie noch ärger, besonders Einer, so groß wie ich, der hinten und vornen einen namhaften Höcker hatte, rothe Haare und krumme Beine wie eine Sichel. Weil der Knirps so klein war, dachte ich, das ist auch ein Junge wie du.

„Buckelorum," rief ich voll Zorn, „nimm Dich in Acht, sonst dresche ich Dir das Affenkästchen, das Du da hinten hängen hast!"

„Jetzt hätte Einer den Menschen sehen sollen! In einem Sprunge war er unten, und auf meiner Wange brannte eine Ohrfeige wie Feuergluth. Aber nun war's auch mit meiner Geduld aus.

„Daß Dich —!" rief ich aus, packte ihn, und warf ihn unter die Boutique, daß ihm die Rippen krachten. Das war so Schlierbacher Art!

„Die Gesellen wollten bersten.

„Auf des Knirps Zetermordio ging die Nebenthüre auf und der Meister erschien.

„Was gibt's hier?" fuhr er mich an, und in meiner Seele regte sich eine Ahnung, daß ich tolle Streiche gemacht. Ich drehte angstvoll meine Mütze.

„Ehe der Knirps sich unter dem Boutiquetische herausarbeiten konnte, stand ich vor dem Meister und sagte: „Herr Meister, als ich hier eintrat, weil ich Seine Thüre verfehlte, grüßte ich höflich, verlor aber das Gleichgewicht und fiel auf die Nase; da lachten die, und besonders der rothe Junge dort, der doch Junge ist wie ich, und als ich mich opponirte, schlug er mir eine Backpfeife in's Gesicht, daß mir der Backen noch feuert. Da hab' ich's kurz gemacht und ihn ein wenig unter den Tisch geworfen."

„Unwillkürlich lachte der Meister, aber er faßte mich beim

Ohre, zupfte mich unsanft und sagte: „Du bist ein kecker Junge. Das will ich Dir stecken. Der ist kein Junge, wie Du meinst, sondern der Obergeselle, vor dem Du Respect haben mußt, wie vor mir. Zähme Dein Maul, sonst will ich Dich lehren!"

„Zebedäus," sagte er zu dem Buckelorum, „vergeß Er's dem Bauernbuben, was er gethan, und denk' Er großmüthig. Jakob wird sich nicht mehr so vergessen."

„Mir rieselte es eiskalt durch alle Glieder. Mein Vater hatte mir von der Macht des Obergesellen gesprochen, und mich besonders angewiesen, mich mit dem gut zu halten. Und nun hatte ich's wohl für immer verdorben. Ein Streifblick, den ich auf ihn warf, zeigte mir ein Gesicht voll Wuth über die erlittene Schmach, und ein Auge, in dem der wilde Zorn glühte. Was wird das werden? dachte ich, und ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus meiner Brust hervor, ein Seufzer, der aus der Tiefe kam, wo die Warnungen meines Vaters jetzt erst wieder in Flammenschrift standen. Der abscheuliche Judas war Schuld daran.

„Der Meister zog mich in seine Stube. Er hatte Alles mit angehört, und hielt mir nun eine Predigt über die Pflichten eines Jungen, die mir das Blut erstarren machte, zumal ich sah, wie ich schon von vornherein dagegen gesündigt hatte.

„Ist das Dein bestes Wamms?" fragte mich, ablenkend, der Meister.

„Ich sagte: „Ja!"

„Er schüttelte den Kopf. „So kannst Du Dich nicht sehen lassen," fuhr er fort, „denn da laufen Dir die Buben nach." Er nahm einen Rock aus einem Schranke, gab mir den und sagte: „Geh' hinüber und zertrenne den!"

„Als ich in die Stube trat, brauste das Lachen wieder auf.

„Ich dachte: Lachet nur; mich sollt Ihr nicht mehr kriegen, und ohne Weiteres trat ich zu dem Rothen, und sagte so bescheiden als ich's konnte: „Herr Obergeselle, wo soll ich mich hinsetzen?"

„Mit einem höllischen Blicke wies er mir am unteren Ende der

langen Boutique ein leeres Loch an, von dem ich sofort Besitz nahm. Mein Nachbar war ein Berliner, der mir freundlich wies, wie ich trennen sollte.

„Allmälig wurde es stille. Der rothe Buckelorum aber schnaufte noch immer vor Zorn.

„Ruppelchen," sagte er nach einer Weile, „warum hast Du denn heute kein Hähnchen mitgebracht?"

„Fib ihm eins!" flüsterte mir der Berliner zu, und abermals lief mir mein Maul davon, daß ich sagte: „Herr Obergeselle, wir hatten nur zwei, und dem Letzten ist ein Unglück passirt."

„Was denn für eins?" fragte er höhnisch.

„Druf! druf!" raunte mir der Berliner zu, und das stachelte mich.

„Ei," sagte ich, „es ist auf's Dach geflogen, und da ist's schwindelig geworden und herunter gefallen, und hat sich hinten und vorn einen Höcker gefallen, daß man's vor ehrlichen Leuten nicht mehr kann sehen lassen!"

„Wie ein Teufel sprang der Obergesell auf und alle Gesellen lachten ohne Maß.

„Stille!" donnerte aber der Meister, der in der Thür unbemerkt gestanden.

„Da hat Er's, Zebedäus!" rief er diesem zu „und es schadet ihm nichts; Er hätte den Jungen sollen in Ruhe lassen; aber Dir, Jakob, sag' ich, zähme Dein Maul, das eine scharfe Schneide hat; und Er, Lude, laß Er das Hetzen. Kommt so was noch einmal vor, so jag' ich ihn zum Teufel, und Du, Jakob, wirst heimgeschickt, kriegst aber erst noch mein spanisches Rohr zu schmecken. Jetzt will ich Ruhe und fleißige Arbeit haben!"

„Mit diesen Worten ging er in's Zimmer, wo er zuschnitt, und es war nun so todtstille, daß man nur die Nadel hörte, die in das Zeug stach.

„Ich trennte wacker und es ging gut von der Hand.

„Zebedäus!" rief der Meister, als ich den Rock zertrennt hatte.

„Dieser huschelte in's Gemach.

„Während dem flüsterte Lude mir zu: „Det hast Du jut gemacht; aberschst, nimm Dir in Acht! Der Buckelorum, wie Du ihn jetauft hast, wird Dir kuranzen."

„Ich hatte genug gehört, um mir eine Lehre abzuziehen. Zu Pfingsten war ich im Schwetzinger Garten gewesen, und hatte da die Tempel-Inschrift gelesen: „Reden ist Silber; doch Schweigen ist Gold!" Die kam mir in's Gedächtniß und ich dachte, Du willst Dir das „Gold" zu Nutze machen. Ich hatte schon Lehren genug. Du kriegst mich nicht mehr, dachte ich weiter, als der Berliner mich veranlassen wollte, den Rothen abzutrumpfen. Ich gab ihm keine Antwort.

„Ruppel!" rief der Rothe. „Hierher!"

„Gehorsam sprang ich zu ihm.

„Er nahm mir das Maß; allein wo er anhielt, bekam ich einen Puff, daß es ein blaues Mal gab oder er kniff in's Fleisch, daß ich hätte laut aufschreien mögen. Aber ich schwieg und trug's stille. Als er nichts ausrichtete, rief er, indem er mir einen Rippenstoß gab: „Das ist ja eine steife Canaille, die sich nicht einmal drehen kann!"

„Aber ich schwieg und drehte mich dreimal herum wie ein Kreisel.

„Die Gesellen verbissen das Lachen nur mit Mühe, und Buckelorum ärgerte sich baß, weil das ein schweigender Spott war.

„Ich habe absichtlich diese Begebenheiten breit erzählt, um zu zeigen, wie mein Eintritt in's Geschäft begann, und wie ich mit meinem losen Mäulchen mir einen Weg bereitete, auf dem mehr Dornen wuchsen, als ein Mensch schier ertragen kann, denn nichts machte ich von nun an recht. Der rothe Buckelorum tränkte mir's ein, daß ich ihm den Namen gegeben, und ihn unter die Boutique geworfen. Im Tage hieß es: „Ruppel, ich brauche Schnupftabak," denn er schnupfte unaufhörlich. „Hol' ihn am Mannheimer Thor bei dem Kaufmanne Hecht." Ich nahm die Dose und lief, daß mir der Athem ausging. Kam ich wieder, so hieß es: „Du vermaledeite

Hausschnecke, bist Du wieder über einen Stoppelacker gekrochen?" Kaum saß ich, so rief er: „Ruppel, lauf zum Posamentirer in der Steingasse und hol' die Knöpfe!" Kam ich außer Athem zurück, so rief er: „Faulthier, hast Du wieder bei einer Schlierbacher Hockenfrau gefraubast? Da, trag die Hose zu dem Herrn, der bei'm alten Schmitt am Klingenthore wohnt, aber raff Dich!" Hätte ich sechserlei Dinge auf einem Gang abthun können, so mußte ich sechsmal darum gehen. Abends fiel ich schier um vor Müdigkeit, aber selbst im Bette war keine Ruhe. Kaum schlief ich, so rief er: „Ruppel, hol' 'mal Wasser!" Ich mußte taumelnd auf. Oder er rief: „Hol' mir die Dose, die im Rocke steckt." Ueberdies stieß, schimpfte und trat er mich mit Füßen, wo er nur konnte.

„Ich litt namenlos; allein den Triumph ließ ich ihm nicht, daß ich geklagt oder geweint hätte. Ich hatte schweigen gelernt und dulden. Es war fester Vorsatz, der Meister sollte mit mir zufrieden sein und den Unhold wollte ich müde machen. Das gelang mir freilich nicht. Kam ich einmal nach Schlierbach und klagte meine Noth, dann weinte meine Mutter voll Mitleid und der Vater sagte: „Das ist überall so. Du erntest überdem, was Du gesäet hast. Hättest Du mir gefolgt, wär's so weit nicht gekommen."

„Einen Trost hatte ich doch. Von jedem Kleidungsstücke, das ich wegtrug, gab's ein Trinkgeld, das hielt ich sorglich zu Rath. Für das erste Sümmchen kaufte ich mir ein Paar Stiefel, dann eine neue Mütze, dann eine Hose und endlich einen Rock, so eine Art Colett oder kurzen Frack, wie man ihn damals trug. So sah ich schmuck aus, und wenn ich nach Schlierbach kam, sagten die Leute: Guckt 'mal, das Jakobchen ist schon ein ordentlicher Stadtherr, und kommt daher wie ein Student!"

„Das schmeichelte meiner Eitelkeit, denn eitel war ich wie Einer. Man sagt das uns Schneidern ohnehin nach und mit Grund, daß wir eitel seien. Mir scheint's natürlich. Wer alle Tage der Eitelkeit Anderer dient, und sieht wie viel Werth man im Leben auf die Kleidung setzt, wird's am Ende, ohne daß er's

merkt; daß ich kein übler Junge war, sagte mir ohnehin der mächtige Spiegel in des Meisters Stube, und in den sah ich gar gerne. Es war auch der erste, den ich sah. Darüber zog mich der Buckelorum über die Maßen auf. Wenn's mich auch ärgerte, ich trug's wie das Andere, so stille wie ein Fisch, und dachte, das wird ja auch ein Ende nehmen. Ich bemerkte nämlich seit einiger Zeit, daß der Meister mit dem Buckelorum nicht zufrieden war. Er machte sich keck und spielte den Meister, wenn der abwesend war. Darüber beschwerten sich die Gesellen.

„Eines Tages hörte ich sie mit einander hadern, und als der Buckelorum aus der Zuschneidestube kam, rief ihm der Meister nach: „Hier ist sein Lohn, geh' Er auf die Herberge!"

„Victoria!" rief ich in meinem Herzen. „Mit Dir und meinem Elende hat's ein Ende!"

„Er rannte durch das Zimmer wie ein Irrwisch, und kam bald in vollem Anzuge zurück und holte sein Geld.

„Als er, ohne Adje zu sagen, zur Thüre ging, rannte mir der Berliner zu, der jetzt Obergeselle war: „Junge, seh' und mach' ihm so enen Fratzfuß nach, wie Du enen jemacht, als Du jekommen; Du sollst es ooch jut bei mich haben!"

„Der böse Feind saß mir im Nacken und ich dachte: da kannst Du Dir einen Stein in's Brett setzen, und ich that's zum allgemeinen Vergnügen, weil ihn alle Gesellen haßten; aber als ich mich umdrehte, bekam ich von dem Meister, der zugesehen hatte, eine so unangenehme Maulschelle, daß ich, wie damals Zebedäus, unter die Boutique fuhr. Der Meister sprach kein Wort dazu. Ich meinte, das sei auch nicht nöthig gewesen, denn diese Handthierung sprach deutlich genug, um verstanden zu werden. Ich kroch heraus und rieb sie ein, und der Berliner sagte lachend: „So recht! reibe sie wacker ein, von mir kriegst Du keene nich!"

„Gegen Abend nahm er mich auf die Seite. „Ruppelchen," sagte er, „Du bist en janz juter Junge, wenn nur det verfluchte Maul nich wäre. Mich darfste ooch nich quer kommen, denn de

Hand ist mich nich anjewachsen; aberschst Du sollst es jut haben, wenn Du Dich mit mich hälst. Siehste, ich habe das Malheur, det ich oftermals Leibjneipen kriege, besonders jejen Abend. Da muß ich enen Doppelkümmel hinter die Binde jießen. Et wäre mich aber unanjenehm, wenn et der Meister wüßte. Hier haste Jeld. Jeh' an mein Bett. Unter dem Kopfkissen liegt so ene klene Bulle. Die nimmste und jehst zu dem Wirth im Schiff in der Schiffjasse, die nach dem Neckar führt. Da läßte se füllen und stellst se wieder an ihre Stelle. So machste Dir anjenehm bei mich und wenn de det jeden Abend jut machst, sollstet jut haben."

„Aha! dachte ich. Dies Leibweh kommt wie das Fieber, allemal um die bestimmte Zeit. Item, was liegt Dir dran? Ich that's regelmäßig, und nun gingen wirklich goldne Tage für mich an. Zwar lud er mich oft ein, auch 'mal einen „Kurzen" zu nehmen, wie er den Schnapps nannte; aber ich danke Gott, daß ich einen so gründlichen Abscheu davor hatte, daß ich nie in Versuchung kam.

„Der Berliner war im Grund ein gutmüthiger Mensch, wenn ich auch mit seinem Thun gar nicht zufrieden war; denn er hatte niemals Geld, weil er spielte und gerne gut aß und trank. Er machte wohl allerlei Versuche, mir meine Trinkgelder abzuborgen, und zum ersten Male gelang es ihm auch, daß er mich um einen Gulden schnappte; allein ich gab nun mein Geld dem Meister aufzuheben, was diesem recht wohl gefiel und mich sicher stellte. Der Berliner verzog zwar die Miene etwas, als ich es ihm bei neuem Drängen sagte; aber es blieb dabei, und ich hatte Ruhe.

„Wart' nur," sagte er, „wenn Du einmal Jeselle bist, und mit uf die Herberge jehst, dann hebt erst det rechte Leben an; denn die Studenten sind Lumpenhunde jejen uns. Du wirst ein starker Kerl, und ich freu mir, an Dir enen rechten Adjutanten zu kriegen. Ich möchte einmal an die Sulzer."

„So nannten wir die Studenten damals, und der Buckelorum hatte ihnen den Namen gegeben. Weil sie allezeit tief in des Meisters Kreide saßen, so nannte er das „die Sulze," was so viel

hieß, als eine gewürzte Brühe. Sie wissen," fuhr er fort, „es ist ein uralter Haß zwischen Studenten und Knoten, wie sie die Handwerksbursche nennen, und ich kann wohl sagen, so schlimm es auch ist, daß der schon den Jungen eingeimpft wird. Es hat mancherlei Quellen dieses Mißverhältniß; aber eine Hauptquelle suche ich darin, daß die Mädchen des Mittelstandes meist nach den Studenten schielen und den braven Handwerksburschen übersehen. Das wurmt dem jungen Blut und der Haß wirft sich auf die, welche ihm die Herzen abwenden, eine so angesehene Rolle spielen und sich um keinen Menschen scheeren. Auch ich war damals ein rechter Studentenfeind, denn ich wurde von der Zunft losgesprochen und aufgedungen als Geselle, erhielt meinen Lehrbrief und war nun ein freier Herr. Das „Du" hörte auf und der Meister traktirte mich per Er. Das durchzuckte mich mit Wohlgefühl. Ich hätte es früher schon gut gehabt im Hause, wenn der Buckelorum nicht gewesen. Der Meister war immer freundlich gegen mich, die Maulschelle abgerechnet, die er mir, wohlverdient, gesteckt, als ich den Scheidenden ruchlos verhöhnte. Ich blieb daher als Geselle im Haus. Ich war ein firer, tüchtiger Arbeiter. Das wußte der Meister, aber ich auch, denn da auf das Stück gearbeitet wurde, so machte ich die Woche schier ein Viertheil mehr, als jeder andere Geselle, und doch war's besser genäht.

„Für mein Geld, das ich den Klauen des Berliners entrissen, kaufte ich mir einen flotten Anzug; denn so wollte es der Meister, und den machte ich mir nach dem neuesten und feinsten Schnitte.

„Himmel, was war ich ein Prachtkerl! Gewachsen wie eine Tanne, um die Hüften schmal wie ein Insekt, und doch kräftig gebaut, die Erstlinge des Bartes reiften um Kinn und Wange, und ein Schnurrbart machte sich gar patzig unter der Nase, und die Wangen waren roth wie junge Kirschen.

„Fragen Sie einmal meine Frau?"

Sie schlug ihm auf den Mund und sagte: „Sehen Sie 'mal,

wie eitel er ist?" „Nun, nun," sagte ich, „es geht Ihnen eben noch nach, daß Sie ein hübscher Bursche waren."

Er lachte laut auf.

„Das merkte Niemand besser," fuhr er fort, „als Agneschen, die Tochter unseres Gegenüber. Ihr Vater war ein Pechvogel, wie wir die Schuster nannten; aber das Mädchen war hübsch, wenn auch nicht so hübsch wie mein Lieschen, das ich erst später fand. Sei nicht böse, Frauchen," neckte er, „der Herr will Wahrheit. Soll man denn die dummen Streiche seiner Jugend verschweigen? Ich saß an unserem Fenster, und Agneschen drüben an dem ihrigen. Sah ich hinaus, so sah ich sie, blickte sie auf, so sah sie mich. Das war natürlich. Und da wir uns beiderseits gefielen, so gab's sich auch ganz einfach, daß wir oft und gerne hinaussahen und die Augen sich begegneten. Daß die sprechen können, ohne Zunge, ist eine seit Eva's und Adam's Zeiten bekannte Sache. Die unseren redeten auch. Sagten die meinen: Agneschen, wie bist Du hübsch! so sagten die ihrigen: Jakob, Du gefällst mir auch!

„Eine Zeit lang hielt diese Sprache aus, aber nun mischte sich der Mund drein. Wir trafen uns in der Dämmerstunde am Fenster, aus dem sie so freundlich lugte. Noch ein paar Wochen — und sie war meine erklärte Geliebte.

„Niemand konnte mir etwas Unrechtes nachsagen. Ich lebte stille und eingezogen, sparte meinen Verdienst, kleidete mich gut, und war auf schnurgeradem Weg Altgeselle, ja Obergeselle geworden, da mir Meister Glöckner sehr gut war. Das wußte der alte Pechvogel, des Agneschens-Herr Vater, sehr wohl. Daher sah er unsere wachsende Liebe sehr gerne. Ich war selig im Traume, so herzlich von dem herzigen Mädchen geliebt zu werden, und ließ mir nicht träumen, daß ich nicht allein Hahn im Korbe sei.

„Oben in einer Mansardstube unseres Hauses wohnte ein Student, ein rechter „Sulzer," der Lampadius hieß und ein lieber-

licher Finke war. Schulden hatte der Mensch wie ein Erbprinz, aber das mußte man ihm zugestehen, er war ein bildschöner Junge, so schön, wie nur Einer in der Stadt. Der luchste aus seiner Kammer herab in des Agneschens pechschwarze Augen, und ich wußte es nicht, und unser Junge, ein verschlagener, kleiner Gaudieb, trug die Liebesbriefe hin und her, was ich aber Alles erst später erfuhr, und auch des Agneschens Vater nicht wußte.

„Mein Meister, der das Agneschen über die Taufe gehoben, sah's gerne, daß ich so um es herum ging, und da er keine Kinder hatte, glaube ich, er hatte es gut mit uns Beiden vor. Davon ahnete ich freilich nichts.

„Die Sache ging so ihren gemessenen Gang. Erst sprach ich am Fenster. Dann saß ich bei ihr und dem Vater auf der Bank vor der Thüre. Darauf kam ich in's Haus, und, da ich merkte, daß mich der Alte wohl leiden mochte, machte ich kein Geheimniß daraus, daß ich das Mädchen lieb hatte.

„Um diese Zeit wollte es des Berliners Unstern, daß der strenge Meister hinter sein Schnappstrinken kam. Da war's aus. Er mußte das Felleisen schnallen und gehen, blieb aber doch in der Stadt und wurde Obergeselle bei dem alten Batt auf der Hauptstraße, nahe beim „König in Portugal." Auch der vermaledeite Buckelorum war noch da, und hatte sich bei dem Schneider Eller im „kalten Thale" als Obergeselle eingenistet. Er mied mich aber, wo er konnte, und kam ich in den „faulen Pelz," um ein Rüpel Bier zu stechen, und er war auch da, oder in den „Reichsapfel," so machte er sich blitzschnell aus dem Staub. Er traute dem Landfrieden nicht. Und doch wäre er sicher gewesen, denn ich hätte mich sicherlich an der mißrathenen Kreatur nicht vergriffen. Nur einmal, als er getrunken, wollte er an mich, aber ich beachtete ihn nicht mehr.

„Ich wurde Obergeselle! Keine Worte schildern diese Freude und das Glück meiner Eltern. Ich darf es ja wohl sagen, daß ich sie in ihrem Alter getreulich unterstützte und von meinem Ueber-

flusse, denn den hatte ich nun, ihre Lage besserte. Der Vater hatte, da ein Jüngerer ihm den Rang ablief und wohlfeiler der Gemeinde diente, den Schuldienst verloren. Da ging's ihnen etwas knapp, und ich schätzte mich glücklich, die Last ihres Lebens erleichtern zu können. Es würde auch fort und fort geschehen sein, wären nicht unselige Ereignisse eingetreten. Seit ich Obergeselle war und nur noch einen Schritt zum Meister hatte, wurde ich von dem alten Pechvogel mit ganz anderen Augen angesehen. Selbst Agneschen ließ sich gerne von unserer künftigen Heirath vorduseln. Ich sprach von nichts lieber, was mir mein Lieschen gewiß vergibt, da sie auch einen Schatz hatte vor mir, der auch wohl solche Dinge mit ihr wird verhandelt haben. Gelt, Alte?"

Sie lächelte still und sagte dann: „Fahr' doch fort. So gut hast Du mir's doch noch niemals erzählt."

„Wie gesagt," fuhr der Meister fort, „ich war ein gemachter Bursche. Damals hatte ein spekulativer Kopf dem „rothen Läppchen" den Rang abgelaufen und auf dem Wege nach Schlierbach den „Hausacker" zu einer Wirthschaft hergerichtet. Dahin strömte Sonntags alle Welt: Studenten, Bürger, Handwerksbursche und Frauen und Mädchen des Bürgerstandes. Agneschen pochte das Herz, wenn sie erzählte, wie ihre Nachbarinnen, des Glasers Töchter, am letzten Sonntage so vergnügt im „Hausacker" gewesen.

„Wart!" dachte ich, „nächsten Sonntag sollst Du diese Freude haben!" Ich sagte es ihr. Und als der Sonntag kam und drei Uhr Mittags, trat ich in Agneschens Zimmer. Ich trug einen königsblauen Frack, den ein Graf hätte tragen können, gelbe Nankinghosen, weiße Weste und neuen Hut. Agneschen war weiß gekleidet und sah zum Küssen hübsch aus.

„Stolz, wie ein König, schritt ich dahin, das hübsche Mädchen am Arme. Die Leute sahen uns überall bewundernd nach.

„Agneschen preßte sich an mich, als solle sie mir geraubt werden.

„Sie zitterte vor Lust und war im siebenten Himmel, wie man sagt.

„Wohl fiel es mir auf, daß sie oft zurücksah, als erwarte sie Jemanden, aber ich beruhigte mich wieder, als sie auf meine Frage entgegnete, sie sähe nach den geputzten Leuten. Freilich Schlimmes. Als aber das immer ärger wurde, kam mir doch der quälende Gedanke, sie spiele am Ende die Falsche. Das wurmte mir im Stillen.

„Endlich erreichten wir den „Hausacker," wo alle Räume so vollgepfropft waren, daß wir kaum zum Sitzen ein Plätzlein fanden. Ich bestellte Wein, denn ich wollte meinem Mädchen Ehre anthun. Mit nicht geringem Aerger sah ich mir gegenüber an der Wand den rothen Buckelorum, den Zebedäus, sitzen, der mich höhnisch ansah. Nicht weit davon sah ich den „Sulzer" Lampadius, der mit Agneschen zu liebäugeln anfing.

„Mein Blut wurde heiß. Ich stürzte einige Gläser Wein rasch hinunter. Davon wurde es noch heißer. Die Musik spielte auf, und im raschen Tanze mit Agneschen glaubte ich Frieden zu finden. Aber Prost die Mahlzeit! — Ich wurde nur noch aufgeregter. Als wir wieder saßen, ließ sich Lampadius mit Agneschen in ein Gespräch ein, das mir noch mehr wurmte, weil er ihr allerlei schöne Dinge sagte, und das Mädchen sie mit unzweideutigem Wohlgefallen anhörte. Bald merkte ich, daß die Füße des Lampadius und Agneschens ein gar vertraulich Zwiegespräch unter dem Tische hielten.

„Alle Wetter!" dacht' ich, „Dir will ich das vertreiben;" lugte hinab und treffe mit meinem Stiefelabsatze des Sulzers Zehen, daß er einen lauten Schrei thut.

„Der Zebedäus lachte teuflisch. „So recht, Ruppelchen," rief er, „Du hast ohnehin schöne Hörner! Stoß einmal damit, daß die Leute sehen, Du seiest ein rechter Geisbock!"

„Da war's aus. Rasch griff ich über den Tisch, faßte den

Buckelorum bei den rothen Haaren, zog ihn herüber, tunkte seine Habichtsnase so heftig in den verschütteten Wein, daß das Blut herausschoß, und dann riß ich ihn heraus und schleuderte das kleine Ungethüm mitten unter die Tanzenden. „Det war ein Meisterstück!" rief der Berliner, der plötzlich an meiner Seite stand. „College," sagte er, „Du bist en Kernjunge jeworden! Ich denke, wir kommen

„Das Alles ging schnell, wie ein Gedanke. Als ich mich nach dem Berliner umsah, fiel ein Ziegenhainer mit Riesenkraft auf meinen Kopf. Hätt' ich den Hut nicht aufgehabt, er hätte mich ohne Zweifel tüchtig getroffen und zu Boden geschlagen.

„Verdammter Knote," rief Lampadius, „das ist für den Tritt!"

„Einen Augenblick war ich wie betäubt, dann aber ergriff ich die Flasche und schleuderte sie dem Sulzer an den Kopf.

„Nun gab es Arbeit! Der Lampadius blutete. Wie ein Rasender sprang er auf den Tisch, um an mich zu kommen. Ich aber faßte seine stämmigen Beine und schleuderte ihn in den Tanzsaal. Agneschen, die meine Hände von den Beinen des Sulzers abwinden wollte, flog in ihrem weißen Fähnchen, von der Macht des Schwungs ergriffen, nach.

„Jetzt gab's ein wildes Geschrei. Alle Studenten schaarten sich um Lampadius, alle Handwerksburschen um mich, und es entstand eine heillose Rauferei.

„Was ich that, weiß ich nicht; aber daß ich mit einem Stuhlfuße, den ich ausgerissen, dreinschlug wie ein Besessener, war eine nur zu wahre Thatsache. Wein, Leidenschaft und Zorn hatten mich außer mir selbst gebracht.

„Plötzlich, als eben der Kampf im höchsten Brande war, riß mich Jemand gewaltsam zurück. Es war der Berliner. „Junge," rief er mir in's Ohr, „et is Zeit, det wir die Platte putzen. Der Buckelorum ist nach der Stadt jerannt, die Polizei zu holen. Kriegt Dir die, so kannst Du in Nummero Sicher brummen, und mich jeht's nich besser."

„Das Wort gab mir meine Besinnung wieder. Ich erkannte seine Wahrheit, und schnell wie der Blitz waren wir draußen, während die Prügelei lustig fortging.

„Es war dunkel geworden.

„Der Berliner zerrte unaufhörlich, daß ich mit ihm davonginge, aber ich konnte nicht. Ich wollte sehen, wie es Agneschen gehe. So falsch sie auch an mir gehandelt, so bedauerte ich sie doch jetzt.

„Endlich kam sie mit fliegendem Haare, zerrissenem Kleid, in Summa in einem beklagenswerthen Zustande, heraus. Als ich sie sah, rang Zorn und Mitleid um die Herrschaft in meinem Herzen. Ich trat ihr näher.

„Agneschen," sagte ich, „das ist der verdiente Lohn der Untreue!" Da hätte aber Einer hören sollen, wie sie mich mit Schimpfreden übergoß. So etwas hätte ich dem sanften Mädchen nun und nimmer zugetraut.

„Jefällt Dich der Jesang?" fragte mich der Berliner. „Det is ene Nachteule," sagte er, „die Dir in Nummero Sicher bringt, denn da hinten kommt die Polizei."

„Er riß mich fort auf dem Schlierbacher Wege.

„Fort, fort!" rief er. „Hörst Du sie laufen?"

„Wirklich waren sie uns auf der Fährte.

„Wir waren wie Besessene davongerannt, aber plötzlich empfand ich so entsetzlichen Milzstich, daß ich keinen Schritt mehr weiter konnte. Der Berliner riß mich in das Gebüsch zur Seite des Weges.

„Wo sind sie?" hörte ich die Stimme der Schaarwächter, die auf dem Weg, uns gegenüber, standen. Es waren ihrer Zweie.

„Stille nur!" flüsterte der Berliner, allein in dem Augenblicke kam mir ein so unwiderstehliches Niesen an, daß ich umsonst es zu bezwingen versuchte.

„Mein Lebtag hatte ich die besondere Natur, daß ich, wenn ich in's Niesen kam, ein außerordentliches Geräusch machte. Die Hitze, in der ich mich befand, und die Kühle der Nachtluft, der

feuchte Boden, auf dem wir lagen, mußte es verursacht haben, daß es jetzt mit außerordentlicher Macht losbrach und gar nicht enden wollte.

„Prosit!“ rief einer der Schaarwächter, und stand mit einem mächtigen Sprunge vor uns.

„Der Berliner sprang auf, schlug ihm auf den Kopf, daß er taumelte, und entsprang, ich konnte mich vor Milzstich nicht regen.

„Auf den Schrei des Getroffenen kam der Andere herbei, und ich war in ihren Händen.

„Umsonst flehte ich, sie möchten mich nur eine Minute ruhig lassen, weil ich so heftig litte. Sie stießen mir die weißen Knöpfe ihrer spanischen Rohre in die Rippen, daß ich auf mußte, und so schleppten sie mich denn ohne Erbarmen zum Hausacker, und von da nach der Stadt.

„Es war ein Glück für mich, daß es stichdunkele Nacht geworden, denn ich wäre vor Scham des Todes gewesen, hätten mich die Leute gesehen.

„Als wir so dahingingen, vernahm ich Agneschens Stimme, und auch bald die des Lampadius, an dessen Arm sie hing. Sie versicherte ihn, daß sie nur ihn liebe, mich, den sie mit den abscheulichsten Namen benannte, aber nur als Vorwand behandelt habe. Das war wieder ein Gewinn für mich, aber der Grimm stieß mir schier das Herz ab. So sehr es mich auch drängte, ihr ein Wörtlein zuzurufen, ich schwieg und überwand mich selbst.

„Bald darauf nahm mich das Stadtgefängniß liebreich auf. Ich ruhte auf den Lorbeeren meiner Thaten aus — aber sie waren hart und verwandelten sich in die Dielen einer unreinen Pritsche.

„O, das war eine Nacht! Kein Schlaf kam in mein Auge, aber wohl die Reue in mein Herz mit einer zerfleischenden Gewalt. Meine Eitelkeit erschien mir zuerst in ihrer Verwerflichkeit. Hätte ich das Geld, was ich auf meine üppige Kleidung verwendete, meinen armen Eltern gegeben, wie wohl hätte es ihnen in ihren

alten Tagen gethan! Und ich wäre ja bewahrt geblieben vor dem Heere von Thorheiten, welche die Schwelle zu meinem Unglücke bildeten. Hätte ich mich nicht an das leichtfertige Ding gehängt, die mich doch nur hänselte, hätte ich die Augen aufgethan, ich hätte es wahrnehmen müssen, wem der glühende Blick ihres schwarzen Auges galt, den sie heraufwarf und den meine Eitelkeit auf mich bezog. Ich rauste mein Haar und verwünschte die Eitelkeit und die Mädchen, den Hausacker und mich selbst. Mein Jähzorn erschien mir in seiner Strafbarkeit, und jetzt erndete ich noch die Früchte meiner kecken Zunge an dem vermaledeiten Zebedäus. Dachte ich an die Folgen meiner Handlungen, so war ich entehrt, konnte in Heidelberg nicht mehr bleiben, und was sollte es werden? Ich hatte keinen Heller Geld mehr. Wo das hingekommen, wußte ich nicht. Es war mir aus der Tasche gemaust worden im Gedränge. Manchmal kam mir ein Verdacht gegen den Berliner in die Seele, weil ich mich dunkel erinnerte, daß er einmal in meine Tasche gegriffen hatte. Ich sprach ihn aber frei, denn ich hielt ihn für viel zu ehrlich, als daß er das thun könnte.

„Wohin sollte ich? Nach Schlierbach? Nein! die Schande wollte ich meinen Eltern nicht machen. War ihr Kummer ja ohnehin groß genug, wenn sie meine Streiche vernahmen.

„In diesem Zustand einer entsetzlichen Seelenqual verlebte ich eine Nacht, wie ich mich keiner zweiten erinnere. Der Morgen wollte gar nicht kommen. Endlich blitzten die ersten Lichtstreifen in das Loch, das meinem Kerker als Fenster diente. Nie habe ich in tieferer Bewegung den Tag begrüßt, als damals. Ich fiel auf meine Kniee nieder und gelobte Gott, ein anderes Leben zu beginnen.

„Endlich, nachdem ich noch manche Stunde geharrt, wurde ich vor das Stadtamt geführt. Fürchterlich war mir dieser Augenblick, fürchterlicher noch, weil Lampadius gegen mich zeugte, und der Buckelorum mit seinem höhnischen Teufelsgesichte mich belächelte und Schuld auf Schuld häufte. Mein Urtheil war acht Tage Arrest bei Wasser und Brod, und Verweisung aus der Stadt.

Acht Tage im Kerker! Ich meinte, in die Erde zu sinken; allein ich hielt mich, um nicht dem Zebedäus die Freude zu vermehren. Als ich an ihm vorübergeführt wurde, flüsterte er: „Keinen Kratzfuß machen?“ Hätte ich gekonnt, ich hätte ihm den Hals gebrochen.

„Was soll ich von jenen acht schrecklichen Tagen sagen? Die Qual, die ich ausstand, läßt sich ermessen; doch sie waren mir heilsam, und eine bessere Strafe hätte mir gar nicht zu Theil werden können zu meiner Besserung.

„Am Tage meiner Entlassung lief ich zu Meister Glöckner, packte und schnürte mein Felleisen, und sagte ihm dann, mit einer Thräne im Auge, Lebewohl!

„Er reichte mir seine Hand. „Ruppel,“ sagte er, „laß Er sich das zur Warnung dienen. Ich verliere Ihn ungern und ich hatte es gewiß gut mit Ihm vor, allein Sein Leichtsinn hat Alles zerrissen. Werde er ein braver Mensch, und kommt Er dann einmal heim, so will ich Ihn wieder mit Freuden aufnehmen.“

„Ich drückte seine Hand und ging. Ach, der brave Mann wußte nicht, daß ich auch nicht einen Kreuzer in der Tasche hatte. Ich konnte es nicht über das Herz bringen, es ihm zu sagen. Er hätte mich wahrlich nicht verlassen. An Agneschens Haus eilte ich vorüber, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen. Alle Neigung zu der Betrügerin war erstorben, und hatte einem tiefen Abscheu, einer gründlichen Verachtung Raum gemacht.

„Ohne mich aufzuhalten, eilte ich über die Neckarbrücke. Erst als ich jenseits stand, wo man noch einmal in die Felsenschlucht blicken kann, aus der der Neckar strömt, wurde mir's weich um's Herz. „Dort oben liegt das Dorf deiner Heimath,“ dachte ich; „dort rollen die Thränen deiner Eltern, die jetzt ihre letzte Stütze wanken und fallen sehen, und nicht einmal wissen, was aus ihrem Kinde wird.“ Dieser Gedanke preßte mir die Brust zusammen, daß ich nicht athmen konnte. Ich setzte mich in die Weiden am Ufer des Neckar und weinte bitterlich, und erst, als ich mich recht

ausgeweint, wurde mir's leichter um das Herz, und ich wanderte weiter, ohne zu wissen wohin.

„Gegessen hatte ich nichts, als eine Rinde trockenen Brodes. Bei Handschuchsheim erbarmte sich ein Bauer meiner. Er saß auf dem Kirschbaum und brach die lockende Frucht.

„Als ich so sehnsüchtig hinaufsah, rief er: „Wie ist's, Landsmann, will Er sich satt Kirschen essen?"

„Ich habe kein Geld," sagte ich mit gepreßtem Herzen.

„Darnach hab' ich ja nicht gefragt," sagte der ehrliche Mensch; „leg' Er sein Felleisen ab, und komm' Er herauf."

„Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Wie ein Gedanke war ich auf dem Baum und that mir gütlich. Ich dankte herzlich als ich mich gehörig getroffen, und mit dem treuherzigen: „Behüt' Ihn Gott!" entließ mich der Bauersmann.

„Ich lief, was ich laufen konnte. Vor dem Fechten, wie es die Handwerksburschen nennen, hatte ich einen Abscheu, den ich nicht überwinden konnte. In ein Wirthshaus konnte ich nicht gehen, denn ich hätte ja das arme Schlafgeld nicht zahlen können. Jemanden in dem nahen Dorf um eine Schlafstelle zu bitten, konnte ich auch nicht über mich gewinnen.

„Da fiel mein Blick auf die Wiesen, in denen die duftigen Heuschober saßen. „Ei," dachte ich, „wie willst du's besser haben?" Es fing an zu dunkeln, und das Feld war leer von Arbeitern.

„Ich ließ den staubigen Weg liegen, und schlug nach dem Neckar zu. In einem Heuschober wühlte ich mir ein bequemes Lager, deckte mich mit Heu so zu, daß nur mein Gesicht frei blieb, legte das Felleisen als Kopfkissen unter, und ehe noch der Mond am Himmel heraufstieg, lag ich im tiefsten Schlaf. Ich hatte ja auch Vieles nachzuholen; denn in den Tagen meiner Haft konnte ich auf der harten Pritsche nicht gut schlafen; ich war diesen Tag stark gewandert. So machte nun die Natur ihr Recht geltend und alle Leiden, alle Gewissensbisse, alle Sorgen vor der Zukunft

waren vergessen. Der plätschernde Neckar, die säuselnden Winde und das Nachtlied zahlreicher Nachtigallen wirkten zusammen mit meiner Ermüdung und meinem weichen, duftigen Lager, daß ich nie herrlicher geschlafen zu haben mich erinnern kann.

„Mit den ersten Strahlen der Sonne erwachte ich. Mir war so wohl. Ich erinnerte mich des Liedes, das ich bei meinem Vater gelernt: „Mein erst' Geschäft sei Preis und Dank ꝛc.," und ich betete es mit der innigsten, frömmsten Erhebung. Ich hatte die Seele Gott befohlen. Das gab mir ein Frohgefühl, daß ich freudig aufsprang, mein Felleisen umwarf und fröhlich, wie die Lerche, die über mir ihr frohes Morgenlied sang, meinen Weg antrat.

„Bald genug aber meldete sich der unerbittlichste Geselle, der Magen. Wo sollte ich etwas hernehmen, ohne zu betteln, was ich nicht über mich vermochte, oder zu stehlen, wogegen sich mein Rechtsgefühl auflehnte. Ich mußte weiter. Es wurde Mittag. Ich sah den blauen Rauch aus den Schornsteinen der Dörfer aufsteigen und dachte, wie gut das Mittagsbrod dort wohl den Leuten schmecken müßte; aber ich hatte keins, und konnte mir auch keins kaufen.

„Freilich hätte ich ein Kleidungsstück veräußern können, allein ich fürchtete, für einen liederlichen Gesellen gehalten zu werden, und, ehrlich gestanden! es ging mir auch an's Herz, ehrlich erworbenes Gut so wegzuschleudern.

„Am Nachmittage sah ich ein schönes Städtchen vor mir liegen. Ich fragte Jemanden, ob eine Schneiderherberge drinnen sei?

„Das bejahte der Mann, bezeichnete mir das Haus, und, so gut es die matten Glieder vermochten, steuerte ich darauf los.

„Ich grüßte den Herbergsvater mit dem Handwerksgruße.

„Woher des Weges?" fragte der mürrisch aussehende Mann.

„Von Heidelberg!" war meine Antwort.

„Wo gelernt?" fragte er weiter.

„Bei Meister Glöckner," sagte ich; „war auch Geselle und Obergeselle dort."

„Warum denn fortgelaufen? He! Auch vielleicht in des liederlichen Ruppel Geschichte verflochten?"

„Der Ruppel ist so übel nicht," sagte ich gluthroth. „Ich kenne ihn."

„Was? den loben? Er ist doch dort zum Zeitvertreibe nicht eingesperrt worden?"

„Nein," sagte ich; „aber er ist in Wuth gebracht worden durch schlechte Leute," warf ich ihm hin.

„Nun, das hat mir auch ein Berliner gesagt," fuhr der Herbergsvater fort. „Haben wir Hunger?"

„Gewiß!" sagte ich, „aber kein Geld."

„Was, kein Geld? Ja, Freund," sagte er darauf mit wüstem Stirnrunzeln, „wo das Geld wendet, wendet Schrank und Keller, Krug und Teller. Will Er Arbeit hier? Wie heißt Er?"

„Ich nähme gerne Kundschaft," entgegnete ich, „weil ich in Noth bin." Die zweite Frage ließ ich aus Scham unbeantwortet.

„Wie heißt Er denn?" fragte er nun etwas mißtrauisch.

„Ruppel heiße ich," war meine Antwort.

„Was der Teufel! Ruppel? So wäre Er der Tagedieb, der den Skandal gemacht?" Er betrachtete mich lange; ich aber wandte ihm den Rücken und ließ ihn stehen.

„Er eilte mir nach. „Nun, nun, wohin will Er denn?" fragte er.

„Wo ich freundlichere Herberge finde!" sagte ich. Es mochte ihm bange werden, ich brächte bei der Zunft sein Haus in Verruf. Deßwegen legte er sich jetzt auf's Gutewortegeben. Das half ihm nun nichts mehr. Ich ging weiter und ließ ihn verblüfft stehen.

„Das aber fühlte ich, daß ich weit nicht mehr fortkommen würde. Es war sehr heiß. Die meisten Bewohner des Städtchens waren draußen beim Heumachen, und in den Straßen schien es, als sei Alles ausgestorben.

„Ich war nahe dem Ende des Städtchens gekommen, als mir plötzlich die Beine die Dienste versagten, Alles mit mir rund herum

ging, und es mir blau und schwarz vor den Augen wurde. So viel vermochte ich noch, daß ich mit Anstrengung aller Kräfte eine Steinbank erreichte, die unter den Fenstern eines kleinen Hauses hinlief. Dort sank ich zusammen und das Bewußtsein verging mir.

„Ich hatte seit den Kirschen am vorigen Tage nichts mehr gegessen, und es war hoher Nachmittag. Wie konnte es anders kommen, als daß mir die Sinne vergingen?

„Ob ich lange oder kurz so ohne Bewußtsein gelegen, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß mit dem Erwachen der Duft eines belebenden Essigs mir in die Nase stieg. Eine zarte Hand rieb mir die Schläfe und die Stirn mit Essig. Das Alles empfand ich schon und doch waren meine Sinne noch gehalten und gebunden. Endlich erwachte ich aus der allmälig verschwindenden Betäubung, und vor mir kniete ein Mädchen, das sorglich mich mit Essig anwusch. Ich blickte in ein Paar blauer Augen, wie sie die Erde nicht schöner hatte, und in ein Gesichtchen, so lieblich wie eine erblühende Rose. Ich hielt's anfänglich für einen schönen Traum und wollte die Augen wieder schließen, daß er nicht so schnell vergehe. Als ich aber die Fingerchen fühlte, die mir die Schläfe anstrichen, da merkte ich, daß es nicht Traum, sondern einfache Wirklichkeit sei, und ich sah das Engelsgesichtchen an, und hätte so all' mein Lebtag es ansehen können.

„Wo bin ich denn?" fragte ich, denn Alles bisher Erlebte war in meinem Gedächtniß wie erloschen, wie ausgetilgt.

Sie nannte den Ort und fragte:

„Wie ist es Ihm denn? Fühlt Er sich wieder wohl?" — In dem Tone lag der Ausdruck einer so innigen, herzlichen Theilnahme, daß er mein Herz mit Wonne erfüllte.

„Will Er nicht jetzt etwas essen?" fragte sie weiter, als ich noch nicht auf ihre erste Frage geantwortet.

„Ich nickte mit dem Kopfe.

„Ach," sagte sie, „dann probiere Er doch einmal, ob Er in

das Haus gehen kann. Hier brennt die Sonne so heiß, und das ist doch nicht gut."

„Ich richtete mich auf und das liebe Kind (denn das war das Mädchen noch, da sie kaum sechzehn Jahre alt war) faßte mich am Arm und half. Nur sehr mühsam gelang es mir, in das Haus zu kommen, und als ich die nette [illegible] erreicht und mich in einem ledernen Großvatersessel niedergelassen, versagte mir wieder alle Kraft.

„Brod konnte ich nur noch herausbringen.

„Sie flog hinweg und holte Brod.

„Gierig verschlang ich das dargebotene Stück und nun erst wurde mir anders zu Muthe.

„Ach," sagte ich leise, „seit gestern Mittag vier Uhr habe ich nichts mehr gegessen."

„Sie faltete die Hände und rief: „Großer Gott!" — Kaum aber hatte sie durch diesen Ausruf ihr Mitleid und ihre Verwunderung zugleich ausgedrückt, so war sie auch verschwunden. Ich konnte nicht widerstehen, ich schnitt mir noch einen rechten Ranken Brod ab und verspeißte den mit einem Heißhunger und einem Wohlgeschmack, wie ich niemals etwas genossen.

„In unglaublich kurzer Zeit erschien das liebliche Mädchen mit einem himmlischen Lächeln auf ihren schönen Zügen wieder und setzte einen duftenden Pfannkuchen auf den Tisch, den sie schnell gebacken. Sie zerschnitt ihn selbst und sagte dann: „Nun setz' Er sich her, und lasse Er sich's gut schmecken!"

„Ich that's, und niemals hat eine Wirthin mit größerer Lust dem Appetit ihres Gastes zugesehen, als es hier geschah.

„Soll ich noch einen backen?" fragte sie liebreich, als ich den köstlichen Kuchen verzehrt hatte.

„Ich dankte und pries ihre Kunst und ihre Güte gegen einen armen Fremdling. Sie erröthete und wies Alles ab, als wär' es nichts gewesen. Sie plauderte so herzig, daß ich gar nicht müde wurde, ihr zuzuhören. Ich fühlte mich so wohl, daß ich sogleich

hätte weiter wandern können. Als ich aber Anstalt machte, sagte sie so freundlich: „Es ist ja noch so heiß! Leg Er sich eine Stunde auf die Bank zum Schlafen nieder, daß Er wieder recht frisch wird. Es ist still im Haus. Ich gehe derweile in den Garten arbeiten.“

„Dies arglose Vertrauen [illegible] sie es denn wage, einen ihr ganz Unbekannten so allein in ihrem Hause zu lassen?

„Ihn, ja,“ sagte sie erröthend und zögernd, „denn Er sieht ja so gut und ehrlich aus.“

„Gottlob, das bin ich auch, Du liebes Mädchen!“ rief ich, und sie wünschte mir: gute Ruhe, und ging, während ich mich auf die Bank legte, und träumte, es sei mir ein Engel begegnet, der mich vom Tode des Verschmachtens gerettet, und der Engel sah gerade aus wie das liebliche Mädchen.

„Ein vorüberfahrender Heuwagen weckte mich. Ich stand neu belebt auf. Meine Retterin saß in der Thür und strickte. Sie schien Wache gehalten zu haben, daß mir nichts begegnen könne.

„Mir wurde es schwer, zu scheiden von dem engelgleichen Mädchen; aber es mußte sein. Ich faßte ihre Hand und sagte ihr, indem ich in das schöne, blaue Auge blickte, als könne ich in der Seele Grund schauen, ich würde sie nie vergessen und gewiß wiederkommen. Sie erröthete, wünschte mir alles Reiseglück, und ich ging mit schwerem Herzen. Das Mädchen hatte mir's angethan.

„An einer Ecke sah ich nochmals zurück, und siehe, ich blickte in Lieschens liebliches Gesichtchen, das aber schnell hinter dem Hofthore verschwand. Da ist mir's recht schwer geworden, nicht wieder zurückzukehren. Die weiche Weise des Liedes:

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus,
Und Du, mein Schatz, bleibst hier —“

sang ein vorüberfahrender Bursche. Es kam mir just vor, als sei das das Echo meiner Seele, und es ist es auch gewesen, denn

Lieschens Bild hab' ich mit mir genommen, und es ist mein rettender Engel geblieben, bis —

„Doch ich muß weiter erzählen," unterbrach er sich selber. Die Meisterin war längst heimlich weggeschlichen.

„Vielleicht hundert Schritte war ich vor dem Städtchen, da merkte ich erst, daß die Sonne ihrem Scheiden nahe war. Ich stand, zweifelnd, was ich thun sollte, denn ein vorübergehender Bauersmann sagte mir, bis zum nächsten Orte seien's zwei und bis Darmstadt vier gute Stunden.

„In dem Augenblicke kam eine Kutsche daher, in der ein dicker Herr behaglich schlief. Dem Kutscher eilte es auch nicht, und die Pferde schienen ihres Gebieters Meinung zu theilen.

„Buben und Handwerksburschen haben das Recht, hinten auf zu sitzen, wenn kein Koffer da ist, dachte ich, und wartete, bis die Kutsche herankam. Durch eine unzweideutige Miene fragte ich beim Kutscher an, ob ich hinten darauf dürfe. Er nickte bejahend, und mit einem raschen Sprunge saß ich darauf.

„Der Weg senkte sich bald und die Pferde fuhren rascher. Ich zündete mir eine Pfeife an, die mir unendlich gut schmeckte, und wenn auch im Allgemeinen sehr träge, so kam ich doch ohne Müdigkeit nach Darmstadt.

„Als ich an der Krone absprang und dem Kutscher dankte, blies eben ein Nachtwächter zehn Uhr. Jetzt fiel mir's wie ein Centner auf's Herz. Kein Geld und fremd! Wo sollte ich schlafen? Ei, dachte ich, ein unschuldiger Schalksstreich schadet ja nichts. Geh' in den offenen Hof, und ist Niemand da, so schlüpf' in die Kutsche. Da schläfst Du gut und es kostet nichts.

„Ich machte kehrt. Das Thor war noch offen. Niemand war zu sehen. Ohne Umstände schlüpfte ich in die Kutsche, zog die Leder vorn zu, die zwei Vorhänge bildeten, und legte mich auf die weichen Polster, indeß mein Felleisen zu meinen Füßen lag.

Niemand kam, nachzusehen. Der Kutscher mochte glauben, der Hausknecht habe die Ledervorhänge besorglich zugezogen, und jener mochte meinen, dieser habe es selbst gethan. Kurz, ich schlief wie ein König, und im süßesten Traume lebte ich noch einmal das bedeutsame Ereigniß des letzten Tages durch, und Lieschens Gestalt schwebte wieder vor meiner Seele. Um vier Uhr des Morgens hörte ich den brummenden Hausknecht nach dem Pferdestalle gehen. Wie ein Blitz war ich aus dem Wagen, schloß die Ledervorhänge und die Thüre wieder sorgfältig, riegelte leise das Hofthor auf und war unbemerkt auf einer der noch menschenleeren Straßen Darmstadts.

„Ich dankte Gott im Stillen, daß er mir den Gedanken eingegeben; denn es war ja kein Unrecht. Mit neuem Muthe wanderte ich fürbaß. Bei einem Brunnen fand ich schöpfende Mägde. Sie wiesen mich zurecht, daß ich die Herberge fand.

„Hier empfing mich der Herbergsvater freundlicher, als der in dem Städtchen an der Bergstraße, wo Lieschen mir das Bittere seines Betragens vergessen machte.

„Ich hörte gleich, daß viele Gesellen im Hause schliefen und äßen, setzte mich derweile rauchend in eine Ecke, bis die Zeit des Frühstücks kam.

„Der Erste, welcher hereintrat, war mein Berliner."

„Potz Däuschen! Männeken, wo kommste her?" rief er, sich mit der einen Hand die Augen reibend und die andere mir zum Willkommen reichend. Er setzte sich zu mir, um die Geschichte meiner Heidelberger Schicksale anzuhören.

„Armer Junge," sagte er mit Theilnahme, „hat Dir so ein Halunke die Tasche jefegt. Na, heute sollste mein Jast sind. Morjen abersch mußt Du für Dir selber sorjen; denn die mirigte Kasse ist ooch nicht jespickt wie ein Hasenbraten mit Speck. Ich sage Dich, hier in Darmstadt ist et nischt für uns. Frankfurt ist det Paradies der Jesellen. De Meister hier sind dämelige Kerle,

verstehen nischt und jeben nischt. In der Herberje muß man schlafen und essen, und da jeht Alles durch die Jurjel, was die Hand verdienen thut. Bleib' so lange hier, bis Du Dich etwas verdient hast, dann putz die Platte und folje mich nach Frankfurt, wohin ich schon diese Woche jehe und Dich ein warmes Plätzchen ausmachen werde."

„Er hielt Wort. Ich blieb des guten Jungen Gast den Tag über, und gewann durch des Herbergvaters Sorge eine ganz gute Stelle. Der Berliner hielt aber auch darin Wort, daß er noch in derselben Woche losging gen Frankfurt. Obwohl sein Ruf nicht der beste war, wie ich erfuhr, so konnte ich ihm doch nicht grollen. Er hatte mir Gutes erwiesen in der Noth, und auch in früheren Tagen mir nie Uebles zugefügt. Sie sagten ihm nach, er fingere bisweilen gern in anderer Leute Taschen. Das machte mich freilich etwas stutzig. Denn die Begebnisse von Heidelberg lebten noch in frischem Andenken bei mir. Ich will's gern gestehen, daß ich zu gutmüthig war, etwas der Art zu glauben. Er war mir stets so wohlwollend begegnet. Ich konnte das nicht vergessen.

„In Darmstadt blieb ich dennoch länger, als ich mir's gedacht. Ich fand's aber auch gar nicht, wie mir der Berliner gesagt. Im Gegentheil, ich verdiente mir schönes Geld, und — es war mir, daß ich es nur ganz ehrlich gestehe, als könnte ich nicht weg aus — Lieschens Nähe.

„Zu Weihnachten ging ich hin. Ich konnt's nicht aushalten. Ich sah Lieschen in der Kirche. Wie erröthete sie, als sie mich erkannte. Selbst in ihr Haus ging ich und erzählte ihrem Großvater, denn sie war eine Waise und hielt dem Greise Haus, wie es mir ergangen, und wie Lieschen an mir gehandelt. Dafür wollte ich danken. Ich brachte ihr zum Christkind ein Ringelein aus Gold. Sie nahm's nur, als es ihr Großvater gut hieß; aber ich sah, daß sie mir gut war. Ach, wie war sie schöner geworden seit dem halben Jahre! Jetzt wurde mir's noch schwerer zu gehen;

allein es mußte sein und ich schied, nachdem ich ihr ehrlich gestanden, wie lieb ich sie habe, und sie solle mir treu bleiben. Eine Thräne glänzte in ihrem Auge, als ich ihr die Hand zum Abschiede drückte, und mir war eine auch nicht fern vom Auge.

„O, wär' ich in Darmstadt geblieben! —

„Ein Brief des Berliners verrückte mir den Kopf. Ich verließ den Ort, wo es mir gut ging und wanderte nach Frankfurt. Das Glück oder — das Unglück wollte es, daß ich bei einem der ersten Schneider Arbeit fand. Er war ein dicker Mann, wortkarg, aber ehrlich und bieder. Bald genug sah er, daß er mich sehr gut gebrauchen konnte, und ich wurde Zuschneider, Obergeselle mit tüchtigem Wochenlohne.

„Mein Unstern war der Berliner. Er wußte mich, dessen Leichtsinn nur schlummerte, allmälig in ein rechtes Handwerksburschenleben hineinzuziehen, und ohne daß ich's merkte, fand ich mehr und mehr Wohlgefallen daran. Bornheim oder Bernem, wie die Frankfurter sagen, war der Ort, wohin wir jeden Sonntag gingen, und in der Regel wurde der Montag darnach himmelblau. Immer neue Lust wußte der Berliner zu bereiten. Er hatte Geld im Ueberfluß und gestand mir, er habe einen Schatz, der ihm die Börse reichlich versorge. Ich lernte diesen Schatz kennen, denn das Mädchen wohnte neben uns, und war Beschließerin im Haus eines der reichsten Bankiers der Stadt.

„Sie war schön, Herr, ich sage es Ihnen, aber ihre Schönheit war eine sinneberauschende. Ich habe nie ein Auge gesehen, das brennender gewesen wäre, nie eine üppigere Gestalt, nie ein verlockenderes Wesen.

„Der Bankier war unser bester Kunde. Ich kam oft in das Haus, um ihm das Maß zu nehmen. Er war unendlich reich, modesüchtig, lebenslustig, jung und ausschweifend. Seine Frau sah aus, als wäre sie aus Mondschein und Vergißmeinnicht gewoben, und schmachtende Thränen seien das Bindemittel gewesen. Sie

war so zart, daß ein leiser Luftzug sie hätte umwehen können. Waren die Haare der Frau Bankierin so etwas staubblond, dünn und glanzlos, so waren die der Beschließerin, Gretchen, kohlschwarz, reich und voll. War das Aussehen der Frau Bankierin wachsweiß, so blühten Gretchen's Wangen in frischem Roth — kurz, verglich man Beide mit einander, so war der Sieg auf Gretchens Seite.

„Als sie der Berliner zum ersten Male nach Bornheim brachte und ich mit ihr tanzte, konnte ich den Blick dieses Auges kaum ertragen. Sie schien großes Wohlgefallen an mir zu finden, größeres, als an dem Berliner, das sah man schnell, und der alte Teufel der Eitelkeit regte sich. Als wir heimgingen, es war spät, und der Berliner an seinem Haus abging, führte ich sie bis zur Thüre, da riß sie mich an sich, drückte einen glühenden Kuß auf meine Lippen und sagte: „Schlaf gut, Lieber! Heute Nacht träume ich nur von Dir, denn Du hast mich erobert, ich gehöre forthin nur Dir, Dir allein an." Das Wort klang mir immer in den Ohren!

„O, ich hätte hier schon sie durchschauen können! Wohl stand Lieschens Bild noch vor meiner Seele wie ein warnender Engel — aber allmälig erblich es, und das üppige Gretchen nahm meine Seele, doch nein — meine Sinne gefangen. Sie bestrickte mich auf eine unbegreifliche Weise. Jeden Abend sah ich sie, und stets wurde mir's schwerer, von ihr zu gehen.

„Der Berliner war gar nicht böse darüber, was mir unbegreiflich war. Gretchen machte mir sogar Präsente. Das nöthigte mich, ihr wieder welche zu machen. Meine Kasse empfand das, und manchmal wurde es mir unheimlich, wie das enden solle. Sie sah mich einst traurig.

„Was fehlt Dir, Lieber?" fragte sie. „Hast Du kein Geld?"

„Ich gestand ihr das.

„Ach, mache mich so glücklich, und nimm meine Börse!" flehte sie.

„Mein innerstes Widerstreben besiegten ihre Küsse und Schmeichelworte. So weit war's schon mit mir, als mein Meister mich allein nahm.

„Ruppel," sagte er, „setz Er sich emal. Ich mein' es gut mit em, und da kann ich's net mehr so ansehe, daß Er met dem Mädche danebe, met dem Gretche, ä Gehänk hat. Deß Mädche hot ä böse Ruf vun wege sei'm Herrn. Nehm' Er sich in Acht. Es is ä liederlich Person, die en brave Mensche verderbe kann. Mer sagt, se hätt lange Finger in ihrem Herrn sei Kaß. Deß sag ich em, wann's net met dem Mädche ä End nimmt, so nimmt's met uns Zwä en End. Nu leg Er sich schlafe, und denk Er, der Meister hätt's recht gut met em gemänt."

„Mir schauderte. Ich sah mit Entsetzen, an welchem Abgrund ich stand. Es war Samstag Abend. Am Sonntage ging ich, da das Wetter so unendlich schön war, und ich Gretchen entgehen wollte, nach Königstein und nach der Ruine Falkenstein. Ich war so frühe weggegangen, daß ich mit dem grauenden Tage schon die Höhe von Soden hinaufstieg, und oben auf der Ruine war, ehe der Zug der Frankfurter Sonntagsschwärmer sie erreichte. Da saß ich allein und mein Auge schweifte hinaus in das wundervolle Land des Segens, das zu meinen Füßen lag.

„Dort lag Darmstadt! dort die Höhen der Bergstraße. Dort weilte Lieschen, mein Rettungsengel! Wie hergezaubert stand dies liebe Bild vor meiner Seele. Ich erbebte. Hatte ich ja doch das herrliche Wesen ganz und gar vergessen über der lockenden Verführerin. Ich erglühte vor Scham. Thränen traten in meine Augen.

„Ach, ich war auf böse Wege gerathen, das sah ich, und des Meisters Worte klangen in meinen Ohren, wie der Ruf des Todtenvogels. Ich saß mir selber zu Gerichte. Ich beichtete mir gewissenhaft. Ich dankte Gott, daß ich mein Besseres gerettet zur guten Stunde, daß ich nicht in den Pfuhl des Lasters gesunken

war. Gottlob, noch war meine Seele nicht befleckt! Aber wie war die Gefahr so nahe gewesen. Dieser Morgen weckte den besseren Menschen in mir auf. Ich betete wieder, was ich, daß ich es sage, lange nicht gethan. Ich gedachte meiner Eltern, und — Herr, lächeln Sie nicht, wenn ich es ausspreche — das Heimweh erfüllte mein Herz mit einer Macht, mit einer unwiderstehlichen Gewalt. Es zog, es riß mich nach Frankfurt zurück. Ich wollte der Verworfenen das Sündengeld zurückgeben, das sie mir gegeben, und Alles, was ich von ihr hatte, und heim eilen, heim zu den lieben, guten Eltern, die ich vergessen hatte seit mehr denn einem Jahre.

„Ich sprang auf und rannte den Berg hinab. Es war, als ob das Feuer in mir brenne. Ohne mich aufzuhalten, erreichte ich Frankfurt wieder.

„Der Meister starrte mich an, als ich erschöpft in seine Stube trat. Ich faßte seine Hand. „Sie haben mir die Seele gerettet," sagte ich, „haben Sie Dank; aber ich muß fort von hier, noch heute. Die Schlange hat mich bezaubert."

„Ach so," lachte der Meister. „Nä, deß hat Er nicht nöthig, Ruppel," sprach er. „Deß Gretche sitzt uf der Mehlwoog, und Sein Freund, der saubere Berliner, derzu. Denk' Er sich, heute früh, als Er weg war, kummt der Berliner und schleicht sich uf Sein Zimmer drobe. Ich hör' en und denke, was will der so früh? Geh' sachte die Trepp' enuf und mache ebe so sachte Sein Thür uf. Do steht der Halunk' an Sein Komod' und stoppt sich die Tasche voll. Halt! denk' ich, de Vogel fängste. Ich schließe die Thür, rufe de Geselle und mer kriege de Dieb uf der That. Die Polizei war nett weit, und eh' er sich's versah, saß er uf der Mehlwoog. Kaum war deß geschehe, so gebt's drübe beim Herr Bankje aach Spektakel. Deß Gretche is fort mit Geld und Juwele vun der gnädige Frau. Awer die Polizei hat ä fein Nas'. In des Berliners Stub' erwische se se met all' dem Kram. Do hat Er nun nett nöthig fortzulafe."

„Ich stand sprachlos da. Also auch mich wollte der Verworfene bestehlen, und mit Gretchen stand er noch immer in Verbindung? Der Umgang mit mir sollte nur ableiten von der Spur. Das lag am Tage. Mich durchbebte ein Schauder nach dem anderen. Das Geld der Abscheulichen brannte mir auf der Seele. Ich hatte keine Ruhe, bis ich es in die Armenkasse gelegt, und alle ihre Präsente dazu.

„Auch ich hatte die Kränkung, von der Polizei vernommen zu werden, aber doch nur als Zeuge. Des Verhältnisses Gretchens zu mir wurde nicht gedacht. Ich dankte Gott dafür, denn es ersparte mir eine höchst bittere Beschämung.

„Alle diese Umstände veranlaßten mich, Frankfurt zu verlassen, das mich ohnehin an die Sohlen brannte.

„Ich eilte heim, heim zu meinen Eltern. Die Prüfungen waren nun vorüber. Von jeder Thorheit war ich geheilt.

„Heppenheim, wo Lieschen lebte, besuchte ich nicht. Ich konnte jetzt nicht vor sie treten, ohne das Gefühl, ihrer unwerth zu sein. Die Zeit sollte mich läutern.

„Meine Eltern fand ich ringend mit Dürftigkeit. Während ich gepraßt, hatten sie gedarbt. Ich kann Ihnen, lieber Herr, nicht beschreiben, wie mich das drückte, beugte, wie die bittersten Vorwürfe an meiner Seele nagten. Gottlob, ich konnte ihre Noth lindern!

„Ach, wie waren sie glücklich, mich wieder zu sehen; wie blickten sie nun nach langem Kummer wieder froh in's arme Leben. Mir vergaben sie Alles in ihrer reichen Liebe.

„Nach einigen Tagen ging ich nach Heidelberg zu meinem lieben Meister Glöckner. Seine Frau war gestorben. Er war kränklich geworden.

„Ruppel," sagte er, „Sie kommen mir wie gerufen. Ich denke schon lange daran, mein Geschäft abzugeben, und mich in

wohlverdiente Ruhe zu setzen. Ich will Ihnen mein Haus verkaufen, und mir nur bis an meines Lebens Ende den zweiten Stock vorbehalten."

„Ach," sagte ich, „Sie wissen, wie arm ich bin! Womit sollte ich es Ihnen bezahlen?"

„Thut nichts," sagte er. „Sie zahlen mir nur die Zinsen des Kapitals, und dann dies selbst in Summen oder Sümmchen, wie Sie können.

„Daß ich dies Anerbieten dankbar ergriff, mögen Sie denken; allein für's Erste blieb es Geheimniß unter uns. Ich spielte die Rolle des Geschäftsführers, bis ich mir das allgemeine Vertrauen erworben hatte. Die Kundschaft wuchs. Mein Glück war gegründet. Nun kaufte ich das Haus. Meine Eltern verkauften ihr Häuschen und zogen zu mir.

„Ich eilte nach Heppenheim.

„Blühend, wie eine Rose, fand ich Lieschen. Sie hatte manchen Antrag abgelehnt, weil sie an meine Treue glaubte. Sie wurde meine Frau, und seit jenen Tagen hat mich Gott gesegnet sichtbarlich. Ihr Großvater starb noch vor unserer Verheirathung. Ihr Erbe tilgte einen großen Theil meiner Schuld. Auch meine guten Eltern gingen, mich segnend, heim in's Vaterhaus, und heute, wo ich zurückblicke an die Tage meiner Irrfahrten, danke ich Gott, daß ich den Gefahren entrann, daß ich weiser, erfahrungsreicher aus meinen Tollheiten herausging, und nun ein Leben führe, das mir einen heiteren Lebensabend verheißt."

Die Meisterin trat wieder herein. Sie lächelte.

„Warum sind Sie mir durchgegangen?" fragte ich.

„Ich kenne meinen Alten," sagte sie, „der hätte mich mehr als einmal schamroth gemacht."

„Sie werden wohl wissen," nahm der Meister wieder das Wort, „was aus dem Berliner und Gretchen geworden. Was ich darüber erfuhr, ist ungenügend. Sie saßen lange in Haft, und

nach ihrer Befreiung verschwanden sie gänzlich. Der Buckelorum hatte sich hier als Meister gesetzt; allein das Glück wandte ihm den Rücken. Er kam nicht in Aufnahme. Ich gab ihm bis an sein Lebensende Verdienst, und suchte so die Unart meiner Knabenstreiche gut zu machen, und — feurige Kohlen auf des Feindes Haupt zu sammeln, was auch, wie ich glaube, nach beiden Richtungen gelang. Aus Agneschen wurde eine Wäscherin."

Pocahontas.

Eine wahre Geschichte aus den Zeiten der ersten englischen Niederlassungen in Nordamerika.

Die mannigfaltigen Hindernisse, welche sich einer Colonie auf Amerika's Boden entgegengestellt, waren endlich von einer Gesellschaft unternehmender Männer in Plymouth und London glücklich überwunden. König Jacob I. hatte die Anträge günstig aufgenommen und förderte, selbst für den Gedanken eingenommen, die weisen Plane, welche jene Männer ihm vorgelegt; ja er that mehr als jene gehofft, er gestand den Colonisten jenseit des atlantischen Oceans gleiche Rechte und Freiheiten mit den Bürgern Altenglands zu, und sicherte der zu unternehmenden Colonie seinen besonderen königlichen Schutz zu.

Kaum trug der Sage vielzüngiger Mund diese Beweise königlicher Huld in die Grafschaften Altenglands, als auch schon die Zahl der Colonisten weit die überstieg, welche in den Absichten der Gründer lag. Mit Umsicht wählte man aus ihnen die gesundesten, tüchtigsten und wackersten Leute aus, besorgte alle Geräthe, übersah alle Bedürfnisse, und suchte jedem zu begegnen. Auch das erste Erforderniß einer Colonie, ein in jeder Hinsicht trefflicher Leiter und Führer derselben, war bald in der Person Sir Edward Smith's gefunden, und es wurden die Colonisten, mit allen Erfordernissen einer Niederlassung in einem fremden, wilden Erdtheile reichlich versehen, am 17. April 1607 unter dem Hurrah einer unabsehbaren Volksmenge in Plymouth eingeschifft. Wie eine

freudige Hoffnung die Herzen der Ansiedler, so schwellte bald ein frischer Landwind die Segel, und Englands weiße Küste schwand aus ihren Blicken.

Wenn auch mannigfache und sehr gemischte Empfindungen die Herzen der Ansiedler jetzt erfüllten, als das Jugendland wie ein ferner Nebelstreif am Horizonte verschwand; wenn auch jetzt der Rausch glänzender Hoffnungen verrauchte, und Schmerz und Wehmuth ihren Thränengruß den zurückbleibenden Theuren hinübersandten, so empfand doch wohl kein Herz die Trennung tiefer und stärker, als Sir Edward Smith, der ein geliebtes Weib und zwei frisch aufblühende Knaben, der zärtlichsten Liebe beglückende Pfänder, auf Englands Boden zurückließ, um in einem fernen, noch damals ziemlich unbekannten Welttheile eine Niederlassung zu gründen, deren Erfolg, so glänzend auch die Aussichten waren, dennoch sich in undurchdringliches Dunkel hüllte. Ein glückliches, harmloses Leben verließ er, um, dem Wunsche seiner Freunde und dem Befehle seines, ihn als tapferen und wackeren Mann hochschätzenden königlichen Herrn folgend, eine gefahr- und mühevolle Aufgabe zu lösen. Zu diesen Empfindungen, die der Mann tief in das innere, dem Auge des Fremden verschlossene Heiligthum des Gemüthes zurückdrängte, gesellte sich jetzt ein anderes, welches in seiner eigenthümlichen Stellung seinen Grund hatte. Schon oft zwar hatte Smith mit sicherem Kiele die Wellen des Weltmeeres gefurcht — da aber befand er sich unter einer ihm treu ergebenen Mannschaft, die den besorgten, ernst-milden Capitän hochschätzen gelernt, und ihm willig gehorsamte; jetzt stand er unter einer fremden Umgebung, deren eigenthümliche Interessen er wahren und fördern sollte, und ein erweiterter Pflichtenkreis nahm seine ganze Thätigkeit und Umsicht in Anspruch. Doch die Hemmungen seiner Wirksamkeit, welche er hier befürchtete, verloren sich bald. Er gewann ihre Achtung, und dieser folgte die Liebe, und — da er in einigen Stürmen sich als vielerfahrener Seemann erwies — das festeste Zutrauen. Freudig ergriff Jack, der vielerprobte Diener, seine

Hand und sagte: „Eure Leutseligkeit macht Euch auch hier wieder zum unumschränkten Gebieter über die Herzen!"

Nach manchen Leiden und Unfällen begrüßte endlich früh Morgens der Jubelruf der Equipage die Küste Nordamerika's, und ehe der Abend kam, lag die breite Mündung des James-Flusses im Angesichte der Ansiedler. Das regste, freudigste Leben entstand jetzt auf den Schiffen. Jede Brust schlug freudig dem kommenden Morgen entgegen, wo die Schiffe in diesen Strom einlaufen und die günstigste Stelle zur Landung und Anlage der neuen Colonie aufsuchen sollten. Frohe Lieder ertönten auf den Verdecken, und selbst des Anführers Brust war von erheiternden Gefühlen durchwogt. Dennoch hielt er es für seine Pflicht, die sanguinischen Hoffnungen in besonnenere Schranken zurückzuführen. Seines Wortes ergreifender Gewalt gelang es, durch das Hinweisen auf die nothwendig mit der neuen Niederlassung verbundenen Mühen, Leiden, Entbehrungen und Kämpfe, die Freude zu mildern, und dadurch jenen Ausbrüchen der Muth- und Trostlosigkeit vorzubeugen, die nur zu oft schon der Stein waren, an welchem derartige Unternehmungen scheiterten. Zwar murreten einige leidenschaftliche Trotzköpfe, meinend, der Capitän mißgönne ihnen die Freude. Doch Jack wußte ihnen die Weise des Capitäns im günstigen Lichte zu zeigen, und so legte sich schnell der anhebende Sturm des Unwillens.

Ein Sonnenaufgang, wie er nur in den Tagen des Mai's so rein und herrlich zu sein pflegt, vergoldete am anderen Morgen die See so weit das Auge reichte und Amerika's reichbewaldete Küste stellte sich dem trunkenen Blicke des Ankömmlings noch einmal so schön dar. Stolz wälzte der majestätische James-Fluß seine rothen Wellen in das Meer, den Ankömmlingen, die an seinen Ufern ihren Herd gründen wollten, im Voraus die glänzenden Vortheile des Handels verheißend. Die Ufer des Flusses prangten schon in üppiger Vegetation. Bäume, von deren riesenhafter Größe und stolzen Schönheit man in Europa kein Gegenstück finden konnte,

boten sich hier dem Auge in überraschender Menge und Mannigfaltigkeit dar. Die immergrüne Eiche hob ihr stolzes Haupt hoch in's Blaue der Lüfte, und wetteiferte fast mit der schlanken Tanne, Fichte und Lärche. Weymouthskiefern, sehr verschiedenartige Akazien in duftender Blüthe, weißstämmige Platanen mit den herrlichen Blätterkronen, wunderschöne Nuß- und in reicher Blüthe stehende Kastanienbäume vollendeten einen Holzwuchs von der ausgezeichnetsten Schönheit. Auf ihren Aesten wiegten sich Vögel in seltsamen Gestalten und einer Farbenpracht, die dem Auge des Europäers gänzlich unbekannt war, und darum ihn in das lebhafteste Erstaunen setzte. Unter den Bäumen blühten die herrlichsten Blumen, unter welchen sich besonders der immergrüne Rhododendron und die Magnolien auszeichneten. Die Blicke der Ansiedler ruhten mit wachsender Sehnsucht auf diesem Holzreichthum und der Ueppigkeit der Gewächse, und bemaßen in stiller Freude nach ihr des Bodens ungeschwächte Triebkraft und Fruchtbarkeit. Umwogt von den verschiedenartigen Wohlgerüchen segelten die Schiffe in die Mündung des Stromes mit einem frischen, günstigen Winde hinein, und an ihnen vorbei tanzten die herrlichen Ufer zu beiden Seiten, auf denen nicht selten Rehe weideten, welche die Seefahrer nach dem Genusse frischen Fleisches lüstern machten.

Schon eine bedeutende Strecke aufwärts waren sie gesegelt, als sich ihnen plötzlich ein trefflicher Ankerplatz darbot. Der Fluß machte hier eine bedeutende Wendung nach dem rechten Ufer und schnitt tief in dasselbe hinein, und bildete, indem er schnell wieder nach dem linken Ufer zurückbog, eine Halbinsel, welche denn zugleich eine Art Hafen abgab, wo die Schiffe sicher lagen. Der Ort war herrlich für die Ansiedelung. Weithin in's Land dehnte sich eine Ebene. In der Ferne umgrenzte eine Reihe mäßiger Hügel diese kesselartige fruchtbare Fläche. Ein spiegelklarer Bach durchströmte sie und ergoß sich in's Flußbette. Herrliche, süße Quellen sprudelten überall aus dem fetten Boden auf, von dem Riesenbäume und eine überaus üppige Vegetation hinlänglichen Beweis gaben, daß er zur

Cultur nicht besser gefunden werden könnte. Alle Vortheile einer Niederlassung vereinte in reicher Masse dieser Ort. Eine allgemeine Berathung der Aeltesten, denen Smith den patriarchalischen Einfluß gesichert hatte, entschied schnell. Die Anker fielen, und unter dem lauten Hurrah der Equipage bestieg Smith mit den Aeltesten der Colonie das Boot und betrat, innigst bewegt, den Boden des Landes, das nun die Heimath für sie Alle werden sollte. Nachdem die Mannschaft ausgeschifft war und Thornton, ein wackerer Greis, mit entblößtem Haupt ein Gebet gesprochen, ergriff der Capitän die Axt und führte den ersten Hieb in den Stamm einer Platane, indem er ausrief: „Jamestown heiße die Stadt, die hier unter Gottes gnädiger Obhut entstehen wird, zu Ehren unseres königlichen Herrn Jakobs I.!“ Ein Jubelruf folgte einstimmig und bezeugte Aller Zufriedenheit. Auf Smith's Wink bildeten nun Alle einen Kreis um ihn, und er entfaltete das Patent des Königs, welches ihn zum Oberhaupte der Colonie ernannte, und die Ansiedler zum Gehorsame gegen ihn verpflichtete. Als dies geschehen war, sprach er in kräftigen Worten zu ihnen. Noch einmal stellte er ihnen die Beschwerden, die Leiden und Entbehrungen vor, die sie erwarteten; ermahnte sie zur Ausdauer, warnte sie vor Kleinmuth, wenn nicht jeder Wunsch erreicht würde; erinnerte sie der Huld des Königs und der Unternehmer der Ansiedelung sich würdig zu machen; zuletzt schwur er feierlich ihnen Treue, Eifer und aufopfernde Thätigkeit zu, und verlangte, nachdem er tief ergreifend sie an die Nothwendigkeit der Eintracht und vereinten Strebens nach sicherer Begründung der Niederlassung, an die Milde gegen die Urbewohner, an das Verzichtleisten auf persönlichen eigennützigen Vortheil erinnert hatte, gleichen Schwur von ihnen.

Des Wortes siegende Gewalt ergriff mächtig die Gemüther, deren Stimmung ohnehin jetzt zu solchen Eindrücken geeignet war. Wie von einem Gedanken beseelt, erhoben sie die Hände zum blauen Himmel und schwuren ihm Treue und Gehorsam, schwuren Alle für Einen und Einer für Alle zu stehen!

„So laßt uns mit Gott an's Werk gehen!“ rief Smith, überwältigt von seinen Gefühlen, und bald hallte weithin der Schlag der Art in die Wälder. Bald sanken unter den kräftigen Hieben der Ansiedler die Riesen der Urwälder.

Weithin ließ Smith den Wald lichten. Nur eine ungeheuere Platane wurde von der Art verschont. Es sollte der Vereinigungspunkt für die Colonie bleiben, unter ihren Aesten, die einen weiten Umkreis beschrieben, baute Smith, der gleich den Anderen rüstig arbeitete, seine Laubhütte. Als nun der erste Abend die Ruhe brachte, feierten sie Alle von der Arbeit in den schnell erbauten Laubhütten, und schliefen zum ersten Male, nachdem durch Wachen für ihre Sicherheit hinlänglich gesorgt war, auf dem neuen heimathlichen Boden den süßen Schlaf nach nützlicher Thätigkeit.

Nach vierzehntägiger rastloser Arbeit standen in geraden Gassen die freilich wohl nur roh erbauten Blockhäuser der Ansiedler da. An jedem Hause lag ein Gartenraum, dessen Boden urbar zu machen und anzupflanzen, gewisse Stunden, wo die gemeinsame Thätigkeit nicht auf die Erweiterung des Ackerfeldes gerichtet war, bestimmt waren, und Jamestown (Jakobstadt) war gegründet.

Smith, dessen Augenmerk auf die immer größere Sicherheit der Colonie nach Innen und Außen gerichtet war, sah jetzt die Nothwendigkeit ein, die Arbeiten mehr zu vertheilen. Während der Arbeiter den Boden urbar machte, den man gewonnen, und die Saat in die frischen Furchen streute, die der Pflug gerissen, fällte der Zimmermann die Stämme zu größerem Ackergewinne; während der Maurer die Häuser bequemer einrichtete, und gegen der Witterung übeln Einfluß zu schützen suchte, durchstrich Smith mit den jüngeren Männern die Wälder, des Wildes Spur verfolgend, um kräftige, frische Nahrung den Arbeitern zu erbeuten. Der Alten kleine Zahl beschiffte in den Böten den fischreichen Fluß, für eine üblere Jahreszeit Vorrath zu sammeln.

So herrschte ein frisches, reges Leben in der jungen Colonie, und zufrieden sahen am Abend, wo der wackere Befehlshaber die

Glieder derselben um sich zu versammeln pflegte, Alle auf das vollendete Tagewerk, und Jeder freute sich, nach Maßgabe seiner Kräfte und Fähigkeiten zum Wohle des Ganzen beigetragen zu haben.

Bei den Zügen, welche Smith und die Jäger oft weit in die wälderreiche Gegend unternahmen, und von welchen sie nicht ohne die herrlichste Beute zurückkehrten, war es des Capitäns Absicht, mit den Wilden einen freundlichen Verkehr einzuleiten. Vergeblich aber suchte er sie auf. Oft begegneten sie den Brandstätten, wo sie geweilt, ja oft verrieth die noch glimmende Kohle, daß sie noch nicht lange sich von der Stelle entfernt haben könnten, und dennoch trafen sie sie nicht. Das Dasein der Fremdlinge konnte auch unmöglich den Urbewohnern verborgen geblieben sein, ebenso wenig war es die Furcht, welche sie wohl abhielt, sich diesen zu nähern, da schon Sir Walther Raleigh, der diesen Küstenstrich entdeckt, und ihn nach seiner jungfräulichen Königin Virginien genannt, soviel von der Tapferkeit, dem Muth — aber auch der biederen Treue dieser Volksstämme berichtet hatte. Einige Male glaubte Jack und Thornton am jenseitigen Ufer des Flusses die rothen Gestalten der Wilden entdeckt zu haben. Sie machten Geberden des Friedens, und winkten ihnen herüber — allein die Gestalten tauchten urplötzlich in das grüne Dickicht und ließen diese in Zweifel, ob es nicht Täuschung gewesen — zumal der Fluß sehr breit. Allmälig und bei angestrengterer Aufmerksamkeit, welche Smith für nöthig erachtete, zeigte es sich, daß die mißtrauischen Wilden ihre Wohnsitze umschlichen, denn man entdeckte deutlich ihre Fußtritte im frischgepflügten Feld. Es mußten wenigstens an zwanzig Männer gewesen sein, so viele Tritte zeigten sich. Sie hatten lange Rath gehalten, da auf einem Fleck alle Tritte vereint waren, und der Boden fest zusammengetreten war, und sich dann wieder entfernt. Die ausgestellten Wachen erstaunten, denn ihr Ohr hatte, so nahe ihnen auch die Wilden gekommen waren, nicht das geringste Geräusch vernommen.

„Ein schlauer Feind umkreist unseren friedlichen Herd," sprach

Smith in der Versammlung, „laßt uns seiner Spur folgen, um ihn mit uns auszusöhnen."

„Glaubt Ihr denn, daß uns das gelingen wird?" fragte der alte Thornton, „und," fuhr er fort, „haben wir sie denn beleidigt?"

„Kannst Du in den Herzen dieser Wilden lesen?" fragte Sir Edward. „Könntest Du es, Du würdest vielleicht da den gerechten Zorn entdecken über den frechen Fremdling, der in ihre Wälder dringt, ihr Wild erlegt und auf ihrem heimathlichem Boden sich herrisch eine Wohnstätte gründet. Was hättest Du diesen Gründen entgegen zu setzen?" fragte Sir Edward den Alten, ihm ernst in's Auge blickend.

„Nichts; Gott verdamm' mich, nichts!" rief der Alte aus. „Es ist wahr. Wir müssen ihnen die Hand bieten, um sie mit uns auszusöhnen. Zieht hin, Sir," fuhr er fort, „und legt in meine Hand die Sorge für das Innere. Euch wird es gelingen, sie uns zu befreunden. Und gelingt es Euch nicht — dann wehe! — dann wird unschuldig Blut fließen."

„Das verhüte Gott!" sprach Smith. „Es sei, wie Du gesagt, Thornton. Seid ihm gehorsam," sprach er zu den Uebrigen, „er wird meine Stelle vertreten. Wer aber begleitet mich?"

Schnell standen zwanzig der rüstigsten Männer an des Capitäns Seite und sprachen einstimmig: „Wir!"

Er ließ sie sich bewaffnen und mit Munition versehen. Dann nahm er Lebensmittel für fünf Tage und allerlei Spielereien, wie man als Geschenke sie den Wilden zu bieten pflegte, und einen Spiegel für den Häuptling.

Als der Zug aufzubrechen bereit war, bemerkte erst Sir Edward, daß Jack unter ihnen war.

„Bleibe Du hier, Jack," sagte der Capitän. „Für Deine Jahre ist kein Zug der Art mehr;" aber Jack ließ sich nicht abhalten.

„Wer weiß, was Euch begegnen könnte," sagte er. „Ich habe der guten Lady versprochen, Euch nie zu verlassen. Mein Wort muß ich halten."

„Aber Du wirst mehr uns zur Last sein, alte, treue Seele," sagte gerührt Sir Edward, „als Du uns förderlich sein wirst."

„Glaubt das ja nicht, Capitän," versetzte ernst der Alte. „Sähe ich das, ich würde dann mir lieber das eigene Rohr auf's Herz setzen und eine Kugel durchjagen, um die unbrauchbare Maschine zu vernichten. Glaubt mir, so untauglich ist Jack noch nicht!"

Smith ließ es endlich nothgedrungen zu, und so setzte sich, begleitet von den besten Wünschen der Ansiedler, der Zug in Bewegung, und folgte den Spuren der Wilden, die sich weithin in westlicher Richtung stromaufwärts hinzogen. Schon hatten sie die Hügelreihe überschritten, die wie ein natürlicher Wall die Niederlassung von Jamestown umgab; schon näherten sie sich einer ansehnlichen Bergkette, und noch war das Lager der Wilden nicht erreicht. Der dritte Tag ihrer Wanderung durch unwegsame Wälder war bereits dem Abend nahe, und ermüdet lagerte sich die Caravane, und zündete ihr Feuer an. Obwohl die Wege der Wilden durchaus keine gerade Linie beschrieben, so hatten die Ansiedler dennoch ihre Spur nicht verloren, und je weiter sie kamen, desto ansehnlicher schien der Trupp der Wilden sich vermehrt zu haben. Die Nacht ging ruhig vorüber, und neu gestärkt traten sie am anderen Morgen ihre Reise wieder an. Die Spur der Wilden verließ jetzt die Ufer des Jamesflusses, und zog sich an einem kleineren Flusse hinauf, der sich in den Jamesfluß ergoß. Immer wilder wurde jetzt die Gegend. Hohe Felsen thürmten sich jetzt oft um sie auf, und fast undurchdringlich wurde der Urwald. Gegen Mittag erreichten sie eine Stelle im Gebirge, deren wunderbare Bildung sie zum Erstaunen hinriß. Sie waren eine Strecke auf dem Gebirge fortgewandert, als plötzlich eine ungeheuere Schlucht sich vor ihnen öffnete. In ungemessener Tiefe, vor welcher auch dem Stärksten schwindelte, brauste der Fluß, in weißen Gischt aufgelöst. Senkrecht stiegen die Wände des Kalksteinfelsens empor zu beiden Seiten in einer Entfernung von

ungefähr sechzig Ellen, und oben über dieser schwindelnden Tiefe wölbte sich ein großer Bogen, eine Brücke aus Felsen, gleich als habe die Kunst des Menschen sie gebaut oder in den Felsen gemeißelt. Zu beiden Seiten des Bogens zogen sich Brustwehren hin, so daß die Brücke völlig das Ansehen eines ungemein künstlichen Menschenbaues hatte, und doch war sie Gebilde der Natur. Von einem Staunen ergriffen, das niemals sich gewaltiger seiner Seele bemeistert, stand Sir Edward da und betrachtete das Wunder der Natur, das einzig in seiner Art ist. Von gleichem Staunen gefesselt, standen seine Begleiter. Keiner sprach ein Wort. Der Anblick dieses Wunders ergriff sie mit seiner ganzen seelenbewältigenden Macht.

Einige Minuten standen sie so in den Anblick verloren, als ein Gebrüll rings um sie erscholl, das mit nichts zu vergleichen war, und ein kaltes Entsetzen in ihre Adern goß. Ein Pfeilregen, der sie alsbald umschwirrte, und einen der Männer todt niederstreckte, löste schnell ihre Zweifel.

Sir Edward wandte sich sogleich, riß einen Baumzweig ab und hielt ihn empor als Zeichen des Friedens. Umsonst war sein Bemühen. Rasend drangen die Wilden heran in weit überlegener Zahl.

Nothgedrungen ließ Smith Feuer geben, doch nur in die Luft. Kaum aber geschah dies, als von Todesschrecken ergriffen, die Wilden flohen.

Langsam folgte Smith. Er gab Jedem der Seinen einen Baumzweig, band weiße Tücher daran, und rief den Wilden nach.

Nachdem sie eine Strecke in unordentlicher Flucht zurückgelegt, hielten sie an einer lichten Stelle des Waldes an. Sie übersahen ihren Haufen mit sichtbarer Angst, und erst, als keiner der Ihrigen fehlte, wurden sie ruhiger und ließen die Ansiedler näher heran treten, indem sie selbst Baumzweige abrissen und diesen entgegen hielten.

Mit Würde trat Smith dem Häuptling, einem alten Mann,

in dessen Zügen List und Verschlagenheit, mit wildem Muthe gepaart, sich aussprach, entgegen und reichte ihm seine Hand. Nicht ohne Beben ergriff sie der Wilde.

Man brachte jetzt die Geschenke und theilte sie an die ältesten Männer des Truppes, der an hundert Köpfe zählte, aus. Durch Pantomimen drückte Smith nun den Wunsch aus, mit ihnen in Frieden zu leben. Sie schienen ihn zu verstehen, und beifällig, doch nicht ohne Mißtrauen, seine Zeichen zu vernehmen.

Der Häuptling nöthigte Smith, sich zu ihm zu setzen.

Der Häuptling suchte sich eine Weile dem Capitän verständlich zu machen. — Die Erwiederungen desselben schien er aber falsch zu verstehen. Er sprang auf und rief, mit wilden, ausdrucksvollen Geberden jedes Wort begleitend: „Warum kommt Ihr in unsere Wälder? Wer rief Euch jenseit des Salzwassers? Besteigt Eure schwimmenden Häuser, und nehmet Blitz und Donner mit Euch, und laßt uns unser Wild, und unseren Frieden!"

Sir Edward errieth den Sinn der Worte Powhattan's, so hieß der Häuptling des Stammes. Sanft und freundlich sprach er zu ihm, legte die Hand auf sein Herz und versicherte ihm seine friedliche Absichten.

Powhattan wurde sanfter. Er besah noch einmal die Geschenke, und ergriff dann, durch diese bestochen, seinen Spieß, den er tief in den Boden stieß. Dies war das Zeichen des Friedens. Sogleich thaten es ihm alle Glieder des Stammes nach, obwohl Manche es mit bitterem Grimme zu thun schienen.

Ein freundlicher Verkehr trat nun ein. Die Ansiedler begleiteten die nomadisirenden Wilden zu ihrem Wohnplatze, der nicht sehr weit von der natürlichen Brücke in einer Thalschlucht am Cedarkreek lag. Der aufsteigende Rauch aus den Hütten verrieth ihn schon von ferne dem Auge.

Ein wilder Jubel der Kinder des Stammes begrüßte die Heimkehrenden. Aus allen Hütten traten Frauen und Mädchen, die mit ungemessener Neugierde die weißen Männer betrachteten,

befühlten und belachten. Der Tumult wurde allgemein und mit jedem Augenblicke größer. Es schien, als betrachteten die Weiber die Ansiedler als Gefangene des Stammes — eine wilde Freude glänzte in ihren Blicken, denn sie dachten sich die Freuden des Festes, wenn nun dem großen Geiste, der im Donner des Niagara wohnt, die Gefangenen geopfert würden.

Während die Menge mit jedem Augenblicke zunahm, ergriff Powhattan Sir Edward's Hand und führte ihn zu seiner Hütte. Als sie sich näherten, trat aus der Thür ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren, im vollen Schmucke der Schönheit. Auch das verwöhnte Auge des Europäers mußte diese Gestalt in ihrem herrlichen Bau und Ebenmaße — diese schönen Formen, diese Zärte der Haut, diese reizende Fülle, dieses Feuerauge, diesen zartgeformten kleinen Mund mit den herrlichen Zähnen, mit Bewunderung betrachten. Mit allem Zauber der Unschuld und Natur trat sie ihnen entgegen, grüßte den Vater, nahm ihm die Waffen ab — und jetzt erst ruhte ihr Blick mit schwermüthigem Ausdruck auf Smith, und bei aller Verwunderung über den weißen Fremdling, bei all' dem sichtbaren Wohlgefallen, mit dem sie ihn betrachtete, wich doch jener rührende Ausdruck von Mitleid nicht von ihren sanften Zügen. — Sie blickte endlich forschend den Vater an und fragte, ob der fremde Mann ein Gefangener sei? Als nun aber der Vater ihr sagte, es sei ein Bundesgenosse, mit dem er das Mahl des Friedens essen wolle — da erheiterte sich das schöne Gesicht des Mädchens, da reichte sie den Becher mit labendem Gebräue, das ihre Hand bereitet, dem Fremdling, und hieß ihn so traulich willkommen, daß Smith fast vergaß, er lebe unter Wilden.

Poccahontas war Powhattan's einziges Kind, des Alten Stolz, des Stammes Liebling und Zierde. Um ihre Liebe warben des Stammes edelste, tapferste und schönste Jünglinge, und doch schien ihr Herz verschlossen dem Gefühle, das sie den Herzen einflößte. Ihre Liebe hatte nur einen Mittelpunkt, den alten Vater — da frühe schon die Mutter gestorben war. Oft bestürmte sie der Vater,

seinem Liebling Jukka, des Bruders Sohn, einst nach seinem Tode Haupt des Stammes, ihre Hand zu geben — aber umsonst. Sie mied Jukka, wie sie die Jünglinge des Stammes überhaupt mied. Das süße Gefühl der Liebe war ihr fremd geblieben, bis zu dem Augenblicke, wo Smith in ihre Hütte trat. Da erst fühlte sie es erwachen in der Brust, als in dem fremden Manne von sechs und dreißig Jahren das vollendete Bild männlicher Schönheit vor ihr stand. Diesem Gefühle gab sie sich mit natürlicher Unbefangenheit hin. Sie setzte Smith das Köstlichste vor, was sie besaß. Sie bediente ihn mit wohlwollender Aufmerksamkeit und emsiger Thätigkeit. Die Korallenschnur, welche er um ihren schönen Hals hing, machte das Kind der Natur vollends glücklich.

Ihr Auge ruhte mit Innigkeit auf dem Manne, zu dem sich ihr Herz so schnell hinneigte.

Smith verzehrte mit Powhattan das Mahl, welches Poccahontas bereitet. Sie tranken aus einem Becher. Der Bund des Zutrauens und der Freundschaft war geschlossen. Freude erfüllte des Capitäns Brust. Frieden nur war das Element, in welchem seine Colonie gedeihen, blühen konnte, und Frieden hatte er gewonnen. Die Freude seines Herzens machte ihn heiter, fröhlich. Er tändelte scherzend mit dem lieblichen Mädchen, dessen rothe Haut ihm nicht mehr auffiel. Er pflückte Blumen vor der Hütte und schmückte die Erglühende. — Sie sich zu gewinnen strebte er, da, wie er bald genug einsah, durch das Herz Poccahontas der sichere Weg zu Powhattan's Herzen führte. Ohne daß eine Ahnung in Smith's wackerem Herzen entstand, entzündete er durch sein Benehmen gegen die Wilde das Feuer der Liebe in dem ihren immer mächtiger.

Drei Tage blieb Smith im Lager der Wilden mit den Ansiedlern, welche gleich ihm in freundlichem Verkehre mit dem Stamme lebten. Nur Einer des Stammes blieb verschlossen und grimmig. Seine Augen sprühten Blitze, wenn er Smith sah und die liebliche Poccahontas an seiner Seite, die so liebevoll sich an ihn anschmiegte,

sogar kein Geheimniß mit ihrer Liebe machte, und mit ihrem Wohlgefallen an dem schönen Weißen. Es war Jukka.

Powhattan schien es nicht zu gewahren. Ihn beschäftigte ein anderer Plan. Ihm war es so recht nicht ernst mit dem Freundschaftsbündnisse mit den Ansiedlern, besonders seit Jukka heimlich den Funken, der unter der Asche glomm, so eifrig schürte. Hinterlist war ein Hauptzug seines Charakters. Dennoch aber wurde er überstimmt, als die Wilden um ihr Berathungsfeuer saßen, wo einige der Aeltesten fest darauf bestanden, den Bund zu halten, der durch das Einstoßen des Spießes geheiligt sei. Für jetzt gab er es auf, die weißen Fremdlinge zu vernichten — aber für immer nicht. Noch einmal wurde der Bund in Gegenwart des ganzen Stammes bekräftigt, und der Stamm versprach, da er auf dem rechten Ufer des Jamesflusses sein Lager in der Nähe der Colonie aufschlagen würde, niemals den Frieden zu brechen.

In der Frühe des anderen Tages schickten sich die Ansiedler zur Rückkehr an. Ihren Weg wollten sie wieder nach der Felsenbrücke nehmen, um den gefallenen Gefährten zu bestatten. Bis dorthin begleiteten Powhattan und Poccahontas den Capitän.

Sie war still und ernst. Von Smith zu scheiden, that ihrem Herzen so wehe, und doch konnte sie den alten Vater nicht verlassen. An Smith's Hand ging sie dahin. Bald pflückte sie ihm hier eine saftige Beere, bald dort eine duftende Blüthe, und wenn er lächelnd die Gabe nahm, und sie genoß, oder auf seinen Hut steckte, dann fühlte das kindliche Herz des Mädchens eine Götterwonne, und diese Wonne glänzte in ihrem Auge bei der Thräne, die der Trennungsschmerz erzeugte.

So erreichten sie jenen wunderbaren Bau der Natur, der sie so sehr in Erstaunen gesetzt, der aber auch für sie so gefährlich hätte werden können. Tief in der Felsenschlucht hing im Dorngebüsch der Leichnam des Ansiedlers, dem Jukka's Pfeil im Herzen saß. Noch hatte kein wildes Thier ihn gewittert. Es war ein braver Mann gewesen; darum herrschte eine allgemeine Trauer,

als man ihm das Grab grub und die irdische Hülle versenkte. Poccahontas sah ernst der Bestattung zu. Sie faltete gleich den Ansiedlern ihre Hände, als Smith, die Stelle des Priesters vertretend, die einfachen, rührenden Gebräuche der Liturgie vornahm, und eine ehrfurchtsvolle Scheu sprach sich in ihrem Benehmen gegen ihn aus, nachdem die feierliche Handlung geschlossen war.

Noch einmal that Powhattan einen kräftigen Zug aus der Flasche des „Feuerwassers," das ihn so unwiderstehlich anzog — dann setzte sich der Zug der Ansiedler in Bewegung. Poccahontas schlug das thränenfeuchte Auge nieder, als Smith ihr seine Hand bot. Sie faßte sie und drückte sie an den stürmisch wogenden Busen, und ihre Thränen benetzten sie. Da durchschauerte die erste Ahnung der Gefühle dieses Mädchens die Brust des Capitäns, und ein Gefühl, von dem er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte, durchbebte ihn, er zog sie an sein Herz, drückte einen Kuß auf die schöne hohe Stirne der Jungfrau und entwand sich schnell ihren umschlingenden Armen, den Gefährten folgend.

Und tiefer und tiefer stiegen sie hinab zum Flußbette, das ihnen Leiter zur Heimath werden sollte, wie es sie zu dem Stamme geführt. Als sie es erreicht hatten, blickte Smith noch einmal hinauf zu dem kühn sich wölbenden Bogen, den des größten Baumeisters Hand so herrlich gesprengt — und hier oben stand Poccahontas und breitete die Arme nach ihm aus, und wehete mit dem Zweige, den ihre Hand hielt, ihm Grüße zu. Smith stand unbeweglich. Sein Auge ruhte auf der Gestalt, die in so schwindelnder Höhe stand, und eine unaussprechliche Angst ergriff ihn für das liebliche Wesen, dessen Standpunkt so gefährlich war.

Während er noch so stand, bemerkte er die jugendliche Gestalt eines Wilden, die zu ihr trat, ihre Hand zu fassen. Mit Abscheu wies sie die dargebotene zurück. Da fiel des Wilden Blick herab auf Smith. Rasch riß er den Bogen von der Schulter, legte den tödtenden Pfeil auf, und er schwirrte schon durch die Luft, als erst Poccahontas seinen Arm ergriff, ihn zurückzuhalten.

Einen gellenden, vom Echo lang gehaltenen Schrei stieß sie aus, und trat näher zum Rande der Felsenbrücke, als wolle sie sich herabstürzen, wenn der Pfeil die Brust des Geliebten träfe. Aber jetzt trat Powhattan herzu, sie zurückzuziehen. Smith trat hinter den Stamm eines Baumes und entging so dem Pfeile, der an der Stelle niederfuhr, wo er gestanden.

Als er wieder hervortrat hinter dem schirmenden Stamme, war Poccahontas verschwunden, und mißtrauend den Indianern, zog rasch der Trupp der Ansiedler von dannen.

„Das war Jukka, der grimmige Wilde, der den Pfeil schoß," sagte Jack zu Smith — „und wißt Ihr, Herr, warum er es that?"

„Ich bin eben so wenig lüstern nach den Geheimnissen der Wilden, als nach Deiner enträthselnden Weisheit!" sprach ernst der Capitän, und Jack, der seinen Herrn kannte, trat still zurück. Smith's Geist aber schwebte über den Ocean hinüber zu seinen Lieben, und ihre Bilder traten vor die bewegte Seele des Mannes, dem das süße Gefühl gestifteten Heiles für seine Colonie nur durch einen leisen Vorwurf verbittert wurde.

* * *

Bange Erwartungen bewegten die Herzen der Daheimgebliebenen, welche bis zur Angst stiegen, als sich auf dem rechten Ufer des Jamesflusses hin und wieder Wilde zeigten, deren drohende Geberden hinlänglich ihre Absichten verriethen. Thornton bewaffnete Alle, die bei ihm zurückgeblieben waren; selbst die Frauen nöthigte der entschlossene Greis sich zur Vertheidigung ihrer Herde zu rüsten. Die Indianer, welche wohl blos die Colonie beobachten und ihre verwundbarste Stelle aufsuchen sollten, bis der Stamm verstärkt zurückkehren würde vom großen Berathungsfeuer am Falle des Niagara, zu welchem er hinzuziehen die Absicht gehabt, als er mit den Ansiedlern bei der Felsenbrücke zusammentraf, zogen sich, da sie die Rüstung der Colonisten wahrnahmen, schnell zurück, und als diese einige ihrer besten Schützen in einem Boote hinübersandten auf das andere Ufer, zu kundschaften, war keine Spur mehr von

ihnen sichtbar. Obwohl sie die Schlauheit ihrer Feinde kannten, so beruhigten sie sich doch, hoffend, daß Smith bald zurückkehren würde. Als aber auch der achte Tag hinabsank, ohne sie zu bringen, da beschien der Sonne scheidender Strahl nur muthlose Gesichter und trauernde Gruppen von Frauen und Kindern. Eine Centnerlast lag auf Thornton's, auf aller Greise Brust, denn mit der Blüthe der Colonie, mit dem wackeren Smith, war für die Colonie Alles verloren, und Jamestown, so frisch und jugendkräftig heraufblühend, war, nach ihrer Ueberzeugung, jetzt in kurzer Zeit, da sie den Andrang der wilden Stämme nicht mehr abzuhalten vermochten, eine Wildniß, wie sie es vor wenigen Monaten gewesen war.

Die Nacht kam; die Sterne, die Bilder der Hoffnung, tauchten in ihrem Strahlenglanz aus dem Meere des nächtlichen Himmels auf. Kein Schlaf kam erquickend auf die Augen der Geängsteten und Weinenden. — Da erklang fernher der erhebende Schall eines christlichen Lobgesangs über die Ebene. Die Wachen zeigten es frohlockend Thornton an. Alles gerieth in frohen Aufruhr. Bald loderten Freudenfeuer empor, zugleich bestimmt, Merkzeichen den Wanderern zu sein — und ehe eine Stunde verfloß, lagen die Todtgeglaubten an den freudig pochenden Herzen der Ihrigen. Thornton aber führte sie Alle zur großen Platane vor des Capitäns Hause und stimmte begeistert ein: „Herr Gott, Dich loben wir!" an. Andacht und Dank erfüllte und erhob die Herzen, und machte sie bereit, mit neuem Danke gegen den Schöpfer, die frohe Kunde des geschlossenen Friedensvertrags anzuhören.

Monate schwanden nun in nützlicher Thätigkeit den Ansiedlern dahin. Die erste reiche Ernte wurde eingethan, und immer heiterer wurde ihr Blick in die Zukunft, immer freudiger ihre Thätigkeit, immer fester ihr Vertrauen auf einen günstigen Erfolg ihres Unternehmens.

Smith's Pläne waren, allmälig während der winterlichen Jahreszeit, die Waldungen mehr zu lichten, die Gegend dadurch

gesunder zu machen, und das urbare Land zu vermehren, welches, wie es gewonnen war, sogleich durch das Loos zu gleichen Theilen an die Ansiedler vertheilt wurde. Oft machte er, von einigen Treuen begleitet, Ausflüge auf das rechte Ufer des Flusses, um sich von der Haltung des Vertrages durch die Wilden zu überzeugen; allein sie schienen ihn nicht erfüllen zu wollen.

Sommer und Herbst waren verstrichen, und noch hatten die Hütten der Wilden den Ort nicht eingenommen, den Powhattan als den Winteraufenthalt seines Stammes bezeichnet hatte. Wenn auch jetzt nach und nach gerechte Zweifel in seiner Seele aufstiegen, daß es den Wilden Ernst sei, jene Bedingung einzugehen, und überhaupt den Vertrag zu halten, so durfte er dies dennoch nicht verlautbaren, um nicht wieder der Muthlosigkeit der Ansiedler Thür und Thore zu öffnen, und nur Jack und Thornton waren die Vertrauten seiner Ansichten. Manchmal hoffte er noch, daß, wenn die Biberjagd vorüber wäre, die Wilden dennoch kommen würden, und dann stand die Gestalt Poccahontas freundlich lachend vor seiner Seele, und winkte bejahend der innigst genährten Hoffnung, und ihre Neigung zu ihm verhieß ihm Besseres, als die Ahnung ihm zuflüstern wollte.

Indessen verging der Winter langsam, und die Bäume trieben, und die Saat grünte auf's Neue, aber Powhattan war nicht gekommen — vielmehr deutete ein trauriges Ereigniß auf eine erneuerte feindselige Stimmung der wildumherschwärmenden Indianerstämme. Einer der Jäger der Colonie, ein junger, thatkräftiger Mann, kehrte eines Abends nicht von der Jagd heim.

Auf den ersten Augenblick machte man davon nicht viel Aufhebens, da dies wohl schon öfter geschehen war; indessen, als er am anderen Abend noch nicht kam, und Niemand in Jamestown ihn wollte gesehen haben, da sandte Sir Edward bewährte Männer in der Richtung aus, welche er angeblich sollte eingeschlagen haben. Man harrte mit Spannung ihrer Rückkehr.

Gegen Mittag des anderen Tages kamen sie heim mit dem

Leichname des Jägers, dessen Haupt, nach der Sitte der Wilden, skalpirt war. Man hatte den Leichnam an einen Baum angebunden gefunden, mit den unwiderleglichen Anzeichen vielfacher vorhergegangener, unmenschlicher Qualen.

Allgemein war das Entsetzen, welches diese That der Wilden in der Colonie hervorbrachte, allgemein der Durst nach Rache ob dieser That. Smith, der den Verlust des Mannes betrauerte, fand noch außerdem Ursache genug zur Betrübniß. Gerade diese That zeigte auf's deutlichste, von welcher Gesinnung die Stämme beseelt seien, zeigte auf's klarste, wie wankelmüthig dies Volk der Wälder — aber auch wie groß der Einfluß des wilden Jukka sei auf Powhattan, daß selbst Poccahontas Bemühen fruchtlos blieb, die gewiß zum Frieden gerathen hatte. Und so war es wirklich.

Seit dem Heimzuge der Ansiedler stritten Gutes und Böses um die Herrschaft in Powhattan's Gemüthe. Jukka besaß von Kindheit auf Powhattan's Liebe, denn er war in seiner Hütte aufgewachsen, hatte von ihm die Künste des Krieges gelernt, hatte an seiner Seite tapfer gestritten gegen die feindlichen Stämme am Missouri, und da Gelegenheit gehabt, dem alten Häuptlinge das Leben durch einen kühnen und sicheren Pfeilschuß zu retten; Jukka war aus keiner Schlacht heimgekehrt, ohne daß die Skalps mehrerer Feinde seinen Gürtel zierten. Durch seine Tapferkeit ehrten ihn die Greise wie die Jünglinge, und selbst am Berathungsfeuer, wo nur das Alter eine Stimme zu haben pflegt, durfte Jukka reden, und es ereignete sich nicht selten, daß die Weisheit seiner Rathschläge einstimmigen Beifall fand. Dadurch war er Powhattan's Liebling geworden, der nicht das bei den Wilden beneidenswerthe Glück hatte, seine barbarischen Tugenden, seine reichen Erfahrungen und sein weitumfassendes Ansehen auf einen Sohn vererben zu können. Mit dieser Liebe besaß zugleich und durch sie Jukka das Anrecht auf die Häuptlingschaft nach Powhattan's Tode. Es war des Alten wie Jukka's heißester Wunsch, daß Poccahontas seine Gattin werde. Hatte aber das Mädchen früher schon, verachtend

Jukka's Leidenschaftlichkeit, Falschheit und Hinterlist, seine Liebe mit Unwillen abgewiesen, so war jetzt, seit ein so reines, heiliges Gefühl für den schönen weißen Häuptling, wie die Wilden Smith nannten, ihr Herz einnahm, seit er so meineidig an Smith gehandelt, vollends Abscheu und Haß an die Stelle eines verwandtschaftlichen Wohlwollens getreten. Jukka war klug genug, bald die Quelle dieser für ihn hoffnungslosen Stimmung zu errathen. Schon am ersten Abend, da Smith im Lager der Wilden war, ahnete Jukka, was wirklich erfolgte, und glühend war darum sein Haß, unersättlich seine Rache gegen Smith und die Weißen überhaupt. So günstig auch Poccahontas ihren Vater für Smith gestimmt hatte, Jukka's glühender Haß theilte sich dennoch wieder unvermerkt Powhattan's Herzen mit, und flößte Mordlust in das Herz des Häuptlings, der von eigenem Hasse nicht ledig, nur zu leicht sich auf Jukka's Seite neigte. Wie bei Powhattan, so unterließ es Jukka auch nicht, bei den Aeltesten des Stammes feindselige Gesinnungen gegen die Weißen zu erregen. Zwar gelang es ihm nicht gerade, sie zum offenen Treubruche zu bewegen; allein die Saat war blutig, die er gestreut, und es bedurfte dann späterhin nur einer Veranlassung, um diese Saat aufgehen zu sehen, und die Rache ihre volle Garben binden lassen zu können.

Er wußte es endlich dahin zu bringen, daß Powhattan, in feindlicher Stimmung gegen Smith, nach dem Jamesfluß aufbrach. Schon mehrere Tage hielten sich die Wilden in der Entfernung mehrerer Stunden von der Colonie auf. Powhattan bewachte Poccahontas Schritte, und Jukka schlich um Jamestown her, durch irgend eine blutig-grausame That die Ansiedler zum Bruche des Vertrages zu reizen. Da fand er am Abend den Schützen. Listig, wie die Schlange, schlich er sich, unbemerkt von diesem, heran, und warf ihm rücklings eine Schlinge über, mit welcher er ihn auf's Unmenschlichste erdrosselte, und dann an ihm seine erfinderische Grausamkeit ausübte, um den höchsten Unwillen der Ansiedler auf seinen Stamm zu laden, und dann den offenen Krieg zu beginnen.

Oft umschlich er das Gebiet der Ansiedler, lüstern nach Smith's Herzblut, der ihm die Liebe Poccahontas entrissen; allein umsonst war sein Bemühen. Ja, auch dieser grausame Mord trug, da Smith immer noch zum Frieden rieth, die Frucht nicht, die Jukka erwartete. Da ritzte er sich selbst blutig, und kam triumphirend in das Lager der Seinen, den Skalp des erlegten Feindes zeigend, indem er erzählte, wie ihn der Jäger, ohne seine eigene Schuld, feindlich angefallen. Er aber habe ihn in offenem Kampf erlegt, und diese That, dieser Treubruch fordere Rache an den Treulosen. Ein wildes Toben und Brüllen der leidenschaftlich erregten Indianer war die Antwort auf Jukka's Erzählung. Wild schwangen sie die Spieße und Pfeile, und stimmten den schauerlichen Kriegsgesang an.

Ein kalter Schauder durchrieselte Poccahontas Glieder, als dieser fürchterliche Ton, dessen Bedeutung sie nur zu bald errieth, an ihr Ohr schlug. Sie eilte hinaus und vernahm nun Jukka's erdichtete Geschichte, vernahm die entsetzlichen Racheschwüre; sah das wilde Durcheinanderlaufen und Sichwaffnen der Krieger, und eine namenlose Angst durchzitterte sie.

Sie ging in die Hütte zurück, ihre und Smith's Lage zu bedenken. Nach kurzer Ueberlegung rief sie aus: „Auch wenn der falsche Jukka es nicht erdichtet hat, so reizte er gewiß den Weißen, und der edle Häuptling, aus dessen Auge der Frieden spricht, weiß nichts davon. Es soll kein unschuldig Blut ungewarnt fließen!"

Mit diesen Worten erhob sie sich schnell, schlüpfte zur Hütte hinaus und verschwand bald in dem Dunkel des Waldes.

Die Nacht war über den Zurüstungen zum schnellen Angriff auf Jamestown hereingebrochen. Mitten im Lager der Wilden brannte das Berathungsfeuer, um welches die Alten saßen, die Weise und Zeit des Angriffes zu überlegen. Auf jenen wilden Tumult war jetzt eine Grabesstille gefolgt. Das gesammte Volk des Stammes umging im weiteren Kreis in ruhiger Stille das bedeutungsvolle Feuer, um welches die Alten kauerten. Auch sie

schwiegen, der Anrede des Häuptlings gewärtig. Endlich erhob sich Powhattan. In der Bilderſprache der Indianer, die so ausdrucksvoll und bezeichnend ist, schilderte er zuerst Jukka's Verdienste, Ruhm und Tapferkeit mit verschwenderischer Redseligkeit, dann ging er auf die Weißen über, die ohne irgend ein Recht ihre Hütten in ihrer Jagdgerechtigkeit gebaut, und die Wälder niedergeschlagen, den Boden aufgewühlt hätten, daß er nie mehr Weide bringen könne für das flüchtige Thier des Waldes. Bei dieser Schilderung wurde mit jedem Worte der Ausdruck seines Gefühles wilder, grausamer; seine Stimme hob sich im Affect, und seine Beredtsamkeit erhielt eine wirklich erschütternde, hinreißende Gewalt. Jetzt sprach er mit tiefer Verachtung und innerem Grimme von dem Treubruch an Jukka. „Hat er nicht an meinem Herde gesessen, nicht mein Lager getheilt, nicht aus meinem Becher mit mir getrunken?“ rief er aus mit wüthender Geberde — „und doch bricht er den heiligen Frieden! Tod dem Häuptling und dem Volke!“

„Tod dem Häuptling und dem Volke!“ wiederholten in fürchterlichem Chore die Männer des Stammes. — Eine tiefe Stille trat wieder ein, als Powhattan sich niedersetzte. Jukka's Antlitz glänzte in wilder Freude. Er stand nahe am Feuer. Das Blut rann noch aus seinen leichten Wunden, und gab ihm ein entsetzliches Ansehen, und erhielt die Gluth des Hasses gegen die Weißen immer rege, indem das Volk ihn ganz sehen konnte.

Einer der Aeltesten stand jetzt auf, seine Ansicht über den Angriff auf die Niederlassung auszusprechen. Er wollte den kommenden Morgen abwarten, zumal da ihre Uebermacht die Weißen erdrücken müsse.

„Vergißt Du,“ rief, als er geendet, Jukka, „daß Donner und Blitz in ihren Händen ist? — daß sie am Tag auf uns schleudern werden, uns zu vernichten, was in der Nacht nicht zu befürchten ist. Mein Vorschlag ist, daß wir die Wälder anzünden, und so die Brut in ihrem Neste tödten, und so sie fliehen, sie niederschlagen.“

„Der Krieger aus Virginiens Wäldern kämpft nicht wie ein Weib," rief jetzt der durch Jukka's Bemerkung gekränkte Alte; „er hat einen Arm, einen Tomahawk und seinen Muth, dem Feind in's Angesicht zu schauen! Gegen das Feuer sind auch die Söhne des Waldes ohnmächtig. Der Brand wird weithin den Himmel röthen, weithin die Flur verwüsten, weithin das Wild verscheuchen. — Jukka ist jung. Er ist tapfer — aber arm an Erfahrung. Er lasse das Alter erwägen, das kalt und ruhig prüft, und länger den Tomahawk geschwungen hat!"

Jukka erbleichte. Er biß sich in die Lippe und trat zurück.

Die Berathung ging nun wieder ihren ruhigen, sicheren Gang fort. Nach Verlauf einiger Stunden war man einig geworden, sogleich aufzubrechen, da der Mond in voller Pracht die Gegend hell erleuchtete, und sich am rechten Ufer des Flusses bis zur Morgendämmerung verborgen zu halten, dann durch den Fluß zu schwimmen, die Schiffe der Ansiedler anzustecken, und sie selbst in der Niederlassung zu vernichten. Dieser Plan fand allgemeinen Beifall, und ohne auch nur einen Augenblick zu verlieren, brach die Mannschaft des Stammes in aller Stille auf.

Poccahontas Schritte beflügelte die Liebe, die Angst um das theuere Leben des so heißgeliebten weißen Häuptlings. Wie ein flüchtiges Reh flog sie durch die Wälder dahin. Ihr leichter Fuß ließ keine Spur im schwellenden Moose zurück.

Als noch die Alten am Berathungsfeuer saßen, hatte schon Poccahontas die Stelle erreicht, wo am linken Ufer Jamestown jetzt in ahnungsloser Ruhe lag. Smith's Klugheit hatte das Ufer sowohl, als die Landseite der Niederlassung mit einem Kreise von Wachen umzogen, damit nicht ein plötzlicher Ueberfall die Colonie vernichte. Die meisten Vorräthe waren auf die in der Bucht ankernden Schiffe gebracht, wo im Nothfalle die letzte Zuflucht der Colonisten war. Thornton befehligte dort. Der wackere Alte ließ vor Einbruch der Nacht, auch ohne Smith's Befehl, die Kanonen

laden, und Alles auf die Möglichkeit eines Angriffes rüsten, den man früher oder später erwartete.

Schon versilberte der Mond die kräuselnden Wellen des Jamesflusses, als Smith von der Besichtigung der Wacheposten ruhig in sein Blockhaus hereintrat, und Jack die Thüre schloß.

Um dieselbe Zeit stand auf einem weit über den Fluß sich hinausstreckenden Felsen die Wache, und pfiff ein munteres Lied, indem sie das Auge nach dem jenseitigen Ufer warf, wo Alles in der tiefsten Ruhe war. Doch schien es plötzlich dem Ansiedler, als bewege sich dort eine dunkele Gestalt. Bald darauf vernahm er eine Bewegung im Wasser, als schwimme etwas heran — auch dauerte es nicht lange, so sah er etwas in gerader Richtung gegen das Ufer heranschwimmen. Er nahm sein Gewehr und spannte es ruhig, meinend, daß vielleicht eine Unze lüstern sei nach den Heerden, und von Hunger getrieben, diese heimsuchen wolle. Vielleicht, dachte er, ist es auch ein Reh, das hier wechselt. Er strengte seine Augen scharf an, genauer zu sehen, doch trat jetzt der Mond hinter eine Wolke, und der Gegenstand verschwand in der Dunkelheit, und nur der Ton des regelmäßigen Schlags in die Wellen traf sein Ohr. Und gerade dies machte ihn stutzig. Er nahm das Gewehr in den Arm und schlich um den Felsen herum an's Ufer, wo er vermuthen konnte, daß es landen würde. Vorsichtig bog er hier das Gesträuch auseinander, und — im Glanze des Mondes, der eben hinter der eilenden Wolke hervortrat — stand vor den erstaunten und ängstlichen Blicken des Ansiedlers, der etwas der Art gar nicht erwartet hatte, ein triefendes indianisches Mädchen, das einen Friedenszweig in der Hand hielt, und in welchem er alsbald die liebliche Poccahontas erkannte.

„S'st!" sagte sie, indem sie, den Finger auf den Mund legend, nach dem jenseitigen Ufer wies, „wo ist der Häuptling? — Poccahontas bringt ihm schlimme Botschaft."

Der Ansiedler führte sie zu Smith's Wohnung.

Schon seit dem Morde des Jägers pflegte Smith sich des Nachts nicht mehr zu entkleiden, auf daß er, wenn die Gefahr nahete, sogleich und ungehindert seine Pflichten erfüllen könne. Auch jetzt lag er in den Armen eines tiefen, sanften Schlafs, angekleidet auf dem einfachen, harten Lager. Es war ein seltsames Spiel der Phantasie, daß gerade jetzt das liebliche Bild der Poccahontas vor seiner Seele stand, wie sie sich so liebevoll an ihn geschmiegt hatte beim Scheiden an der Felsenbrücke; er legte, von einem wohlwollenden Zuge seines Herzens getrieben, den Arm um das liebliche Wesen.

Da pochte es an der Thür einigemale mit Hast. Smith fuhr aus dem Traum auf, und eilte zu öffnen — und vor dem überraschten Manne stand verschämt das vor Frost zitternde Mädchen, und lächelte ihn an. So überrascht auch Sir Edward war, so sah er doch sogleich, daß Poccahontas von Nässe triefe. Er zog sie in das Gemach und hüllte die zitternde in einen seiner Röcke, wo sie denn bald wieder erwärmte und der Sprache mächtig wurde.

Sie erzählte jetzt dem Capitän Jukka's That, die Berathung des Stammes und seinen Heranzug zum mörderischen Ueberfall. Angst und Freude hob ihre Brust in stürmischer Bewegung, daß sie kaum reden konnte. Sie sagte ihm, daß sie habe Alles wagen müssen, um ihn vor der Gefahr zu warnen.

„Und was wird aus Dir werden, wenn Powhattan Deine That erfährt?" fragte, bebend für das hochherzige Wesen, Smith.

„Er wird es nicht erfahren," erwiederte sie, „denn Poccahontas eilt sogleich auf dem linken Ufer hinauf, ihrer Hütte zu. Und sollte er es ja erfahren, so stirbt Poccahontas gern für Dich!"

In diesen Worten sprach sich die Liebe so rein, so innig aus, daß Smith, tief ergriffen, das Mädchen an seine Brust zog und den Kuß der Dankbarkeit auf die weiche, schwellende Lippe des schönen Mädchens drückte. Sie ruhte selig an seiner Brust einige Augenblicke, dann schlang sie im überwallenden Gefühle die runden

Arme um Smith's Nacken, preßte ihre Lippen auf die seinigen, riß sich dann rasch los und verschwand mit Blitzesschnelle.

Smith eilte ihr nach — aber er sah nur noch die flüchtige Gestalt zwischen der Häuserreihe verschwinden.

Von seltsamen Gefühlen bewegt, trat er in sein Haus zurück. „Welche Liebe, welches Herz!" rief er aus. „O, vergib mir, theueres Weib jenseit des Oceans, wenn ich dieses Herz bewundere, verehre. Nur das Deine ist ihm gleich — kein drittes schlägt so auf Erden!"

Es währte einige Zeit, bis er sich gehörig gesammelt hatte — dann aber eilte er hinaus und ließ Jamestowns Bevölkerung aus den Fesseln des Schlafes rütteln. Schnell waren alle unter der großen Platane versammelt. Smith unterrichtete sie von der nahenden Gefahr. Weiber und Kinder wurden schnell auf die Schiffe gebracht, und Alles in Vertheidigungsstand gesetzt. Hinter dem Gebüsche des Ufers verbargen sich die Colonisten, und nach Verlauf einer Stunde war wieder Alles in Jamestown so stille, als lägen seine Einwohner in tiefem Schlaf.

In gespannter Erwartung harreten die Ansiedler des Angriffs. Ihre Augen schweiften immer am jenseitigen Ufer hin und her; aber keine Bewegung, kein Laut verrieth die Nähe der Wilden. Schon erblichen der Sterne Lichter am Morgenhimmel, schon sank der Mond in die Wellen des Meeres — da plötzlich begann das jenseitige Ufer zu leben. Dunkele Gestalten drängten sich an dunkele Gestalten. Es schien als hielten sie noch einen Rath, dann stürzten sie mit dem gräßlichsten Kriegsgeschrei in die Wellen und schwammen mit Blitzesschnelle heran. Kaum näherten sie sich dem Ufer — da donnerten von den Schiffen her die Feldschlangen, und spieen Tod und Verderben auf die nackten Kinder der Wildniß. Augenblicklich entstand eine wilde Unordnung unter ihnen. Sie tauchten gleich Ottern unter das Wasser, und kamen an anderen Stellen hohnlachend und noch wüthender wieder an die Oberfläche. Jetzt erst begrüßte sie das Gewehrfeuer der Ansiedler. Wie Schneeflocken

fielen die Wilden unter dem mörderischen Kugelregen. Ihre Zahl war schon merklich geschwunden, aber ihr Muth nicht. Immer rasender stürzten sie heran, und bald begann der mörderischste Kampf, Mann gegen Mann; aber bald neigte sich auch der Sieg entschieden auf die Seite der Ansiedler, da die Mannschaft von den Schiffen den Wilden in die Flanke und in den Rücken kam und wie Würgengel mähete. Plötzlich aber stieg die rothe Flamme über die Schindeldächer von Jamestown mit prasselnder Gewalt empor, und züngelte in die Lüfte. Zu gleicher Zeit ertönte das markdurchdringende Kriegsgeschrei der Indianer auch im Rücken der Ansiedler. Jetzt kämpfte in ihnen die wildeste Verzweiflung.

„Lasset die Hütten brennen!" rief Smith. „Kämpfet nur tapfer!"

Es bedurfte dieses Zurufes nicht, denn sie stritten um den eigenen Herd, und für ihn und für ihre Existenz. Die Erbitterung war beispiellos auf beiden Seiten. Mitten im Kampfe trafen Smith und Powhattan auf einander.

Brüllend schwang der Häuptling die bluttriefende Keule gegen den Capitän. Durch eine geschickte Wendung entging er dem zertrümmernden Schlag, und die gewaltige Wucht, die der Häuptling gewonnen, ließ ihn das Gleichgewicht verlieren. Smith benutzte den Augenblick und stürzte ihn nieder. Jack, welcher treu an seines Herrn Seite gefochten, ersah kaum den Fall des Häuptlings, als er ein durchdringendes Jubelgeschrei erhob. Die Wilden stutzten. Ihre Blicke suchten den Häuptling, und als sie ihn nicht sahen und die Ansiedler mit neuer Kraft eindrangen, flohen sie in wilder Unordnung gegen das Ufer und stürzten sich heulend in den Strom. Noch Mancher färbte den Strom mit seinem Blut und schwamm entseelt dem Meere zu. Bald waren die sengenden und raubenden Wilden in Jamestown theils gefangen, theils in wilde Flucht getrieben, und siegend standen die Ansiedler auf dem mit ihrem und der Wilden Blute bedeckten und von Leichnamen der Wilden besäeten Boden ihrer neuen Heimath; allein auch von den An-

siedlern lagen viele entseelt unter den Leichnamen der Indianer, und lautes Wehklagen der Wittwen und Waisen erfüllte die Luft.

Die Gefangenen wurden nun gefesselt, die Leichname der Indianer in den reißenden Strom geworfen und unter Trauer und Thränen die gefallenen Ansiedler beerdigt.

Smith war mild gegen Powhattan, wie er auch den Seinen die größte Sanftmuth und Milde gegen die gefangenen Indianer gebot. Powhattan, wie diese, erwarteten nichts Geringeres, als einen grausamen Tod von der Sieger Hand, wie es die Sitte ihres Volkes war. Powhattan bewies jene kalte Resignation, welche standhaft auch die Qualen der erfinderischsten Grausamkeit erduldet, in welcher sich so oft die feindlichen Stämme der Indianer zu überbieten strebten, ohne einen Laut des Schmerzes, der als Feigheit würde gegolten haben, vernehmen zu lassen. Er war stumm und ruhig, und wenn ja eine Gemüthsregung sich aussprach in seinen scharfen Zügen, so war es der Grimm über die Schmach und das Unglück seiner Gefangenschaft.

Das Feuer hatte in Jamestown doch die Verheerung noch nicht angerichtet, welche die Kämpfenden befürchtet hatten. Es war bald gelöscht. Ihr Magazin stand noch. Brüderlich nahmen die, deren Hütten noch standen, die Uebrigen auf.

Dem Fleiße der Ansiedler gelang es in kürzester Frist wieder, bei dem Holzreichthume der Colonie, die niedergebrannten Wohnungen aufzubauen, und es währte nicht lange, so war die Spur jenes Unglückes gänzlich getilgt.

Oft war Smith bei Powhattan und hatte sich bestrebt, ihm Rede abzugewinnen, aber alle Mühe war umsonst; hartnäckig schwieg er, und selbst das Anerbieten seiner Freiheit wies er mit verächtlicher Miene zurück. Smith staunte ob der Charakterstärke dieses Wilden. Er würde ihm gleich am anderen Tage schon seine Freiheit wiedergegeben haben, hätte hier nicht die Politik seinem Herzen Fesseln angelegt. Er beabsichtigte, durch freundliche und wohlwollende Behandlung den mächtigen Häuptling sich erst zum

Freunde zu machen, und dann ein dauerndes Bündniß mit ihm zu schließen, das auf der Grundlage der Achtung und des Wohlwollens beruhe. Täuschte ihn nun auch gleich das äußere Benehmen des Häuptlings sehr, so war doch Powhattan wirklich überrascht von der Behandlung, die er erfuhr. Er erwartete grausamen Tod — und fand Milde und Freundlichkeit — ja das Anerbieten seiner Freiheit. Er begann in der Stille dieses Benehmen der Ansiedler mit dem zu vergleichen, wessen Jukka sie beschuldigt und — hegte allmälig leise, dann stärkere Zweifel an Jukka's Wahrheitsliebe. Indessen war die Gewohnheit zu mächtig und er suchte dann an anderen Augenblicken nur List in diesem Benehmen Smith's und erwartete dennoch seinen Tod mit Gewißheit.

Bereits acht Tage waren seit dem mörderischen Ueberfalle der Wilden vergangen. In der Colonie hatte Alles wieder das Geleise des gewöhnlichen Lebens gefunden, mit der einzigen Ausnahme, daß Smith rüstig an der Befestigung Jamestowns durch einen mächtigen Erdwall und Graben arbeiten ließ.

Müde von des Tages Last saß er eines Abends unter der großen Platane vor seiner Wohnung. Die Begebenheiten der letzten acht Tage gingen in dem bunten Gemische von wilden und rührenden Momenten, welches sie charakteristisch von den früher in der Colonie so eintönig verlebten, schied, vor seinem inneren Auge vorüber. In Jamestown war es schon still geworden. Man vernahm nur in der Ferne den einförmigen Tritt und von Zeit zu Zeit den Ruf der Wachen. Ein dickes Gewölke hüllte den Horizont ein und wehrte dem Lichte des abnehmenden Mondes auf die Erde klar herabzufallen. Eine jener Dämmerungen, die so ganz geeignet sind, ernst und trübe das Gemüth zu stimmen, lag über der nächtlich stillen Erde und allmälig versank Smith's Gemüth in eine wehmüthige Stimmung und das Gefühl des Gänzlichalleinseins in diesem fernen Welttheile, was schon oft drückend auf seinem Herzen gelegen, ergriff ihn wieder und die Seele flog auf den Fittigen der Sehnsucht hin über das unermeßliche Weltmeer nach

Albions Küste, wo gewiß, das fühlte er in leisen Ahnungen, ein so naheverwandtes Herz seiner liebevoll gedachte und in gleicher Sehnsucht nach ihm schlug. Das ahnete aber Smith nicht, daß ein ihn so innig liebendes Herz ihm jetzt so nahe war.

An dem Stamme der Platane lehnte schon längere Zeit in tiefem kindlichem Schmerze die edle Poccahontas. Sie war gekommen, den Grabeshügel ihres Vaters zu suchen, um ihm die Todtenklage zu singen und das Opfer kindlicher Liebe auf diese Weise darzubringen. So sehr sie ihr Herz hinzog, so widerstrebte doch auch wieder ein anderes Gefühl. Smith hatte ja ihren Vater hinterlistig und feige in der Schlacht gemordet, so erzählte ihr Jukka. Durfte sie ihn noch achten, noch lieben, nachdem er also sich selbst die größte Schmach aufgeladen? — Lange stand sie schon hinter ihm, mit sich selbst und den widerstrebenden Gefühlen ihres Herzens kämpfend. Sie wollte ihn fragen, wo ihres Vaters Grab sei, und vermochte es doch nicht. Tiefe Seufzer hoben ihre Brust. — Smith erwachte dadurch aus seinen Träumereien. Er fuhr auf, als er die dunkele Gestalt einer Wilden sich so nahe erblickte, meinend, es gelte einen meuchlerischen Angriff auf sein Leben. Bald aber erkannte er seine und seiner Ansiedler edle Retterin, und er trat ihr näher, ergriff ihre Hand und zog die leise Widerstrebende an sein dankbares Herz; doch Poccahontas entwand sich seinen Armen.

„Wo ist meines Vaters Grab," fragte sie, „den Du erschlugst?"

Smith erklärte sich sogleich ihre Stimmung, ihr Benehmen.

„Komm mit mir," sprach er, „daß ich es Dir zeige."

Weinend folgte das Mädchen dem Führer.

Sie gingen durch die Straßen von Jamestown und kamen endlich an ein Blockhaus, vor dem eine Wache stand.

Die Thüre wurde sogleich geöffnet. Vor dem Feuer des Kamins saß, in der eigenthümlichen Weise der Indianer, der alte Häuptling. Er sah nicht einmal um, wer sich ihm nahe,

aber als Poccahontas mit dem Ausrufe der höchsten Freude ihm entgegen flog, da fuhr er auf, da spiegelte sich zum ersten Male wieder die Freude in seinen Zügen.

Er drückte seine Tochter an sein Herz. Bald aber kehrte der alte Schmerz zurück, da er glaubte, auch Poccahontas sei eine Gefangene, und gleiches Loos erwarte sie wie ihn. — Er äußerte das mit wildem Zorne gegen Smith.

Da ergriff mit aller Wärme des Gefühles Poccahontas Powhattan's Hand. Wie ein sanfter Strom floß die Rede über ihre Lippen. Sie enthüllte Jukka's Lügengespinnste. Sie versprach ihm Freiheit. „Nicht wahr," fragte sie Smith, „Du willst mir den Vater nicht morden?"

Smith ergriff Powhattan's Hand. „Ich will Dir Freiheit geben," sagte er, „nur laß Friede sein zwischen mir und Dir, Deinem Stamm und dem meinen! Wir wollen als Freunde neben einander leben! Nie wollen wir Eure Ruhe stören, gefährdet nur die unsere nicht! Du bist frei, Powhattan, wenn Du diese Bedingungen erfüllen willst!"

Der wilde Häuptling war von dem Edelmuthe Smith's gerührt. Er faßte seine Hand und schlang den linken Arm um seinen Nacken, indem er seine Nase gegen Smith's Nase drückte, das Zeichen der höchsten Freundschaft bei den Wilden.

Sie verließen nun das Haus. Auf Smith's Befehl wurden die gefangenen Wilden befreit. Selige Freude stand in Poccahontas Zügen geschrieben. Sie warf sich vor Smith nieder und umfaßte seine Kniee. Dankbare Thränen benetzten ihre Wangen. Smith hob sie auf und drückte ihre Hand mit Innigkeit, indem er sagte: „Es ist nur eine kleine Gabe für das, was ich Deiner Liebe danke, wenn ich Deinen Vater befreie!" Poccahontas überwallendes Gefühl warf sie an des geliebten Mannes schlagende Brust. „Ich bin Dein," sagte sie, „gebiete über mein Leben! Poccahontas will in Deiner Hütte bleiben und Dir dienen!"

Powhattan's Stirne runzelte sich bei diesen Worten.

„Nein," sagte Smith sanft, „Du mußt den alten Vater pflegen, der Deiner bedarf."

Nur mit widerstrebendem Gefühle folgte das liebende Mädchen dem Vater in's Lager jenseit des Flusses. Ihr Herz blieb ja in Jamestown, das mit all' der Stärke jugendlicher Gluth, mit all' der Kraft unverdorbener, kindlicher Natur an dem Mann ihrer Wahl hing.

Allgemeiner Jubel erfüllte das Lager der Wilden, wie tiefes Staunen.

Unbegreiflich blieb ihnen die Handlungsweise des weißen Häuptlings, der den Feind, an dem er Rache üben konnte, freiwillig los ließ; aber das Edle dieser Handlung faßten sie dennoch, und das Freundschaftsband mit den Ansiedlern wurde bei dem Feuer der Oneida-Stämme bekräftigt.

Jukka's Grimm war verzehrend. Alle seine Pläne sah er scheitern, und so groß auch die Achtung gewesen war, die er sich erworben hatte — er sah sie vernichtet, das Brandmal der Lüge konnte er nicht von sich entfernen. Rachebrütend verließ er das Lager des Stammes und zog hinauf zu den Quellen der Flüsse — in die dunkelen Wälder der Gebirge.

Poccahontas Herz schlug leichter, als sie es erfuhr, denn sie zagte für Smith's Leben, wenn der wilde Jukka blieb.

Der Oelbaum des Friedens aber grünte frisch und fröhlich. Der Wohlstand der Colonie wuchs. Die Biberjagd mehrte ihre Reichthümer. Ihre Magazine waren voll herrlicher Erzeugnisse Amerika's. Der Tauschhandel mit den Oneida-Indianern führte sie bis zu den Fällen des Niagara. Und reich an Gewinn kehrten sie jedesmal heim. Smith fühlte sich glücklich. Eines seiner Schiffe kehrte nach England zurück, ihre Handelsartikel umzusetzen, und die frohe Hoffnung, durch Jack, der die Reise mitmachte, Nachrichten von Gattin und Kind zu erhalten, hob fröhlicher und freier seine Brust. Seit der Friede zwischen dem Indianerstamm und den Colonisten herrschte, wohnte dieser in der Nähe der Colonie, friedlichen

Verkehr unterhaltend. Selten verging ein Tag, daß nicht Poccahontas in Jamestown bei Sir Edward war. Das liebende Mädchen folgte so ganz dem süßen Trieb ihres Herzens, daß sie durch nichts sich halten ließ, um ihn zu sehen. Im glänzendsten Lichte zeigte sich ihre reine Neigung, als Smith von einer gefährlichen Krankheit auf's Siechbett gefesselt wurde. Da saß das Mädchen Tag und Nacht an seinem Lager und pflegte ihn mit sorglicher Treue; da lauschte sie liebevoll jedem Athemzuge; da kam kein Schlummer in ihr Auge. — Alles, was die rohe indianische Heilkunst in ihrem Schatze besaß, wurde von ihr erschöpft, das geliebte Leben zu retten.

Es gelang. Die Natur siegte ohne die Unterstützung der Kunst, und Smith genas. In seinem Herzen aber wohnte eine innige Dankbarkeit gegen die aufopfernde Liebe eines Wesens — das er nicht lieben durfte und — doch lieben mußte, welches mit dem ganzen Zauber jugendlicher Liebe seine Fesseln um ihn legte, und, er gestand es sich öfter als je, sein ganzes Wesen beherrschte. Solche Liebe, wie sie Poccahontas empfand und bewies, mußte selbst das unempfänglichste Herz rühren, und wenn auch nicht die Flammenliebe der Leidenschaft für sie wecken, doch jenes süße, innige Wohlwollen, das eher des schönen Namens würdig ist, als jene sich schnell selbst verzehrende Gluth. Smith, dessen Herz an einer theueren Gattin hing, der zu edel dachte, als daß er das schuldlose Kind der Natur, das sich ihm so arglos hingab, betrügen sollte, fühlte auf eine quälende Weise jetzt den Kampf zwischen Pflicht und einer gegen seinen Willen sich seines Herzens bemeisternden Neigung. Er kämpfte ihn mit aller der Willenskraft, die dem Mann eigen ist, der wahrhaft im vollen, schönen Sinne Mann ist, die aber dennoch so oft an dem Gefühle zu scheitern pflegt — gegen dessen Allmacht auch die Stimme der gediegensten Grundsätze bisweilen nur ein verhallender Laut ist. — Poccahontas Bild verdrängte er wohl oft eine Zeitlang aus seinem Herzen, indem er jene der Gattin und Kinder, die er so innig liebte, lebendig

hervorrief; — aber wenn sie immer wieder kam, und sich an ihn schmiegte, und sich das reiche Gefühl ihres Herzens in der poetischen Bildersprache der Wilden ergoß, wenn sie ihm sagte, daß sie nur in dem Gedanken an ihn lebe, daß er sie begleite auf jedem Schritt ihres Lebens, daß der Verlust seiner Liebe sie tödten würde, daß es kein höheres Glück für sie gebe, als um ihn zu sein, ihm zu dienen, seinen Kummer und seine Freude zu theilen; wenn sie endlich die Falten seiner Stirne sah, das Trübe seines Auges, die unruhvolle beklommene Stimmung — eine Folge seiner Kämpfe, die sie nicht ahnen konnte, und dann mit der tiefsten Theilnahme ihn fragte, was ihn quäle, und ihn so rührend bat, heiter zu sein — oder verzweiflungsvoll an seiner Liebe zweifelte und einen Schmerz fühlte, der rührender nie ein Herz bewegt — o, dann übermannte ihn sein Gefühl, dann zog er das reine, herrliche Geschöpf an seine Brust und drückte den Kuß der Liebe auf die schwellende Lippe der blühenden Jungfrau — und flehte, dennoch bereuend, im heißen Gebet um Kraft zu siegen, um Vergebung ob des Frevels.

Smith's Leben war nicht mehr glücklich, seit diese Neigung in ihm erwacht, und so riesenkräftig erwacht war. Der innere Zwiespalt verzehrte die Freuden, die das Bewußtsein der Erfüllung seiner Berufspflichten, des blühenden Wohlstandes der Colonie, der wachsenden Liebe seiner Untergebenen ihm gewährte. — Oft verwünschte er die Stunden, wo er eingewilligt, Albion zu verlassen, und das abenteuerliche Unternehmen zu leiten. Er wünschte sich zurück in den Kreis seiner Lieben, zurück an das Herz seiner Gattin und seiner Kinder. Aber der Beruf fesselte ihn an Jamestown. Hatte er es auch gewollt, er konnte es nicht, durfte es nicht. Fester Entschluß indessen war es doch bei ihm geworden, wenn vor Eintritt des Winters wieder ein Schiff nach Plymouth segle, um seine Zurückberufung einzukommen.

Jukka, der lange Zeit vom Stamm entfernt, und von seinen Leidenschaften weit umhergetrieben worden war, konnte, von

Ehrgeiz, Haß und Liebe gequält, die Ferne nicht mehr tragen. Wie der Habicht erst in weiten, dann in immer näheren Kreisen um seine Beute schwebt, bis er sie endlich mit der grimmigen Klaue packt, so Jukka um Jamestowns Fluren. Alle List, die ihm zu Gebote stand, und all' seinen natürlichen Scharfsinn bot er auf, Mittel des Verderbens für die Colonie, für den gehaßten Smith zu erdenken. Wohl lauerte er ihm auf, wie die Hyäne, lüstern nach seinem Herzblute, mit unermüdlicher Geduld, und dennoch wollte es ihm nicht gelingen, den Pfeil ihm in's Herz zu jagen. Jukka's Rache alterte nicht: sie kannte keine Vergangenheit, sie war ewig jung und frisch.

Auf die Jagden des Herbstes baute er seine kühnste Hoffnung. Der Herbst kam endlich. Die Ansiedler strebten, des Winters Vorräthe zu häufen, und jagten häufig das Wild. Oft begegneten sie dabei den Indianern, die indessen nie ihnen etwas in den Weg legten.

Einst nahm auch Smith seine Büchse, um dem gefolterten Herzen Ruhe zu verschaffen, und begleitet von einigen der besten Schützen, in die Wälder zu ziehen. Es war ein besonders glücklicher Tag, und freudig daher jedes Gemüth. Schon war die reiche Beute gesammelt, als noch ein herrliches Reh den Jägern begegnete. Rasch ging es an die Verfolgung, und eben, als sie an einer dichten Stelle des Waldes vorübereilten, schwirrte ein Pfeil hervor und verwundete Smith in der Seite, ohne daß es gerade gefährlich gewesen wäre. Er wankte indessen doch, von Schmerz getroffen, in des alten Thornton's Arme. Kaum sahen die Jäger die Wunde ihres Oberhaupts und die ihn anwandelnde Ohnmacht, die durch den häufigen Blutverlust bewirkt wurde, als sie gleich grimmigen Tigern nach allen Seiten in das Dickicht stürzten, den Urheber des Frevels zu finden, aber umsonst schien ihr Suchen zu sein — denn nirgends war eine menschliche Gestalt zu erblicken. Nach langem, vergeblichem Suchen kehrten sie zu dem verwundeten Hauptmanne zurück und sprachen ihre Verwunderung aus, daß auch keine Spur zu entdecken sei.

„O, ihr Thoren!“ rief Thornton, „kennt Ihr denn die indianische List noch nicht? — Dorther kam der Pfeil! dort liegt, ich wette Alles, der Hund verborgen, der diesen hinterlistigen Schuß that!“

Alle stürzten nun dahin, wohin der Alte deutete, und nach wenigen Augenblicken ertönte das „Goddam!“ aus zehn Kehlen.

„Sie haben ihn!“ sagte Thornton zu Smith.

Doch jetzt erscholl ein „Hussah!“ nach dem anderen, und wildes Getümmel im Dickicht.

„Goddam!“ rief Thornton, „die Schurken haben ihn entspringen lassen!“

Jetzt fielen mehrere Schüsse schnell nacheinander, und ein wilder Jubel begleitete den letzten Knall.

„Er liegt,“ sagte Thornton darauf ruhig. „Er hat seinen Lohn.“

Nicht lange währte es, so brachten die Jäger den Wilden. Es war Jukka, dem eine Kugel das schwarze Herz durchbohrt hatte.

„Hängt ihn am nächsten Baum auf!“ rief ihnen Thornton zu, „auf daß die Geier sein Aas verzehren!“

Es geschah also, und als die gräßliche Execution vollbracht war, brachte man Smith nach Hause, wo er schnell wieder von der Wunde genas, für welche Poccahontas den erquickendsten und heilendsten Balsam bereitete.

So froh sie auch war, daß der Geliebte genas, so schien doch ein bitteres Weh an ihrem Herzen zu nagen, denn sie war still, und oft rieselte eine Thräne über ihre Wange. Smith sah es. Er lockte ihr das quälende Geheimniß heraus. Unter rinnenden Thränen erzählte sie ihm, wie der an Jukka verübte Mord die Stämme empört, wie offener Krieg gegen die Colonie dem heimlich längst genährten Hasse nun den Ausbruch gestatte. „Sie habe,“ sagte sie, „lange in ihres Vaters Brust die Flamme gedämpft, aber es sei, fürchte sie, länger nicht möglich; darum möge er sich schützen, so gut er könne. Genauere Kunde werde sie gewiß noch ihm bringen.“

Darauf verließ sie Smith — aber er ließ dennoch Alles in Vertheidigungsstand setzen.

Wohl hatte Powhattan den Empfang bei dem ersten Ueberfalle der Weißen und ihre Aufmerksamkeit einer heimlichen Mittheilung seiner Tochter zugeschrieben, obwohl er keine sichere Gründe für seine Vermuthung hatte. Darum verfuhr er jetzt klüger, heimlicher, und Poccahontas ahnete nicht, wie nahe der Sturm sei, der über den Geliebten hereinbrechen sollte.

Alles war in der Stille vorbereitet, und erst kurze Zeit vor dem Ausrücken der Wilden wurde ihr ihre Absicht kund. Jetzt hielt sie keine Macht, keine Gewalt der Erde. Wie der Vogel in den Lüften, eilte sie mit fliegender Hast durch die Wälder, zertheilte kräftigen Armes die Wellen, und brachte Smith die Schreckenskunde, daß mehrere Oneida-Stämme im feindlichen Bund anrückten, ihn zu verderben. Der Capitän fand noch Zeit genug, die nothwendigsten Maßregeln zu ergreifen. Wieder brachte man Weiber und Kinder in Eile auf die Schiffe. Smith beschwor Poccahontas, auch dort ihre Zuflucht zu suchen; allein umsonst waren seine Bitten; sie verließ ihn nicht. Sie wollte sein Loos theilen. Der Speer, den sie aus des Vaters Hütte mitgebracht, war ihre Waffe. Alle Ueberredungskunst des Capitäns, alle liebevollen Schmeicheleien, die er anwendete, vermochten nicht, den Entschluß des Mädchens wankend zu machen. Smith's Kundschafter berichteten bald den Anmarsch der Wilden. Smith ließ hinlängliche Vertheidigung in dem befestigten Jamestown und rückte den Wilden entgegen. An seiner Seite die edle Poccahontas.

In der Ebene jenseit Jamestown entwickelte sich der wilde Kampf. War auch der große Vorzug der Waffen und der kriegerischen Haltung und Stellung auf Seiten der Ansiedler: so kam den Wilden die Uebermacht, die furchtlose Todesverachtung, die grenzenlose Wuth zu Statten, mit welcher sie andrangen, mit welcher sie kämpften, und die geringe Zahl der Ansiedler, die in Tapferkeit wetteiferten, fast über den Haufen warfen. Wie Felsen

im Wogendrange standen die Ansiedler. Ihre Feuergewehre lichteten schrecklich die Reihen der Wilden, aber ihrem stürmischen Andrange konnten sie unmöglich lange widerstehen. Darum beschloß Smith, sich hinter den Wall von Jamestown zurückzuziehen, wo er Verstärkung und Schutz fand.

Eben im Begriffe, diesen Plan auszuführen, wurde er durch einen Pfeilschuß verwundet, und stürzte neben Poccahontas nieder. Die Ansiedler geriethen dadurch in Schrecken und Unordnung. Fürchterlicher erschallte das Kriegsgeschrei der Wilden, heftiger drangen sie an. Die Ansiedler wichen — ihr Weichen wurde Flucht. Viele der Ihren blieben unter dem Tomahawk der Wilden, und nur mit genauer Noth erreichten sie Jamestown. Hier erst sahen sie, daß Smith fehle. Da erwachte mit dem Gefühle der Dankbarkeit ihr Muth wieder. Unterstützt von ihren Brüdern, die Jamestown vertheidigen sollten, stürzten sie aus den Verschanzungen hinaus, den Mann zu retten, dem sie so Vieles dankten. Im Siegerjubel dachten die Wilden im Geringsten nicht an diese muthige Rückkehr nach schimpflicher Flucht, daher bemächtigte sich ihrer ein wilder Schrecken, als sie die Wüthenden andringen sahen, und der Kugelregen auf's Neue in verstärkter Gewalt sie niederstreckte. Das Kampfgeschrei der Ansiedler kam fast dem der Wilden gleich. Diese hielten ihre Anzahl für verdoppelt und flohen. Nun aber mähete der Ansiedler Schwert in den Reihen der Fliehenden, und sie stürzten, wie von der Sense Wucht die Grashalme.

Weit bis über die Berge verfolgten sie die Wilden. Viele Gefangene führten sie siegreich beim sinkenden Abend heim — aber Smith fehlte. Keine Spur von ihm war zu entdecken, und eine allgemeine Trauer bemächtigte sich ihrer. Thornton ruhte nun nicht. Als der Tag noch schlummerte, rückte er mit der ganzen Mannschaft aus, die Wilden zu verfolgen und Smith vom grausamen Tode zu retten. Es gelang ihnen, in bedeutender Entfernung das Lager der Wilden zu treffen. Noch einmal entspann sich ein wilder, blutiger Kampf, der mit der Flucht der Wilden endete, hinter denen ihre

Hütten in Flammen aufgingen; — aber Smith war verschwunden, und trostlos kehrten die Ansiedler nach Jamestown zurück, nachdem sie unermüdet Tag und Nacht ihn gesucht. Auch bei den Wilden war er nicht als Gefangener, das sagten die aus, welche in die Hände der ergrimmten Ansiedler gefallen waren.

* * *

Fernhin in nördlicher Richtung hallte an dem Morgen nach der ersten Schlacht und Niederlage der Ansiedler der wilde Kampf der verfolgenden Weißen. Dunkel stieg der Dampf des brennenden Indianerdorfes in die Tageshelle, als Poccahontas aus einem Schlupfwinkel heraustrat, der sonsthin dem Auge des Spähers verborgen bleiben mußte, da eine Menge dichtverschlungener Pflanzen den Eingang in die kleine Höhle verbarg. Es lag diese Zuflucht der Verfolgten weit jenseit der Berge, welche die Ebene von Jamestown umgaben, da wo zu dichteren Massen sich die Felsen thürmen.

Bis hierher hatte das liebende Mädchen den Geliebten, keine Erschöpfung, keine Ermattung fühlend, getragen und war, begünstigt von dem buschreichen Orte, wo Smith gefallen war — so glücklich gewesen, ihn, ohne beobachtet zu werden, zu retten. Selig in diesem Gefühle, beflügelte sie ihre Schritte bis zu diesem Orte, dessen Bekanntschaft sie dem Zufall in früherer Zeit verdankte. Erst hier aber empfand sie die gänzliche Erschöpfung ihrer Kräfte, und sank ohnmächtig auf den leblosen Leichnam des Geliebten. — Noch immer war Smith bewußtlos, als Poccahontas erwachte. Kaum ihrer Kräfte wieder etwas Meister, untersuchte sie die Wunde, die keineswegs gefahrlos war. Von tausendfacher Angst gefoltert, eilte sie vor Allem, den Leidenden weicher zu betten. In liebender Hast raufte sie das Moos von der Felswand und das dürre Gras vom Boden, und bereitete ein dürftiges Lager; dann eilte sie zu einer Quelle, die plätschernd über die Felsen herabfiel und wusch ihn an, wusch die Wunde aus und legte ein Blatt einer heilenden Pflanze darauf, die sie einstweilen auf ihrem Wege gefunden. Ihren unermüdeten Bemühungen gelang es, spät erst das Leben des Verwun-

deten zurückzurufen. Sein Haupt ruhte in ihrem Schooß, und ihr liebender Blick forschte ängstlich nach den Spuren des wiedererwachenden Bewußtseins.

Er schlug endlich matt das Auge auf. Sie flößte einige Tropfen Wassers, das sie in seinem Hut aufbewahrte, zwischen die trockenen Lippen. Wirre sah er sie an. Er begriff seine Lage, den Zusammenhang der Begebenheiten nicht.

„Du bist gerettet," sagte sie liebevoll, „schone Deiner!"

Aber umsonst war ihre Bitte. Zu nahe lagen ihm die Seinen zu Jamestown am Herzen. Er fragte in fieberischer Bewegung nach dem Ausgange der Schlacht.

Poccahontas erzählte es ihm, sie ergänzte zu seiner Beruhigung Manches, was sie nur muthmaßte. Er wurde ruhiger.

„Wo bin ich?" fragte er dann. „Ist es weit nach Jamestown?"

„Sehr weit," erwiederte sie, „aber Du bist sicher, und Poccahontas wird Dir die Wunde heilen, die Dich schmerzt. Nur mußt Du der Ruhe pflegen."

Das fühlte wohl Smith, denn die wenigen Worte, die er sprach, schmerzten ihn. Es währte auch nicht lange, so fiel er wieder in einen tiefen Schlaf.

Mehrere Tage vergingen unter Poccahontas sorglicher Pflege. Sie suchte die heilendsten Kräuter und Wurzeln, die besten Früchte für Smith. Er wurde besser — auch seine Wunde nahm einen besseren Charakter an. Doch sie hatte den Muth nicht, Nachricht nach Jamestown zu bringen, da sie auf einer Wanderung nach Nahrungsmitteln in den Wäldern ganz nahe bei ihrem Zufluchtsorte Tritte fand, in denen das geübte Auge der Indianerin bald die unverkennbaren Merkmale ihres Stammes entdeckte, deren irres Durcheinanderschweifen ihr aber auch deutlich genug sagte, daß man ihre Spur verfolge, sie suche. Sie wandte nun alle jene Vorsichtsmaßregeln an, welche der natürliche Scharfsinn die Wilden in solchen Lagen lehrt. Sie ging meist rückwärts, suchte ihren

ohnedem so leichten, fast schwebenden Tritt ganz auf dem Boden zu vertilgen, und bemühte sich, durch mancherlei Künste der Art ihre Verfolger irre zu leiten. Es gelang ihr. Die Spuren verloren sich und die augenscheinliche Gefahr war verschwunden. Freier athmete das treue Wesen, das sich in dieser Einsamkeit, in dieser treuen Sorgfalt für den geliebten Mann so sehr glücklich fühlte, und gerne für das ganze Leben hier mit ihm gewohnt hätte, glücklich in ihrer Liebe — überglücklich, aber ihr Wunsch sollte nicht erfüllt werden.

Powhattan's spähendem Blicke war Sir Edward's Fall nicht entgangen. Auf der Flucht sah er oft, daß Smith nicht bei ihnen war, daß Poccahontas fehlte, die durch ihre Anhänglichkeit an die Feinde seinem Vaterherzen so herben Schmerz bereitete. Er ließ nach dem Rückzuge sogleich nach dem verwundeten feindlichen Häuptlinge suchen, allein er war mit Poccahontas verschwunden. Er begriff schnell den Zusammenhang. An augenblicklicher Verfolgung ihrer Spur hinderte ihn nur die Versammlung der Stämme am Berathungsfeuer, und am anderen Morgen der neue Angriff der Weißen und die große Niederlage der zuerst so siegreichen Wilden. Als aber nun für's Erste beide Theile von den Kämpfen ausruhten — als nach etlichen Tagen eine Friedensbotschaft der Weißen kam, die die gefangenen Wilden gegen Smith, den sie in den Händen der Wilden glaubten, auszutauschen verlangte, da ging auf's Neue ihm ein Licht auf über seine bereits gehegte Vermuthung, und er faßte die freudige Hoffnung, dennoch den unter dem Opfermesser bluten zu lassen, der seines Stammes schönste Blüthe — Jukka — geknickt, und des eigenen Kindes, des letzten Gutes, was dem alternden Manne blieb, Herz von ihm gewendet in sündlicher Gluth. Schreckliche Rachepläne machten schneller das alternde Herz schlagen, und gaben Feuergluth dem fast blöde werdenden Auge, das einst schärfer gesehen, als der Adler in der blauen Höhe. Er nahm nun die bewährtesten Späher des Stammes, vor deren scharfem Sinne des Wildes, wie der

Feinde schlaueste List nichts war, und der geheimste Schlupfwinkel sich öffnen mußte.

Aber der Liebe stilles Asyl blieb jetzt dennoch ihrem Auge verborgen. Oft in der Nähe entdeckten sie es dennoch nicht. So suchten sie einige Zeit, dann wählten sie andere Orte, und dort war ihr Suchen umsonst, wie hier. Powhattan stampfte in wildem Grimme den Boden, und die Späher kränkte es, daß Weiberlist die ihre überbiete. Sie waren Alle muthlos geworden, bis auf Einen — Ampoda.

„Ampoda hat der Delawaren Schlupfwinkel erspäht, deren Tritt vom Moose des Waldes schwand, wie der Thau, wenn die Sonne ihn ansteckt," sagte er grimmig, „er wird auch Poccahontas finden, deren Fuß zwar leichter ist als der des jungen Rehes, das vor dem Panther flieht!" Mit diesem Entschluß entfernte er sich, und verbarg sich in der Nähe jener Felsenquelle, wo Poccahontas den erquickenden Trank schöpfte. Es hatte dem Schlauen bedünken wollen, als habe er da gerade den Tritt des Mädchens erblickt. Er lag einen Tag da, stille wie der Tiger, der auf seine Beute lauert, und unbeweglich wie die Riesenschlange des Südens, wenn sie den Feind täuschen will. Am anderen Morgen, als die Sonne die Wipfel der immergrünen Eichen vergoldete, siehe, da schlich sie hervor, die edle Jungfrau, aus dem Felsen, und schöpfte den Trank, und entfernte sich wieder mit Blitzesschnelle; aber geräuschlos schlich ihr der schlaue Ampoda nach und sah sie hinter dem überhangenen Buschwerke verschwinden. Mehr zu wissen verlangte er nicht. Er knickte vorsichtig die Zweige, sich den sicheren Rückweg zu bewahren, und flog dann hin zu den Quellen des Cedarkreek, wo Powhattan mit dem Stamme weilte.

Der Triumph, welcher sich in seinen Zügen aussprach, als er so stolz daherschritt, sagte Powhattan des Wunsches Erfüllung zu. Sie war gefunden mit dem verwundeten Häuptlinge, das war das Resultat seines Berichtes. Da galt kein Warten, kein Zögern, kein Ueberlegen; da zog der Männer genugsame Zahl, von dem

alten Stammeshaupte geführt, hinter Ampoda drein, dem Schlupfwinkel zu.

Wie die girrende Taube an der Seite des Täubers ruht und nicht argwohnt, daß der gefräßige Geier über ihr schwebt, und eben im Begriff ist, herabzuschießen und sie mit scharfer Kralle zu fassen — so lag Poccahontas an Smith's Herzen, als die Feindseligen ihren Zufluchtsort umstellten. Es waren die seligsten Tage, die Poccahontas gelebt, diese Tage der Einsamkeit, mit dem verwundeten Geliebten. Und nun sollten sie so gräßlich enden!

Mit einer Stille und Umsicht war das Werk der Wilden ausgeführt worden, die zu bewundern war. Plötzlich trat Powhattan in die kleine Höhle. Das wildempörte Innere stand auf seinem Gesicht, auf den tiefherabgezogenen Augenbraunen, der gerunzelten Stirne, dem krampfhaft verzogenen Mund und in dem rollenden Auge geschrieben. Er sprach nichts — aber eben diese Zeichen der wildesten Leidenschaften sprachen lauter, fürchterlicher, als das Wort es vermocht haben würde.

Kalter Todesschrecken durchrieselte Poccahontas und Smith's Gebeine. Auch sie waren im ersten Augenblicke sprachlos, aber im zweiten schon lag Poccahontas zu den Füßen des erzürnten Vaters, dessen Wuth allmälig in ein grimmiges Hohnlachen überging, in welchem Smith sein Todesurtheil vernahm. Sie jammerte, flehte, winselte. „Nimm mein Leben," rief sie verzweifelnd, „nur gib ihn frei, wie er Dich befreit. Sei großmüthig, Vater, und thue an ihm, wie er an Dir that!"

Aber Powhattan stieß sie kalt von sich. „Ich bin Dein Vater nicht!" rief er, und die Stimme zitterte ob der inneren Erregung. — Die Wilden standen jetzt mit teuflische Freude verrathenden Gesichtern hinter ihm.

Poccahontas richtete sich auf. Sie sah stolz ihren Vater, dann die Wilden an.

Allmälig kehrte Ruhe in ihre Brust zurück; aber es war die Ruhe der Verzweiflung.

„Wohlan," sagte sie, „Ihr wollt sein Blut, so fließe zuerst das meine. Nur über meinen Leichnam gelangt Ihr zu ihm." Sie riß aus Smith's Gürtel den Dolch und hielt ihn fest ihnen entgegen.

Smith hatte sich indessen gesammelt.

„Laß ab," bat er, „Du bist des Vaters Tochter, mein Loos ist gefallen — laß mich sterben. Meine Freunde werden gräßlich meinen Tod rächen.

„Wenn also Powhattan vergelten will an mir, so laß ihn; die Schmach und die Rache komme auf sein Haupt!"

Powhattan lachte grimmig. „Wer hat Jukka ermordet?" fragte er. „Wer hat zum zweiten Male die Treue gebrochen? Powhattan kennt Euch, Ihr Weißen, die Ihr bloß unser Volk vertilgen wollt, um Herren des Landes zu werden. Jukka's Geist fordert sein Opfer!" Er wandte sich zu den Wilden und winkte ihnen.

Sie nahten sich mit Stricken, ihn zu fesseln.

„Hinweg," rief Smith — „ich entlaufe Euch nicht, Ihr Grausamen, die Ihr keine Dankbarkeit kennet! Sehet her, noch bin ich zu schwach, mich zu vertheidigen, sonst käme nur todt mein Leib in Eure Gewalt!"

Poccahontas lächelte ihn an. Sie ergriff seine Hand. „Komm," sagte sie, „wie im Leben so auch im Tode bleiben wir vereint!" Sie zog ihn sanft aus der Höhle, in die sie einen wehmüthigen Blick zurückwarf, der noch einmal die Erinnerung der wenigen Tage ihres engelreinen Glückes zurückrief. Dann folgten sie langsam den Wilden.

Durch die Urwälder, in deren ewige Schattendämmerung kein Sonnenstrahl drang, führte ihr Weg. Er war weit. Die Stämme hatten sich wieder getrennt, und nur der Stamm Powhattan's war noch allein, und hatte seinen Wohnplatz weiter hinauf genommen zu den Quellen des Cedarkreek. Dorthin zogen sie. Poccahontas bestürmte nun, da sie den entschiedenen Willen Powhattan's kannte

und die wilden Sitten ihres Volkes, den Vater nicht mehr mit ihren Bitten. Sie schwieg und überlegte ihre zu nehmenden Maßregeln mit Ruhe. Noch hatte sie die Hoffnung; — allein sie war schwach, sie glich dem letzten Gluthstreifen, der oft am Abendhimmel flammt, noch einmal mild leuchtet und dann schnell in das Dunkel der Abendwolken verschwindet. Auch Smith lebte in seiner inneren Welt. Sein Tod nahte in gräßlichster Gestalt, darum wandte sich mit Entsetzen der Blick dem freundlicheren Leben zu, das nun auch so bald verlassen werden mußte. Es wäre eine gewagte Unternehmung, den Zustand seines Herzens mit klaren Farben malen zu wollen. Da wogten die Vorwürfe, da kämpfte die Liebe, da nagte die Sehnsucht, und alle vereinte und umschloß der bitterste, tiefste Schmerz, und breitete sein Leichentuch über das ganze Gemüth. Und dennoch kämpfte er als Mann ihn nieder, und erschien äußerlich ruhig und fest.

Ganz erschöpft langten sie bei der Niederlassung der Wilden an. Unmenschlicher Jubel wirbelte in die Lüfte, als sie den Gefangenen erblickten — aber als sie Poccahontas sahen, des Stammes Liebling, der Kranken Pflegerin, des Leidenden Freundin und Trösterin, da schwieg der Jubel, und Jeder drängte die unmenschliche Freude zurück in das Herz. Powhattan staunte über diese Erscheinung. Er ließ Smith in eine Hütte bringen, die er mit wachenden Wilden umstellte. Als Ampoda den Gefangenen wegführte, begleitete ihn Poccahontas. Powhattan griff nach ihrem Arme, sie zurückzuhalten.

Sie sah ihn schmerzlich an.

„Sagtest Du nicht, Du seiest mein Vater nicht mehr?“ hob sie an, „so laß mich denn auch. Mit dem weißen Häuptling lebt und stirbt Poccahontas!“

Sie ging stolz an ihm vorüber und folgte Smith, seinen Dolch noch immer in ihrer Hand haltend.

Ampoda wollte sie zurückführen. „Berührt mich nicht, Feind-

seliger!" rief sie, und zuckte den Dolch. „Fesselst Du ihn, so fessele auch mich!"

Er that's — aber allgemeines Murren wurde laut unter dem Stamme.

Die Nacht senkte ihren Rabenmantel über die Wälder und Berge. Tiefe Stille herrschte in den Hütten der Wilden, auch in der, wo Smith und das edle Mädchen in so verschiedener Stimmung einem schauderhaften Tag entgegen sahen.

Außerhalb der Hütten lag ein freier Raum — dort stand ein abgehauener Baumstamm — der Block, auf dem Smith's Haupt der zerschmetternde Schlag des Tomahawk treffen sollte.

Nicht wie sonst sahen die Wilden freudig diesem Ereigniß entgegen. Die Erzählung von Poccahontas Entschluß war schnell von Munde zu Munde gegangen, und die Empfindungen der Wilden waren sehr gemischt.

Der Morgen tagte. Draußen, unweit des Blockes, loderte das Feuer der Berathung. Im Kreise saßen die Alten, Powhattan mitten unter ihnen, das Haupt auf die Brust gesenkt, in tiefes, schmerzliches Sinnen verloren. Seine Pflicht als Stammeshaupt, als nächster und einziger Verwandter Jukka's, heischte strenges Gericht, heischte Smith's Tod unerläßlich; aber Poccahontas Liebe kannte er, ihm war ihr kräftiges, entschiedenes Wesen bekannt, sie war sein Kind, sein einziges, welches von vielen bereits gestorbenen ihm geblieben war. Darum kämpfte Liebe und Herkommen in seiner Seele mit aller Heftigkeit.

Jetzt nahte Smith und Poccahontas. Sein Gesicht zeigte männlichen Muth. Um der Jungfrau Stirne schwebte die Glorie einer Seligen.

Erwartungsvoll umgab den Kreis das Volk der Wilden.

Eine tiefe Stille herrschte. Aller Augen ruhten auf Powhattan. — Lange saß er und kämpfte — dann sprang er plötzlich auf und rief: „Er sterbe!"

Henkerslust in den Blicken, ergriffen nun zwei Wilde Sir

Edward, und zogen ihn zu dem Block. Ampoda schwang den Tomahawk — da stürzte Poccahontas herzu und rief: „Mich zuerst, ihr Unmenschen!"

Der Tomahawk entsank Ampoda's Händen. Kaltes Entsetzen durchschauerte alle Wilden, als sie den Entschluß des Mädchens sahen.

„Was zauderst Du?" fragte sie Ampoda, der unentschlossen und erschrocken sie anstarrte. „Hast Du den Muth nicht, ein Mädchen Deines Stammes zu tödten? den da wolltest Du ja doch morden, der Dir und Deinen Brüdern, der dem Häuptling, als Ihr in seiner Gewalt waret, Leben und Freiheit schenkte? Lohnen so die Männer vom Oneida-Stamme? — Wäret Ihr Chippewaier, ich wollte nicht staunen; aber Ihr, die Ihr die Lüge verachtet und die Falschheit — Ihr, die Ihr Euch rühmet, edel und stark zu sein, die Ihr dienet dem großen guten Manitto — Ihr lohnet die Großmuth mit rachgierigem Tode? Wer sagte Euch, daß dieser edle Mann den Lügner Jukka erschlug? That es Einer seines Stammes, der Rache nahm, weil Jukka hinterlistig den Häuptling meucheln wollte, warum soll der Unschuldige büßen für den, der that, was Jeder von Euch auch gethan haben würde? — Doch mein Mund soll schweigen — hier ist mein Haupt — zerschmettert es — dann das seine!" — Sie legte das schöne Haupt auf den Block. —

Powhattan hatte zitternd ihre Worte gehört. Sie schnitten ihm in's Herz. Er wußte nicht, was er that, alle seine Gedanken waren verwirrt. „Kind, Kind!" — rief er plötzlich und stürzte auf sie zu, sie emporreißend, — „Kind — thue es nicht!"

Da überglänzte ein Strahl reiner Freude des Mädchens Antlitz.

„Bist Du mein Vater?" fragte sie mit einem Tone, der so süß, so melodisch klang, daß er jedes Herz ergriff.

„Bist Du mein Vater, Powhattan? O, dann will ich leben, — dann stirbt auch Smith nicht!"

Wie von einem Zauberschlage getroffen, erhoben sich die Greise, die um das erlöschende Feuer saßen. „Er lebe!" riefen sie. —

Da tönte von Ferne her ein wildes Rufen. Alle richteten die Blicke nach der Gegend, woher dieser Ton kam. Da knallten die Flinten der Ansiedler und die Kugeln pfiffen um die Köpfe der Wilden, die in große Furcht geriethen. —

Poccahontas zerschnitt schnell Smith's Fesseln — er eilte ihnen entgegen, wehend mit dem weißen Tuche.

Die Ansiedler stutzten, sahen ihn ungläubig aus der Ferne an — dann rief Thornton: „Er ist es, er lebt!" und frohlockend eilten sie herzu, den Todtgeglaubten begrüßend.

Poccahontas aber ergriff Powhattan's Hand und legte sie in Smith's Rechte: „Frieden!" sagte sie sanft und bittend zu dem erweichten Vater. „Frieden!" wiederholte er, die Hand fest ergreifend.

„Frieden! Frieden!" jubelten die Wilden und die Ansiedler.

* * *

Der Friede war wiedergekehrt mit seinen Segnungen und wohnte bei den bisher Entzweiten. Vereint mit den Ansiedlern bauten die Wilden die von den Ansiedlern im Kriege niedergebrannten Hütten wieder auf, und nichts störte ihr freundliches Verhältniß, seit der Urgrund ihrer Zwietracht nicht mehr lebte — Jukka. Um ganz jede störende Erinnerung zu entfernen, ließ Smith, der langsam unter Poccahontas Pflege von seiner Wunde genesen war, den Leichnam Jukka's beerdigen und pflanzte selbst, jedem Groll entsagend, einen Rhododendron auf sein Grab.

Poccahontas verließ oft des Vaters Hütte allein, öfter noch mit Powhattan, und kam nach Jamestown, selige Stunden in der Nähe des Mannes zu verleben, dem ihr Herz ungetheilt angehörte. Mit wahrer Verehrung begegneten ihr die Ansiedler. Die Reinheit ihres Verhältnisses zu dem angebeteten Smith war so allgemein anerkannt, daß auch nicht der entfernteste Zweifel in einer Seele entstand, und selbst kein Scherz darüber vernommen wurde. Sir Edward empfand die lauterste, die reinste Freundschaft, ja selbst Liebe zu ihr, und dieses Gefühl beglückte Beide. Ihr verdankte er

zwiefach sein Leben; nie war seine Dankbarkeit inniger gewesen, als gegen dieses Wesen, welches mit allen Reizen einer frischen, üppigen Jugend und Schönheit die Seele eines Engels verband — das durch seine Einfalt und Natur unwiderstehlicher das Herz besiegte. Dennoch aber stand das Bild seiner Gattin in aller Herrlichkeit auf dem Altare seines Herzens; ja um so angebeteter, als es ihm oft ein Unrecht zu sein schien, daß er die edle Poccahontas liebe, die doch so gerechte Ansprüche auf sein Wohlwollen hatte. Diese lebendige Erinnerung wurde nun in ihrer größten und einflußreichsten Lebhaftigkeit hervorgerufen, als Jack aus England zurückkehrte und Briefe brachte von ihr, und ihm erzählte, wie sie sein gedenke und die Sehnsucht so groß sei, ihn wiederzusehen, und wie die lieben Knaben in frischer Kraft heranwuchsen und mit zum Vater gewollt hatten. Ach, da lebte die Sehnsucht so mächtig in ihm auf, daß er den Zeitpunkt nicht mehr erwarten konnte, wo ein Schiff nach England zurückkehren und er seine Entlassung fordern könnte. Ein Ereigniß, das bald darauf eintrat, gab diesem Wunsche noch mehr Gewicht. Die Wilden, selbst Powhattan, sprachen wiederholt davon, daß Poccahontas Smith's Gattin würde, daß sie es Alle sogar lebhaft wünschten, damit auf diese Weise ihr gegenseitiges Bündniß eine sichere Gewähr erhalte. Selbst Poccahontas in ihrer Natur und Unschuld äußerte den Wunsch, ihm ganz anzugehören, ganz Freud' und Leid mit ihm zu theilen. Diese Worte fielen wie glühendes Feuer auf sein Herz. Durfte er ihr sagen, ohne ihr Herz zu brechen, daß er Gatte, daß er Vater sei? — durfte er es, ohne auf sich selbst, da er so lange geschwiegen, das übelste Licht zu werfen? — Smith's Gemüth litt in dieser Zeit unendlich. Ein Labyrinth lag vor ihm, aus dem kein rettender Ariadnefaden leitete.

Er beschleunigte die Abreise des Schiffes aus allen Kräften und legte die Bitte, zurückberufen zu werden, mit ergreifender Beredtsamkeit am Throne nieder.

Monate vergingen und nichts änderte sich. Smith's Frieden

war entwichen. Tief schmerzte es ihn, Poccahontas verlassen zu sollen. Er kannte die Tiefe ihres reinen Gefühles, die Stärke ihrer Liebe zu ihm, und darnach konnte er den tödtlichen Schmerz ermessen, der ihr Wesen zerreißen mußte, wenn er sie verließ, sie ihn als treulos ansehen mußte.

Die Ansiedler, die ihn alle als Vater liebten, sahen mit inniger Theilnahme die düstere Stimmung, welche in einer wachsenden Stärke Sir Edwards Gemüth umnachtete. Sie sprachen oft davon und wußten doch den Grund nicht.

Endlich faßte der alte wackere Thornton den Entschluß, ihn darum zu fragen. Und der alte Mann that es mit einer Herzlichkeit, die Sir Edwarden zu wohl that, als daß er nicht hätte sein Herz vor ihm ausschütten sollen.

„Ihr seid ein edler Mann," sprach nach geendigter Erzählung gerührt der Greis. „Ja, Ihr müsset heimkehren, so wehe es uns Allen thun wird, Euch zu verlieren; denn Eure Thaten stehen in unseren Herzen unauslöschlich geschrieben. Auch die edle Wilde müsset Ihr schonen," fuhr er fort, „und dazu weiß ich nur ein Mittel, wenn Ihr es nicht verschmäht, meinen Rath anzunehmen?"

„Sprich!" bat Smith.

„Ihr reiset heimlich ab, wenn Eure Abberufung kommt, und wir geben Euch für todt aus. Die Trauer wird ohnedem ungeheuchelt sein, da Ihr ja für uns wirklich nicht mehr seid. Das Mädchen wird Euch beweinen, und der Friede in ihr Gemüth wiederkehren, wenn die Zeit ihren Schmerz gelindert hat."

Smith sann eine Weile tief bewegt dem Vorschlage des ehrwürdigen Greises nach. Er faßte seine Hand und drückte sie dankbar.

„Thornton," sagte er, „Du hast eine Centnerlast von meinem Herzen genommen, Dein Vorschlag ist das beste Auskunftmittel. Armes Herz," seufzte er dann, „wie wirst Du bluten! Und wenn dort das Frohlocken meinen Namen nennt, werden hier Thränen dabei fließen!" —

Aber er erkannte dennoch den Plan als trefflich an und wollte nur die Zeit abwarten, um ihn auszuführen.

Es mußte als ein erwünschtes Zusammentreffen erkannt werden, daß die muthmaßliche Zeit der Rückkehr des Schiffes aus England mit jener zusammentraf, welche die Indianer zahlreich zur Biberjagd hinauf zu den Seen und den Quellen der Flüsse zog. Sie nahte.

Powhattan, allmälig das Sinken seiner Kräfte, das Erlöschen seiner Lebensgeister fühlend, wollte noch einmal diese Jagdlust genießen, die ihn in den Jahren der Kräfte so manchmal ergötzt.

Er kam mit Poccahontas und Vielen seines Stammes, Smith und den Ansiedlern ein Lebewohl auf kurze Zeit zu sagen, da er nach einer Frist von zwei Monaten wiederkehren wollte.

Thränen glänzten in den Augen des liebenden Mädchens, als sie Smith erblickte, dessen Gemüth selbst erschüttert war. Sie war schon öfter auf längere Zeit von ihm geschieden, aber so schmerzlich war ihr die Trennung noch nie, gerade als ob eine Ahnung von ewigem Scheiden in ihrer Seele aufgedämmert wäre.

Ihre Arme umschlangen den Geliebten krampfhaft. Sie konnte sich nicht trennen. „Wir sehen uns ja wieder, meine Poccahontas," sprach weich Smith zu ihr, und dann trennt uns nichts mehr!" Er sprach diese Worte mit tiefem Gefühl und in dem Andenken an eine bessere Welt.

Irdischer faßte sie das Mädchen, und die schöne Hoffnung, die für sie darin lag, versüßte doch in etwas den herben Schmerz der Trennung.

Als das Canot der Wilden vom Ufer stieß, stand Smith auf dem Vorsprunge des Felsens. Er hatte sich mühsam von ihr losgerissen und kräftig den nagenden Schmerz unterdrückt. — Jetzt — als sie dahin fuhr — als jede Minute den Raum zwischen ihr und ihm vergrößerte — erwachte er auf's Neue, und die Thränen rannen über sein Antlitz.

„Deine Liebe war rein und himmlisch wie die meine zu Dir,"

sagte er leise in sich hinein, „möge der Himmel Deinen Schmerz lindern!“

Er kehrte bewegt in sein einsames Haus zurück, und der folgende Morgen fand ihn noch wach auf seinem Lager.

Die schwerste Stunde, vor der ihm so lange gebangt, war überstanden. Allmälig kehrte Ruhe in sein Herz zurück; allein mit jeder Stunde wuchs jetzt seine Sehnsucht nach der Heimath. Sie wurde endlich befriedigt. An einem frühen Morgen erschütterten die Signalschüsse die Luft. Das Schiff war angekommen. Und als Smith freudig es zu begrüßen eilte, trat im ein Mann, fast seines Alters, in Capitänsuniform entgegen, vor dessen treffender persönlicher Aehnlichkeit mit ihm selbst er fast erschrack.

„Ich bin der Marinecapitän Ralph,“ sagte, gleichfalls überrascht, der Fremde, „welcher Euch das ehrenvolle Abberufungsschreiben des Königs, unseres Herrn, überbringen und Eure Stelle einnehmen soll. Wollet mir nun in der Zeit Eures Aufenthaltes hier mit Eurer Weisheit und Erfahrung freundlich beistehen, daß ich es versuche, Eure Stelle der Colonie zu ersetzen.“

Also sprach bescheiden der Capitän.

„Das werdet Ihr auch ohne mich,“ entgegnete freudig und wohlwollend Smith. „Es sind nur zwei Forderungen, welche die Colonie an Euch macht, Gerechtigkeit und Milde im Bunde, Sorgsamkeit und Treue gepaart — und diese werdet Ihr erfüllen, dafür bürgt mir Euer Herz.“

Ralph drückte die dargebotene Hand mit Herzlichkeit. Er fühlte sich unwiderstehlich zu dem Manne hingezogen, dessen Benehmen so ganz dem Ruf und auch der Vorstellung entsprach, welche er sich von ihm gemacht.

Smith ließ sogleich die Bewohner von Jamestown versammeln. Er stellte ihnen ihr neues Oberhaupt vor, verlas seine Bestattung und dann sprach er weise, väterliche Worte, und legte seine Würde mit dem Wunsche nieder, daß ihm kein Fluch folgen möge.

Allgemein und innig war die Rührung. Der alte Thornton

nahm das Wort und sprach Aller Dankbarkeit, Aller Liebe aus. Thränen, die beredteren Zeugnisse, bestätigten die Wahrheit seiner Worte. Er hieß nun ebenso herzlich Capitän Ralph willkommen, indem er, anspielend auf die Aehnlichkeit beider Männer, sagte: „Er hoffe in ihm einen zweiten Smith wieder zu finden."

Ralph umarmte Smith mit wahrer Freundschaft. „Mir wird bange," sagte er gerührt, „daß ich solche Liebe mir nicht möchte erwerben können!"

Smith führte ihn in sein Haus.

„Ihr seid hier Herr," sagte er, „erlaubt mir nur, daß ich Euer Gast sei, bis ich scheide."

Beide waren Freunde seit diesem Augenblicke. Wie sie wunderbarer Weise sich äußerlich glichen, so war auch ihr Inneres sich ähnlich. Im Stillen dankte Smith dem Himmel für die sonderbare Fügung, daß Ralph ihm im Aeußeren so ähnlich sah. Er hoffte, daß vielleicht Poccahontas in ihm Ersatz finden werde.

Da die Abreise so schnell nicht vor sich gehen konnte, weihte Smith seinen Nachfolger in alle seine Obliegenheiten ein und setzte ihm die Interessen der Colonie auseinander. Aber auch in sein Verhältniß zu Poccahontas ließ er ihn einen Blick thun, und sagte ihm, wie es nöthig sei, daß man seinen Tod dem edlen Mädchen verkünde. Er bat Ralph, ihren Schmerz durch Theilnahme zu lindern.

Endlich war das Schiff zur Abfahrt bereit. In Smith's bisherigem Garten erhob sich unter dem Laubdach einer Platane ein Grabeshügel unter Jack's Händen.

Am Morgen vor der Abreise ging Smith allein noch einmal zu der Höhle, wo er mit Poccahontas so glückliche Tage gelebt. Alle sahen ihm nach — aber Niemand folgte ihm, und als er zurückkam, spät am Abend, still und traurig, und seine Augen Spuren vergossener Thränen zeigten, begleiteten die feuchten Blicke Vieler den edlen Mann bis zu seiner Wohnung.

Auch Ralph ehrte sein Gefühl. Er zog sich zurück und ließ ihn allein; früh am anderen Morgen wehte ein frischer Landwind.

Die Ansiedler alle standen um das Haus herum, als Smith heraustrat.

„Ich danke Euch für Eure Liebe," sagte er mit wankender Stimme. „Traget sie auf Ralph über. Noch eine Bitte habe ich an Euch — betrachtet mich als todt, saget den Wilden, ich sei gestorben!"

Als er diese Worte sprach, da zuckte die Wehmuth in jedem Auge, und laut begannen sie Alle zu schluchzen, so daß selbst Smith seiner Empfindung nicht Herr werden konnte. — Nach einer Pause sagte er: „Achtet und liebet Poccahontas! Vergesset nicht, daß sie die Retterin Eures Lebens zu zweien Malen war!"

Er reichte Thornton seine Hand. „Lebe wohl!" sagte er.

Der Greis deutete weinend nach Oben und sagte: „Dort! — Gott segne Euch!"

Jetzt drängten sich Alle herzu, seine Hand zu drücken. Es war, als ob der vielgeliebte Vater von seinen Kindern schiede.

Der Signalschuß vom Schiffe mahnte Smith an die Trennung. Ralph begleitete ihn und alle Ansiedler folgten bis zum Ufer, und unter Thränen und Segenswünschen bestieg Smith das Schiff, welches sogleich die Anker lichtete und mit vollen Segeln dem Ocean zu segelte.

* * *

Wenige Tage nach Smith's Abreise saß Capitän Ralph in dem Garten seiner neuen Wohnung in tiefen Gedanken. Plötzlich umschlangen ihn zwei runde, volle Mädchenarme, und ein heißer Kuß brannte auf seiner Lippe. — Ueberrascht fuhr er auf, und vor ihm stand im Reize jugendlicher Schönheit Poccahontas — und starrte ihn entsetzt an.

„Wo ist Smith?" fragte sie bebend. — „Wer bist Du?"

„Sein Bruder," sagte Ralph sanft — „er ruht unter diesem Hügel!"

„Todt?“ fragte sie zitternd. „Todt!“ wiederholte gerührt der Capitän.

Da taumelte Poccahontas und stürzte leblos auf den Hügel nieder.

Jetzt erst bemerkte Ralph Powhattan, der sich an den Stamm des Baumes lehnte, mit allen Zeichen tiefer Erschütterung.

Er hob die Ohnmächtige auf und trug sie in das Haus, und der alte Häuptling folgte.

Als Poccahontas erwachte, schien ihr Geist zerrüttet. Sie sprach irre. Doch dieser Zustand verlor sich bald — aber nicht so der Schmerz, der unersättlich an ihrem Leben nagte. Die Ansiedler erwiesen ihr eine an Verehrung grenzende Liebe und Theilnahme. Sie kehrte zwar mit Powhattan willenlos nach der Niederlassung zurück — allein sie war stille wie das Grab, das ihres Lebens Glück einschließen sollte, und kein Wort, kein Laut kam über ihre Lippe. Oft kam sie zu dem Grabe. Sie setzte sich stundenlang darauf und benetzte den Boden mit ihren Thränen.

Ralph fühlte die innigste Theilnahme. Er beneidete Smith um diese Liebe. In der ersten Zeit überließ er sie ganz ihrem tiefen Schmerz; aber nach und nach gesellte er sich zu ihr, ergriff ihre Hand und trauerte mit ihr.

Sie sah ihn dann mild und freundlich an. In seinen Zügen fand sie das geliebte Bild wieder, darum wurde er ihr werth. Es entstand eine innige Freundschaft zwischen ihnen. Sie erzählte von Smith, und willig lieh ihr Ralph sein Ohr. Bald war sie ihm theuer. Seine Achtung, sein Wohlwollen bahnte der Liebe den Weg, und Ralph gestand es sich nach einigen Monaten: er habe nie ein schöneres, nie ein edleres weibliches Geschöpf gekannt. Er verhehlte es sich nicht, daß ihre Liebe ihn beglücken, ihr Besitz ihn zum glücklichsten Gatten machen würde.

Der öftere Umgang, die Vorstellung, er sei Edward's Bruder, die Aehnlichkeit im Aeußeren und das edle Herz des Mannes blieben

auch bei der Trauernden nicht ohne Einfluß. Ihr Herz neigte sich allmälig sanft ihm zu — und ehe auch sie es ahnete, liebte sie ihn.

Als aus England das Schiff zurückkehrte, das Smith hinübergeführt, brachte es der Colonie einen wackeren Geistlichen. Von ihm wurde Poccahontas in der christlichen Religion, die ihr durch Smith's Belehrungen nicht mehr fremd war, unterrichtet. Der Tag ihrer Taufe war der Tag ihrer Verbindung mit Ralph, der in ihrem Besitze sich unendlich glücklich fühlte. Auch Poccahontas war glücklich. Sie liebte ihren Gatten innig — aber Smith lebte in ihrem Inneren. Sein Andenken verwischte keine Zeit, kein Glück. Als sie nach einem Jahre ihrem Gatten einen Knaben schenkte, nannte sie ihn Edward, denn er trug jene Züge, die ihr den Gatten so theuer gemacht.

Smith war glücklich in England angekommen. Geehrt von seinen Mitbürgern, geschätzt und reich belohnt von seinem Könige, geliebt von einer edlen Gattin, umspielt von blühenden Kindern, lebte er beneidenswerthe Tage. Sein Glück war nur getrübt durch die Erinnerung an Poccahontas Schmerz. Als aber die Kunde kam, daß sie Ralph's Gattin sei und sich glücklich fühle, da wich die letzte Wolke von dem Himmel seines Gemüths, und er pries die Gnade des Herrn, die Alles wohl gemacht.

Jahre kamen und flohen wieder. Jamestown wuchs heran zur blühenden Stadt. Bald sah man kein Blockhaus mehr. Schöne Gebäude, nach europäischer Weise, bildeten breite Straßen, in denen ein fleißiges, glückliches Volk sich bewegte. Neue Colonieen entstanden hinauf und hinab am Stromesufer und im Innern. Die Urwälder fielen unter der Art des Pflanzers, und eine andere Physiognomie nahm das Land an. Die Wilden vom Oneida-Stamme verschmolzen mit den Ansiedlern, und Ralph erlebte die Freude, diesen Wohlstand unter seiner weisen und milden Leitung blühen zu sehen, und gleiche Liebe zu ernten, wie die, um welche er einst Smith beneidet hatte. Und in eben dem Maße wuchs, wie das der Colonie, sein häusliches Glück. Poccahontas wurde die Mutter blühender Kinder.

Nach Jahren traf sie der schmerzliche Schlag, daß der alte Vater zu Grabe ging. Er wurde neben dem Grabeshügel Smith's eingesenkt. Durch dieses Ereigniß wurde der alte Schmerz wieder neu; denn — so treu bewahrte man das Geheimniß — noch immer glaubte sie, Smith ruhe unter dem Hügel, den ihre Hand in ein Blumenbeet umgeschaffen, das noch oft ihre Thränen benetzten.

Ralph glaubte, die düstere Stimmung ihres Gemüthes nicht besser zu lichten, als daß er das geliebte Weib in den Schooß seiner Familie nach England führe. Ihr Wunsch begegnete dem seinigen, und so schifften sie sich mit dem kommenden Frühling nach England ein. Ralph ahnete nicht, daß diese Reise das Grab seines Glückes, seiner Heiterkeit werden sollte.

Mit dem Glanze, der ihm als Gouverneur der Ansiedelungen in Virginien, wozu ihn die Gunst des Königs erhoben, zukam, trat er in England auf. Wo sich Poccahontas zeigte, da wurde dem schönen Weibe, so verschieden sie auch von den englischen Schönheiten war, Bewunderung gezollt. Ralph war unendlich glücklich. Alle Sehenswürdigkeiten Londons zeigte er ihr; in alle Zirkel, zu denen sein Rang ihn erhob, führte er sie; aber Poccahontas sehnte sich wieder nach der Stille ihres Hauses, dieses prunkvolle Leben widerstand ihrem einfachen Sinn.

Es war ein heiterer Junitag, als Ralph mit ihr nach Hyde-Park fuhr, wo die schöne Welt Londons sich versammelte. Langsam fuhr Ralph's reicher Wagen in der Reihe. Da fuhr ein Wagen an ihnen vorüber zurück nach der Stadt. Plötzlich stieß Poccahontas einen entsetzlichen Schrei aus, und faßte krampfhaft ihres Gatten Arm. „Smith! Smith!“ rief sie, und alle die Liebe, die ihr Herz gehegt, und all' der Schmerz schrecklicher Täuschung lag in diesem Tone.

Smith war es mit seiner Gattin. Auch er sah, auch er erkannte sie.

Ohnmächtig brachte sie der verzweifelnde Gatte heim.

„O, ich bin schrecklich getäuscht, betrogen worden!“ rief sie schmerzlich aus, als sie erwachte.

Ralph enthüllte das Geheimniß jetzt, aber es war zu spät. Eine tiefe Melancholie ergriff sie. Sie flehte den Gatten um schleunige Rückkehr. Noch an demselben Abend verließ sie in der Eile London, und nach drei Tagen stach ihr Schiff in die See; aber noch ferne lag Amerika's Küste — da brach das treue Herz.

Ralph führte den Leichnam nach Jamestown, und wenige Jahre später betrauerten seine Kinder wie die Colonie auch seinen Verlust.

An Smith's Herzen nagte ein Wurm seitdem. Er starb frühe, und ließ eine trostlose Gattin zurück.

* * *

Eine wahre Geschichte nannte der Verfasser die voranstehende Erzählung. Sie ist es wirklich. Herzog Bernhard von Weimar ist sein Gewährsmann; ihm hat er sie nacherzählt.*) Noch blüht Ralph's und Poccahontas Stamm in zwei edlen Familien Virginiens, in denen zwei Glieder — ein Jüngling Powhattan, eine blühende Jungfrau Poccahontas heißt.

Einige der Basreliefs, welche das Capitol von Washington schmücken, stellen Scenen aus Poccahontas Leben dar; namentlich die, wo sie ihr Haupt für Smith auf den Block legt. So ehrt man dort die edleren Gefühle des Menschenherzens!

*) Sie findet sich in seiner Reise nach Nordamerika.

Der Hagestolz.

Eine Doppelhistorie.

Von den sieben Hauptkalamitäten, die einen Reisenden über die Maßen toll, ja bisweilen complet rasend machen können, zumal wenn er ungeduldiger Gemüthsart ist, wie ich, trafen mich in O..., einem —schen Landstädtchen, drei; nämlich: mein Wagen zerbrach — der Posthalter war das dümmste Beest, was je in einer schwarzen Stutzperücke steckte, und die Gegend hatte auch für mich durchaus nichts, was mich hätte anziehen können. Der Gegenstand meiner Reise war zudem der Art, daß ich nur mit dem heftigsten Widerwillen mich dazu entschlossen. Das Höfchen, in dessen Residenzchen ich lebte, in dessen Diensten ich stand, hatte einen Knäul alter Händel zu entwirren. Mich Unglücklichen erkor des Fürsten rechte Hand zu seiner Rechten, und nun mußte ich, wohl- oder übelwollend, darangehen, diesen Augiasstall zu misten. Die hundert Meilen der Reise hätten mich keineswegs geärgert, denn reisen gehörte zu meinen Liebhabereien von den Zeiten her, wo ich in Jena mein Bier trank — aber am Ziele der Reise eine solche Herkulesarbeit zu wissen, bei der ich zu scharwenzeln angewiesen war, laut meiner, von der Excellenz empfangenen Instruction — das war eben die harte Nuß und die sauere und bittere Arznei, die mir die Lust zu Allem, was mich sonst erheitern konnte, benahm. Jene oben berührten Kalamitäten machten mich jetzt total falsch. Ich schnauzte meinen neugierigen, ekelhaften Wirth einige Male gehörigst ab, stopfte mir eine Pfeife, setzte mich in die Ecke des Zimmers und blies dicke Rauchwolken in die Stube. Lesen konnte ich nicht des

Tumultes wegen, den die liebe Jugend, des Wirthes hoffnungsvolle Nachkommenschaft, auf höchst naive Weise zu machen beliebte. Im höchsten Unwillen warf ich endlich meine Pfeife weg, und rannte in's Freie. — Aber wohin willst du denn? fragte ich mich, und gab mir über kurz die Antwort: Narr du, der du fragst wohin? Ist denn nicht des Herrgottes beste Welt überall, wohin ich laufe? Und ist es denn nicht überall besser, als dort in der brillanten Kneipe, wo keine vernünftige Seele lebt? — Ich trabte zum Thore hinaus. Vor mir öffnete sich eine weite Ebene, von Fruchtfeldern bedeckt, gleichförmig, ohne die kleinste Abwechselung. Kein Baum, kein Strauch, kein Bach. Rechts hin meinen Kopf wendend, gewahrte ich aber bald eine kleine Anhöhe mit Bäumen bedeckt. Die Sonne stand fast im Zenith. Glühend, ja beinahe sengend, trafen ihre Strahlen, meiner ziemlichen Corpulenz höchst unlieb, da der Schweiß rann. Stärker trabte ich nun dem schattigen Orte zu und ließ mich wehklagend im kühlen Schatten nieder.

Meine Blicke schweiften über das Städtchen hin und weilten auf einem stattlichen Gebäude, das, von ungemein großen und schönen Gärten umzogen, in einer kleinen Entfernung vor mir lag.

Noch weilten meine Blicke darauf — da raschelte es über mir im Baum, es krachte ein Ast, und ließ sich alsbald ein Geschrei des Schreckens vernehmen. Meinen raschen Blicken begegnete ein Knabe von etwa neun Jahren, der oben an einem Aste hing. Der unter ihm, der ihm zum Standpunkte gedient hatte, war gebrochen. Die Gefahr war augenscheinlich und groß.

„Halte Dich fest!" rief ich dem Knaben zu und kletterte, so gut es gehen mochte, den Baum hinauf. Oben angelangt, faßte ich festen Fuß, nahm meinen kleinen Schützling beim Schopf, schwang ihn unter'n Arm und rutschte am Stamme hinab. Daß meine halbe Hose hängen blieb, nahm ich nicht wahr.

„Teufelsjunge!" rief ich, nachdem ich den allerliebsten Jungen in Sicherheit hatte, „was wolltest Du denn da oben treiben?"

Er sah mich verstört, aber doch lächelnd an und sagte: „Ein

Staarmatz hat sein Nest da oben. Es sind Jungen darin, die wollte ich ausnehmen!"

Der Junge war gut gekleidet. Seine Art, sich zu nehmen und zu reden, zeigte, daß er gebildeter Eltern Kind war. Seine kindliche Naivetät war unbeschreiblich lieb.

„Ach," rief er aus, „Du hast Deine Hosen zerrissen, was wird Dein Vater sagen?"

Ich lachte. Seine Gefahr war vergessen.

„Was würde aber Dein Vater sagen, wenn er wüßte, Du seiest in Gefahr gewesen, den Hals zu brechen?"

„War ich denn das?" fragte er, und maß mit dem Blicke die Höhe.

„Freilich," antwortete ich. „Sieh, wenn Du da herabgestürzt wärest, Du hättest Dich todtgefallen. Dein Vater, Deine liebe Mutter würden sich zu Tode geweint haben!"

Er sah mich groß an. Sein Gesicht wurde ernst. Sein Auge, ein sprechend blaues Auge, füllte sich mit Thränen. —

„Ich darf wohl nicht mehr hinaufsteigen? Nicht wahr?" — fragte er.

„Wenn Du gerne Deine lieben Eltern kränken wolltest!"

„Ach, nein!" sagte er sehr weich. — „Aber — die Staarmatze —"

Ich setzte mich und zog ihn zu mir, denn der Knabe hatte mein ganzes Herz gewonnen.

„Wie heißt Du denn?" fragte ich.

„Adolph!"

„Nun, Adolph, denk' einmal, wenn nun ein böser Mensch käme und raubte Dich Deiner guten Mutter, Deinem guten Vater, nähme Dich mit sich hinweg, und sie wüßten nicht, wo Du seiest, ob es Dir gut oder übel ginge, ob Du lebtest oder gestorben seiest — was würden sie thun; wie würde ihnen sein?" —

Er sah mich ernst an und sagte: „Das wird kein Mensch!"

„Und wenn er es aber dennoch thäte, wie?"

„Ich glaube, sie würden sterben vor Leid!" sagte er fast weinend.

„Sieh nun, Adolph, und Du, Du wolltest doch dem armen Thierchen da oben, dem Staarmatz, seine Kinder holen, wolltest sie mit Dir nehmen. Ihre Eltern haben sie ja auch so lieb, wie die Deinen Dich. Würden sie sich nicht auch zu Tode gehärmt haben? — Sieh, wie sie schreiend vor Angst um den Baum schwirren und kreisen, weil sie Dich sahen, wie Du unbarmherzig und unmenschlich ihre Kinder rauben wolltest. War das recht, war das schön von Dir?"

Er reichte mir seine Hand. Ein Paar helle, große Thränen rieselten über die blühende Wange herab. „Nein," sagte er, „ich will es nie mehr thun!" Er wandte sich nun an die, um uns noch immer herumkreisenden Vögel. „Seid nur ruhig, ihr Vögelchen," sagte er. „Eure Jungen hätten's gut gehabt, ich hätte sie mit Semmel und Fleisch gefüttert; aber nun — weil ihr so klagt, will ich sie euch daraus nicht nehmen. Bist Du mit mir zufrieden?" fragte er mich.

Ich drückte das herzliche Kind an meine Brust, und küßte es mit dem innigen Wunsche, daß des Schicksals und der Liebe Sonnenblicke diese herrliche Knospe möchten zur herrlichen Blüthe werden lassen, und nie der Wurm des Bösen an ihr nage.

„Willst Du nicht mit mir gehen!" bat er mich jetzt. „Mütterchen macht Dir Deine Hosen wieder!"

Ich aber mochte nicht zudringlich sein, obgleich ich von dem Kind auf vortreffliche Eltern schloß.

Er versprach mir noch, nie mehr ein Nest auszunehmen, und hüpfte dann fröhlich den Pfad entlang. Bald aber blieb er stehen — besann sich und kam wieder. „Wie heißt Du denn?" fragte er. „Vater wird mich doch fragen, wie der gute Mann geheißen."

„Wie Du, Adolph!" sagte ich, küßte ihn noch einmal, und bald verschwand er hinter dem Städtchen.

Ich saß noch eine Weile in süßen Rückerinnerungen meiner Kindheit, in wehmüthigem Andenken an meine vortreffliche Mutter,

die nun auch schon lange unter dem Rasen schlummerte. O, sie hatte ja auch, wenn des wilden Knaben Lust an den kleinen gefiederten Geschöpfen mich zum Ausnehmen eines Nestes treiben wollte, mein Gefühl angeregt; hatte mit der vollen, fast zauberhaften Ueberredungskunst der Mutterliebe der Vögel Weh und Leid geschildert, und mich nicht selten bis zu Thränen gerührt, zu dem Entschluß und Schwure gebracht, nie ein Nestchen auszunehmen. O, mit der innigsten Liebe dachte ich ihrer, mit der innigsten Wehmuth, daß sie nicht mehr war, daß ich ihre Liebe nicht mehr vergelten konnte!

Ich mußte lange mit meiner Seele in den Paradieses-Auen jener Unschuld- und Liebe-Welt geweilt haben — wie lange, das wußte ich nicht. Die Bäume aber warfen schon lange Schatten, die Heerden kehrten heim, die Leute verließen die Felder. Ich knüpfte meinen Reiseoberrock fest zusammen, daß das ziemlich große Fensterlein, durch welches meine Unterhosen so recht naseweis in die Welt hinauslugten, unbemerkbar wurde, und schlenderte auf einem Umwege dem Posthause zu.

Zu meinem nicht kleinen Erstaunen stand der Reisewagen fix und fertig vor der Thüre. Wer war froher als ich? Die Erlösung war ja nahe!

Gekrümmten Rückens kam mir der Posthalter entgegen. Er grinzte freundlich unter der schwarzen Perücke hervor und sagte: „Haben lange auf sich warten lassen!"

„Wen?" fuhr ich ihn an.

„Nun, den Herrn Justizamtmann."

„Hol' ihn der — was habe ich hier mit Eurer Justiz zu verkehren?"

„Thut nichts," fuhr der Mensch fort; „der Herr Justizamtmann warten bereits eine gute Stunde."

„Hat er Gensd'armen bei sich?" fragte ich lachend; denn ich meinte, die feinnasige Justiz oder Polizei wittere vielleicht in meiner Person ein eminentes demagogisches Genie. Ich freute mich auf das Quid pro quo. Was mußte der Herr Justizamtmann für eine

Nase machen, wenn er statt eines Kapitalreformers einen philiströsen Rath von etwa dreißig Jahren traf? — Mir das ausmalend, trat ich in die Zimmerthüre.

Aber — mein spöttisch lächelnder Mund öffnete sich weit und verweilte in dieser liberalen Stellung eine lange Weile — denn vor mir stand — — — — doch ich muß ein wenig zurückgehen in meine Jugendjahre und bleibe derweilen in der beschriebenen Stellung in der Thüre des Posthauses zu O . . . stehen. —

Meine gute Mutter war frühe, zu frühe für die glückliche Ehe, die sie mit meinem Vater geführt, Wittwe geworden. Sie hatte keine verwandte Seele mehr — außer der geistigen Verwandtschaft mit allen Edlen und Guten — auf der weiten Erde. Ich war ihre einzige Hoffnung, damals dreizehn Jahre alt. Der Fürst, gerührt von dem Unglücke der Vermögenslosen, gab ihr eine Pension, die sie wenigstens vor Mangel schützte, und auch die Mittel bot, mich auf dem Gymnasio zu erhalten, das ich in A . . . . . schon mehrere Jahre besuchte. Sie verließ die Residenz und zog zu mir nach A . . . . . Wir wohnten dort in einem Hause, das hinten hinaus einen schönen Garten hatte, an den sich mehrere Nachbarsgärten reiheten. Dieser Garten war der Ort, wo in der milden Jahreszeit meine Mutter den ganzen Tag zubrachte, wo sie arbeitete, weinte, wo wir aßen und ich in der Laube meine Aufgaben fertigte. Wir lebten so uns selbst, glücklich vielleicht, wenn nicht der Schmerz um den Gatten meine Mutter trostlos gemacht hätte und kalt gegen jede Lebensfreude. Nie werde ich vergessen diese Tage, wo ihre Liebe so ungetheilt an mir hing. Ein Jahr darauf zog in das Haus neben an uns ein seltsamer Kauz. In A . . . . . nannte man ihn nur den Hochgrauen, weil sein Kleid von dieser Farbe war. Es war ein Fremder, ein Mann von vierzig Jahren, der blos, um seinen Neffen auf das Gymnasium zu bringen, hierher gezogen war. Sein Aeußeres wäre sehr einnehmend gewesen, hätte nicht die finstere Miene, die gefurchte Stirne, das menschenscheue oder menschenfeindliche Wesen Jeden von ihm abgeschreckt. Er pflog

mit Niemanden Umgang. In seinem Garten war er immer beschäftigt, seine Aurikeln zu pflegen, die er, unbeschreiblich schön, besaß. Sein Neffe, meines Alters — ein Junge, der viel von der Art seines Oheims an sich trug und in sich aufgenommen hatte, wurde bald mit mir bekannt, und es traf sich in uns eine Seelenharmonie, wie sie selten gefunden wird. Obwohl der Alte sehr reich war, lebten Beide und kleideten sich so einfach, wie mich die Noth lehrte. Auch das brachte uns näher. Der Alte sah es sehr ungerne, wenn Albert, so hieß sein Neffe, Gemeinschaft mit Knaben seines Alters hatte. Das that aber nichts. Die Freundschaft hatte uns verbunden, und dies Hinderniß gab ihr einen geheimnißvollen Charakter, der um so mehr reizte. Zu mir kam Albert selten in's Haus. Draußen aber fanden wir uns in der herrlichen Gegend, und unsere Herzen wuchsen zusammen wie zwei Schosse einer Wurzel. Der Alte mußte es zuletzt doch erfahren haben. Er sah mich freundlicher an, wenn ich über die Mauer, die unsere Gärten schied, seine Aurikeln bewunderte. Durch mich wurde er aufmerksam auf meine Mutter. Der stille, tiefe Schmerz, der ihr so leserlich auf dem Gesichte stand, zog den Griesgram an. Es traf sich wohl, daß er mit mir sprach, mit meiner Mutter wohl auch einmal ein Wort außer dem nachbarlichen Gruße. Der Kinder Freundschaft brachte die Eltern sich näher. Noch ein Jahr entschlief im Mutterschooße der Zeit, und wir waren befreundet. Harpel, so nannte sich der alte Isegrimm, war nun ein sehr wohlwollender Mann — aber nur gegen meine Mutter und mich. Allen Anderen kehrte er die Nordseite seines Wesens zu, die rauh und unfreundlich war wie die der Waldbäume. Eine recht lautere Freundschaft umschloß uns Alle. Glücklicher war Niemand als Albert und ich.

Harpel hatte viele Bildung, große Belesenheit, feinen Geschmack. Seine Unterhaltung war geistvoll. Es diente zu meiner Mutter Zerstreuung mit ihm sich zu unterhalten. Drei Jahre noch dauerte dieses schöne, seltene Verhältniß. Wir waren reif zur Universität, Albert und ich. Die Trennung war nahe, sehr nahe. Wir ahneten's nicht.

Ich kehrte eines Tages heim von einem Spaziergang und fand meine Mutter, vor dem Bilde meines Vaters kniend, in heftigem Weinen. Ich trat sanft tröstend zu ihr und umschloß sie mit meinen Armen, sie zu ihrem Sitze zurückführend.

„Wir reisen erster Tage nach Jena ab," sagte sie, nachdem sich ihre Thränen gemildert hatten. „Albert geht nach Heidelberg."

„Heidelberg?" stammelte ich.

„Ja, Adolph!"

„Und warum nicht auch wir, theuere Mutter? — Was hindert uns? Warum sollte das schöne Band, was uns vereint, getrennt werden?"

„Es muß sein, Adolph!"

„Muß? Theuere Mutter, ich begreife Sie nicht!" —

Da fiel sie mir um den Hals und klagte weinend: „Harpel habe ihr seine Hand geboten und sie habe sie ausgeschlagen, da sie nie mehr die Gattin eines Anderen werden könne; Harpel würde des anderen Tages wahrscheinlich abreisen."

„Ich habe einen der edelsten Menschen von mir geschencht!" seufzte sie, „einen Freund für Dich."

Das traf mich seltsam und zugleich schwer. Ich eilte zu Albert. Er wußte es.

„Aber warum will Dein Oheim fort? — Albert!" — fragte ich.

„Laß ihn!" sagte er. „Er ist ein sehr edler Mensch, der aber seltene Grillen hat."

„Die Wege seines Schicksals sind keine Rosenpfade gewesen, Adolph, glaube mir's. Er fühlt es, daß das bisherige schöne Verhältniß zwischen Deiner Mutter und ihm nicht mehr so fort bestehen kann wie es bisher war. Er achtet sie sehr hoch. Ueber die Tage jugendlicher Liebe ist der Mann hinaus. Noch innigere Achtung für Deine Mutter nimmt er mit sich hinweg — denn in ihrer Seele lebt Dein Vater — in seiner eine alte Liebe — eine unglückliche." —

„Wir müssen ihm ein Opfer bringen! Wir sehen uns ja wieder."

Wir schieden. Er ging nach Heidelberg — wir nach Jena. Harpel aber nahm Abschied von meiner Mutter in seiner alten Art. Verstellung kannte er nicht. Das Scheiden war mir unaussprechlich schwer geworden. Ich lebte in Jena als Einsiedler ein halbes Jahr. Da klopfte es eines Sonntagsmorgens an unserer Thüre, und — Harpel trat herein mit Albert.

„Wir suchen die alten Freunde wieder!" rief er freudig aus. „Nun, liebe Freundin — dort in Heidelberg hat der liebe Gott ein Paradies geschaffen; aber ich war wieder allein, und der Junge da auch. Wir kommen wieder, um hier zu bleiben und Freunde zu finden!" —

„Amen!" sagte mit einem recht fröhlichen Gesichte die Mutter. — Das Mißverhältniß war vergessen, aber die alte Freundschaft nicht.

Im glücklichsten Vereine lebten wir, bis das ominöse Triennium an seiner Grenzmarke stand, die Testimonia der Sitten, des Fleißes et caetera in sicheren Händen lagen: da fiel zum zweiten Male die Trennung schwer auf's Herz. Es mußte sein. Harpel reiste mit Albert in die weite Welt hinein — ich in's kleine Miethstübchen in die Residenz, alldorten im Schweiße meines Angesichtes mein Corpus juris zu tractiren und mich so zum Examen vorzubereiten, das mir gerade vorkam wie die Teufelsbrücke, die Albert jetzt über Kurz oder Lang selbst in natura zu passiren das Glück haben sollte.

Der Tag der Trennung war ein sehr wehmüthiger und schwerer Tag. Es lag ein dumpfes, düsteres Schweigen über uns, und eine Beklommenheit auf unseren Herzen, die fast unerträglich war. Es war, als gälte es einen Abschied am Grabesrande! Und theilweise war es wirklich an dem. Es war jetzt das erste Mal, daß ich Harpel'n weinen sah.

„Ich hoffe Sie wiederzusehen," sagte er, die Hand meiner Mutter drückend. „Ist's hier unten nicht mehr, so ist es oben im

Vaterlande!" Mich drückte er an's Herz und segnete mich wie ein sterbender Vater. Albert wollte mich nicht lassen. Fast mit Gewalt riß ihn Harpel los und rief, selbst mit wankender Stimme: „Albert, sei ein Mann!"

Wir schieden schweren Herzens.

Das Schicksal riß mich hin und her, bis ich endlich ein Stücklein eigenes Brod aß. Meine gute Mutter erlebte diese Freude noch — aber nicht lange. Die Leiden des Alters, Frucht eines Lebens voll schwerer Prüfungen, betteten ihr endlich das letzte Ruheplätzchen. Ich stand allein. Oft hatte sie gewünscht, Enkel auf ihrem Schooße zu wiegen — der Wunsch blieb unerfüllt, weil ich kein weiblich Wesen bisher gefunden, das mich hätte beglücken können. In meinem Aemtchen wirkte ich still und sorglich. Von Albert kam selten Kunde. Die letzte vor dem Ausbruche des Freiheitskampfes war aus Neapel, wo er mit dem Gedanken umging, an der Hand seines wackeren Oheims Sicilien, dann Griechenland zu durchwandern.

Da kam die schwere Zeit des Gerichts über den Gewaltigen, den die Welt lästerte und jetzt erst ehren lernt. Deutschlands Binde fiel, seine Fesseln brachen, seine Jugend griff zum Schwerte, seine Siegesfahnen wehten. Konnte ich im warmen Neste bleiben und die Feder führen, während Tausende den Flammberg schwangen? —

Nein, es war unmöglich. Ich zog mit den Schaaren in's Feld. Das Kriegsleben gefiel mir. Eine Weile schwankte meine Wahl zwischen Schwert und Kiel. Das Erstere behielt den Sieg. In den letzten Gefechten vor Paris war ich so glücklich, den Prinzen eines fürstlichen Hauses aus den Händen der Feinde zu retten. Paris fiel — der Friede kam — seine Palme blühte wieder in Deutschlands Gauen. Wir kehrten heim.

Die alte Fabel von Fürstendankbarkeit blieb keine Fabel bei mir. Jahre wohl zog ich am Joche des Aktenwagens auf der holprichten Bahn des Geschäftslebens. Ich hatte den Prinzen vergessen. Da las ich in öffentlichen Blättern, daß er die Herr-

schaft seines Ländchens angetreten — und bald kam ein Brief mit ungeheuerem Siegel, der mich in die Ferne zu ihm berief, und mich höher stellte, als ich je in den ehrgeizigen Jugendtagen geträumt.

Sonächst fünf Jahre waren hingegangen, und von Albert war keine Kunde mehr zu mir gelangt. Ich hielt und betrauerte ihn für todt. Er lebte stets in meiner Seele. Ich fand Freunde wohl, dem Namen nach, im Leben oft, aber den Jugendfreund ersetzte mir Keiner. Die Verbindungen wurden weder so innig, noch so dauerhaft, noch so edel, wie jene gewesen, zumal auf meiner späteren Stelle, wo so oft, wo so Viele meiner bedurften. Da schloß der kahle berechnende Verstand die Menschen an mich — aber das warme Herz nicht. — Zu meinem Glücke fehlte mir Albert. Ich hatte alle Anlage zu einem alten Junggesellen, wie man sich sprachwidrig ausdrückt. Die Weiber, die ich jetzt sah, benahmen mir die Luft, ein ähnliches Schicksal mir zu bereiten. Zwar war ich eben kein Aesop der Figur nach, wiewohl auch kein Adon — item ich konnte wohl als ein stattlicher Heirathscandidat gelten, und es schien mitunter, wenn ich recht in den Augen las, als hätten die Mädchen nichts gegen solches Eigenlob einzuwenden. Sie gefielen mir aber nicht, und so blieb ich — Junggeselle, bis zum dritten Male die Null in meinem Alter prunkte.

Um diese Zeit geschah es, daß Eingangs erwähntes Geschäftchen mich aus der fürstlichen Kammer in den Wagen trieb, und ich nach O.... in das Posthaus kam — wo geschah, was erzählt worden bis dahin, wo ich in der Thür offenen Mauls und starr vor freudigem Erstaunen stand — denn vor mir — stand — Albert, mein Albert im hechtgrauen Kleide wie sein Oheim Harpel, blühenden Ansehens, heiteren Blickes — mit einem honetten Schmeerbäuchlein, und an seiner Hand der Teufelsjunge, der mir zur zerrissenen Hose half.

Wie gesagt; wir Beide standen sprachlos vor einander, ein Jeder hatte das Wort auf der Zunge: „Steh'n die Todten auf!?" allein Keiner konnte es verlautbaren.

Der Kleine aber nistelte sich an mich, schlug meinen Reiserock auseinander und rief: „Siehst Du, Vater, so hat er die Hosen zerrissen!“

Dieses Wort riß den Starrkrampf von der Zunge.

„Adolph! Albert!“ Wir lagen uns am Herzen, und das Maulaufsperren war nun an den Herrn Posthalter respective übergegangen. —

„Du lebst noch?“ fragten wir uns Beide und schlossen uns auf's Neue in die Arme, gleich als wollten wir's fühlen mit dem Tastsinn und so die theuere Wahrheit zu Kopf und Herzen führen.

Wie es in solchen Silberblicken des Lebens ist, so war es hier. Unsere Rede war evangelisch: „Ja, ja, und nein, nein.“ Drüber, ob's gleich nicht vom Uebel gewesen, brachten wir nichts heraus.

„Soll ich anspannen lassen?“ fragte pfiffig lächelnd der Posthalter.

„Ja!“ rief Albert, „und aufpacken dazu Alles, was der Herr hat; und in mein Haus fahren! Hören Sie wohl?!“ —

„Zu Befehl!“ brummte der und ging.

Wir aber faßten uns unter dem Arm und gingen, und kamen zu dem Prachtgebäude, das in elisischen Gärten lag, und der Kleine hüpfte jubelnd vor uns her.

An der hohen Treppe des Hauses kam uns ein junges Weib entgegen mit einem Säugling auf dem Arme, schön, wie eine von Raphael's Madonnen.

„Mutter!“ rief der kleine Adolph, „wie haben sich die so lieb!“ Er deutete auf uns.

Eine Thräne glänzte in des Weibes schönem Auge.

Sie trat auf mich zu und reichte mir die schöne Hand.

„Sie sind der Retter meines Kindes! Gott segne Sie!“ sagte sie — „mein Dank ist unaussprechlich!“

„Mutter!“ rief der Bube, „sieh' hier das Wahrzeichen!“ Und wieder gab er meine ruinirte Hose den Blicken preis.

„Er ist mehr noch, Amalia," sagte in schöner Begeisterung Albert; „er ist mein Adolph, den ich als todt beweinte. Er ist's, Amalia, zweifle nur nicht! Lege ihm den Jungen auf den Arm, daß er ihn segne! Fall' ihm um den Hals, Weib! Was zögerst Du? Es ist ja mein Adolph!"

Ich mußte weinen, wahrhaftig, weinen wie ein Kind.

Das schöne Weib legte das Kind auf meine Arme, das ich in tiefer Rührung an's Herz drückte; dann flog sie selbst in meine Arme.

„Gib ihm einen Kuß, Amalia!" rief Albert auf's Neue. „Es ist mein Alter ego!"

Und meine Lippen berührten zitternd den süßen Mund.

„Willkommen!" sagte sie dann so herzlich, so innig, wie ich das Wort nie gehört.

Ich war wie berauscht. Albert drehte sich auf dem Absatz und rief einmal über das andere Mal: „Juchheisa!"

So kamen wir in das Haus, wo Geschmack herrschte ohne Pracht und Prunk.

Jetzt erst, als wir saßen auf den Polstern des Kanapee's, ging das Fragen an, das keine Antwort abwarten kann.

Amalia führte mir den Geretteten vor.

„Wunderbare Fügung!" sagte sie mit dem Engelslaute der Stimme, „Sie haben ihren Pathen gerettet."

„Ja, ja, Adolph," rief wieder Albert, „es ist wirklich Dein Pathe."

„Aber höre, Amalia, daß Du mir nicht wieder Sie zu dem alten Knaben sagst! Das ist Dein Bruder jetzt. Du, nicht wahr?"

Da reichte sie mir noch einmal Hand und Mund, und Du und Du hieß es jetzt, und eine Freude zog in meine Brust, wie ich sie nie empfunden, die mich fast übermannt hätte.

Noch heute, wo ich an jene Tage zurückdenke, rufe ich aus voller Seele aus: „Mensch, nenne das Erdenleben nicht arm! Mag

Trübsinn Deinen Blick umnebeln, Du kannst es dennoch nicht arm nennen! Leid, Weh, Schmerz, Elend, sie sind die Schatten, die die Lichteffecte in dem Lebensbilde desto lebendiger erheben, und eben erst die Harmonie hervorbringen. Solche Tage, wie ich sie damals gelebt, sie überwiegen Jahre voll Weh und entschädigen dafür.

„Wo ist Dein Oheim, Albert?" fragte ich, als der duftende Thee seine chinesischen Wohlgerüche zu meiner Nase führte, und der Knasterdampf mit einer nie gefühlten Wonne mir über die Lippen glitt.

„Der Herr hat ihn zu den Edelsten aller Zeiten versammelt!" sagte er weich, „vor einem Jahre starb er."

„Und Deine Mutter?" fragte er mich.

„Auch sie schläft!"

„Frieden ihrer Asche!" sprachen wir Dreie, und unsere Thränen brachten ein Todtenopfer.

Wir saßen jetzt allein. Die Kinder waren von der lieblichen Mutter zur Ruhe gebracht worden.

„Erzähle, beichte!" gebot mir Albert. „Ich habe Dich gefunden, Du mußt zuerst erzählen."

Ich that's. Vor ihren Blick führte ich die Kreuz- und Querwege meines Lebens, die Blüthentage der Freude und die dornenvollen des Leidens, die mühe- und gefahrvollen des Kriegs, und die einförmigen des papierenen Geschäftslebens.

„Und nun bist Du?" — fragte Albert.

„Respect, Herr Justitiarius zu O....! Hochfürstlich — 'scher Geheimer Kammerrath!"

Er machte einen Kratzfuß, nahm sein Weib in den Arm und fragte: „Und die Frau Kammerräthin? Nicht wahr, ein Engel, wie meine Amalia? und Taugenichtse ein halbes Dutzend?"

Ich seufzte tief auf. „Nein, Albert," sagte ich, „so glücklich bin ich nicht. Noch stehe ich allein im Leben; stehe und falle mir selbst, habe Niemanden, der meine Last tragen hilft; Niemanden,

der mir meine Freuden theilen hilft — kurz, ich bin ein Hagestolz in optima oder besser in pessima Forma."

„Armer Teufel, Du," klagte er. „Nein, so darf es nicht bleiben! Heirathen mußt Du, denn ein Hagestolz lebt, hol' mich dieser und der, nur halb. Hätte mein alter Oheim diesen Engel nicht gehabt (er drückte Amalien an sein Herz), ich hätte ihn innig bedauert."

Ich wies die Sache von der Hand.

An Albert war nun die Reihe. Er erzählte, daß er mit Harpel Griechenland besucht, dann, zurückgekehrt nach Neapel, von dort England und Frankreich durchreiset, endlich heimgekehrt in's Vaterland, eine Stelle in L...., einer bedeutenden Stadt, angenommen habe. Harpel hatte bei ihm gelebt.

Endlich wurde er nach O.... als Justizamtmann versetzt, wo Harpel dies Gut gekauft, ihn zum Erben eingesetzt habe, dann, nachdem er noch wenige Jahre gelebt, im zufriedensten Alter gestorben sei. Ueber die Geschichte seiner Heirath ging er schnell hinweg.

Ich fragte danach.

„Laß das, Alterchen," sprach er; „Amalie darf nicht dabei sein."

„Warum denn nicht?" fragte sie lächelnd. „Glaube mir, Albert, ich gehe gern geistig in jene bittere und dann so schöne Zeit zurück."

„Nun, Malchen, morgen ist ja auch noch unser," beruhigte er.

„Aber warum schriebst Du mir nicht, Albert?" strafte ich.

„Habe ich nicht? — Amalie, gib Zeugniß, wie ich stündlich von ihm sprach, und oft von Dir den Vorwurf hören mußte, Adolph sei mir mehr, als Du? War's nicht so?"

Sie erröthete. „Ja," sagte sie, „Du darfst es glauben, Adolph, so war es. Er schrieb oft, und erhielt nie Antwort. Er forderte Dich in öffentlichen Blättern auf, und Alles blieb stille."

Er lief weg und holte die Blätter. „Glaubst Du, Thomas?" fragte er mich.

Nur so konnte ich es mir erklären, daß gerade in der Zeit des Feldzugs es geschah, wo ich in Galliens Gefilden lebte.

Noch lange plauderten wir traulich. Da schlug es Zwölfe und die Hausfrau trieb uns zu Bette.

Wie war mir jetzt O.... so lieb geworden! Wie war ich so glücklich. Meinen Albert hatte ich wieder. Blickte ich auf sein häusliches Glück, dann drängten sich Seufzer in meiner Brust. Konnte ich es nicht auch so haben? Hatte ich nicht durch des Fürsten Gnade mein reichliches Auskommen? War ich denn schon alt? Ich trat vor den Spiegel und besah mich, und mußte mir selbst das Zeugniß geben, ich sei noch eben jung genug zum Heirathen. Dreißig Jahre sind ja nur zehn mehr als zwanzig! Graue Haare habe ich noch nicht! Meine Zähne waren noch gut! Eine Brille brauchte ich auch noch nicht! Kurz, ich wurde an diesem Abend, wo ich Zeuge einer Engelsehe geworden, bekehrt von der Hagestolzerei. „Doch" — sagte ich zu mir selbst — „nicht Alles ist Gold, was glänzt." „Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht." Das war der kleine Asmodi, der mir das in's Ohr raunte, der Schalk. Mein Verstand erhob auch seine Stimme im hohen Rath und sprach: Apropos! Freund Adolph — zum Heirathen gehören Zweie. Wie denn nun, wenn ihn Niemand mag? He? — Der Bengel kam just zur Unzeit. Ich kratzte mich hinter'm Ohr und legte mich zu Bett, und sah mich im Traum im Schlafrock, in einer weißen Baumwollmütze, eine alte Annesibylle um mich herum keifen, einen alten Kater neben mir in behaglicher Ruhe liegen, die Pfeife dampfend, das Podagra zwickend in den Füßen, kurz, den ganzen Haushalt eines Hagestolzen comme il faut. — Dies Bild mußte mich tief ergriffen haben. Ich erwachte, und im Erwachen hörte ich den letzten Seufzer, der meiner Brust entstieg, und — die Sonne des Frühlings sah freundlich durch die hellen Fenster, und der klare Himmel versprach einen heiteren Tag.

Und er wurde es im vollsten und schönsten Sinne des Wortes, denn über uns und in uns war's ein heiterer Frühlingstag voll Luft und Licht, und Duft und Freude.

Da, wo ein kleines Bassin, von grünem, mit Veilchen und

Vergißmeinnicht reich durchwirkten Rasen umgeben, von himmelanstrebenden Pappeln und weh- und wehmüthigen Trauerweiden beschattet, erquickende Kühle auf eine duftige Geisblattlaube ausgoß, hat die liebliche Amalie das Frühstück bereitet. Albert und mein herziger Pathe riefen mich ab, und wir fanden die Gastliche in aller emsigen Thätigkeit einer wackeren Hausfrau.

Ihre Freundlichkeit würzte das Frühmal. Es mundete köstlich.

Nach dem Frühstücke besahen wir den schön und geschmackvoll angelegten, in seinen abwechselnden Partieen überraschenden Garten. Ich konnte nur bewundern.

Erst nachdem wir lange umhergewandelt, führten die glücklichen Gatten mich zu einer der reizendsten und sinnigsten Partieen des Gartens. Dicht von Jasmin und Rosen umgürtet, aus denen Trauerweiden und Cytisus sich erhoben, lag ein Gärtchen, wo die herrlichsten Aurikeln, sorgsam gepflegt, blüthen. Eine Moosbank, von einem Laubdache beschattet, lud zum Anblick in Ruhe ein.

„Das ist unser und Harpel's Heiligthum," sagte Amalie.

Albert zog mich auf die Moosbank nieder.

„Hier, Adolph," hob er an, „ist der Ort, wo Du erfahren sollst, was Dir in Harpel's Leben dunkel blieb, wo Du hören sollst, wie und durch welche Wege mich die Hand des Himmels in das Paradies meines ehelichen Lebens einführte."

„Höre also: Harpel war der Sohn überaus reicher, aber auch ebenso edler Menschen, meiner Großeltern mütterlicher Seite. Hier in diesen herrlichen Umgebungen wuchsen er und meine vollendete Mutter am Busen der Natur und der Elternliebe, geleitet von einer innigen Religiosität, auf.

Die Eltern Harpel's starben frühe. Meine Mutter kam zu entfernten Verwandten, lernte meinen Vater kennen und verband sich mit ihm. Harpel besuchte mehrere Universitäten, ohne sich zu irgend einem Berufsstudio entschließen zu können, was er bei seinem Vermögen auch nicht nöthig hatte.

Einige Zeit weilte er darauf bei meinen Eltern und fing dann

an, die Welt zu durchschweifen nach Ost, Süd, West und Nord. Und wo der Himmel das Füllhorn seines Segens ausgegossen, da blieb er, oder wo Wissenschaft und Kunst ihren Tempel hatten. So lebte er vier volle Jahre ein beneidenswerthes Leben.

Er suchte endlich sein Vaterland wieder. Dresden mit seinen Schätzen und herrlichen Umgebungen fesselte ihn. Er miethete sich eine Wohnung, die ihm die Aussicht auf die schöne Elbe bot, und führte, obwohl an keinen Ort gefesselt, das alte Leben, wenig Gesellschaft suchend, sich selbst und die Wissenschaft und Kunst.

Wieder einmal, wo er den Winter in Dresden war, erkrankte er schwer. Gerade um diese Zeit kehrte die älteste Tochter des Rathes R . . . . . , in dessen Hause Harpel wohnte, aus der Ferne heim. Sie war bei einer Tante erzogen worden, deren Tod sie der Heimath und dem älterlichen Hause wiedergab.

Harpel hatte noch nie geliebt. Einmal hatte ein Mädchen, welches er in Töplitz sah, einen Eindruck auf sein Herz gemacht; allein Harpel konnte bei seiner einfachen Art zu sein, bei seiner, trotz der vielen Welterfahrung und Weltkenntniß, großen Schüchternheit, in der Nähe des weiblichen Geschlechtes keine Gelegenheit finden, sie genauer kennen zu lernen. Er sah sie oft in der Nähe, ohne ein Wort mit ihr gewechselt zu haben. Lange noch schwebte, nachdem sie längst, unbekannt wohin, Töplitz verlassen hatte, das Bild vor seiner Seele — allein die Zerstreuungen seiner Lebensweise stellten es zuletzt wieder ganz in den Hintergrund.

Jetzt sieht er das Mädchen plötzlich als seines Hausgenossen Tochter wieder und ihr Bild nimmt den Raum wieder ein, den es einst inne gehabt.

Aber er erkrankt. Ein heftiges Fieber zerrüttet sein Wesen. Er schwebt, sich gänzlich unbewußt, am Rande des Abgrundes.

Mit edler Aufopferung nehmen sich die Hausgenossen des Kranken an. Er genießt wahrhaft elterlicher Pflege von den Menschenfreundlichen, mit denen er nie in genauem Verkehre gestanden.

Die eigene ungeschwächte Natur, im Bunde mit der Kunst

von Dresdens berühmtesten Aerzten, rettet ihn. Er genest wieder, und an seinem Siechbette findet er die edle Mutter und die noch lieblichere, jetzt zur vollendeten Jungfrau herangewachsene Tochter.

Das Band der Dankbarkeit fesselte ihn an die achtungswürdige Familie, das Band einer tiefen und innigen Hinneigung an Theodoren. Die Zeit beginnt jetzt für ihn, die unbeschreiblich selige für das liebende Herz, wo die Liebe sich, der Blume gleich, entfaltet, und plötzlich, den Gärtner überraschend, in ihrer vollen Blüthe-Prangen vor ihm dasteht. Er ist des Rathes täglicher Hausgenosse. Er kann ohne die geist- und gemüthvolle Theodora nicht mehr leben. Auch er ist ihr theuer. Sie gesteht es ihm in einer süßen Stunde, daß sie ihn in Töplitz bemerkt; sie erröthet bei dem Bekenntniß, als sei es eine Sünde. Da kann Harpel sich nicht mehr halten. Er bekennt ihr seine Liebe. Im Mädchen kämpft die Jungfräulichkeit und die Liebe den unendlich reizenden Kampf. Die Liebe siegt — sie liegt an seinem Herzen.

„Nun gingen andere Sonnen
Und andere Monden auf,
Nun war die Welt gewonnen
Für seinen Lebenslauf!"

„Wärest Du nicht ein Hagestolz, und das ein eingefleischter," bemerkte Albert, „ich würde Dir ein Bild der Tage malen, die Harpel jetzt an der Zahl dreihundert fünf und sechszig genoß; ich würde den Pinsel tauchen in die Farben der Erinnerung aus dem eigenen Jugendglück; — aber so etwas copirt der Herr Kammerrath nicht, sind auch Allotria, da in den Acten und Rechnungen Hochdesselben niemals ähnliche Exempla gefunden werden; darum schreibe ich darunter: Latus per se — weil er das am Besten versteht, und gehe in meiner Historie weiter vorwärts, indem ich à la Fortunatus einen Siebenmeilenschritt über ein ganzes Jahr hinaus thue."

Harpel hatte sein ganzes baares Vermögen in London angelegt. Wollte er sich häuslich niederlassen, so bedurfte er jetzt bedeutender

Gelder. Verschiedene, mir unbekannte Verhältnisse nöthigten ihn, selbst die Reise nach England zu unternehmen. Theodore und er waren eins. Nur bei dem Vater hatte Harpel noch nicht förmlich geworben. Er haßte die Formalitäten des altfränkischen Lebens seiner Zeit und ihre steifen reifröckigen Formen. Ueberdies schien dies ihm auch überflüssig. Der Rath R..... liebte ihn ungeheuchelt, und war nur in dem Einen Punkte nicht mit ihm einverstanden, daß er kein Amt annehmen wollte, wozu sich ihm schon oft die schönste Aussicht dargeboten hatte. Er war Kind der Familie. Seine Liebe zu Theodoren war kein Geheimniß; denn jedes Geheimthun war ihm, bei der offenen Biederkeit seines Charakters, verhaßt.

Dem Wunsche des alten wackeren Geschäftsmannes zu entsprechen, that Harpel Schritte wegen einer Anstellung und wollte, da sie einem so kenntnißreichen Manne nicht fehlen konnte, den alten Rath bei seiner Zurückkunft aus England damit überraschen.

Nach oft gefaßtem und immer wieder aufgeschobenem Vorsatze riß sich Harpel endlich aus dem Arme der Liebe und reiste ab. Sein Geld gab seiner Reise auf dem Festlande Blitzesschnelle. Nicht so war es auf dem ungetreuen Element. Aeolus und Neptun's Launen konnten Ducaten nicht beherrschen.

Eine langsame Seefahrt war ihm peinigend. Albions weiße Küste wurde ihm ein Paradies, das seine Wünsche erstrebten, indeß seine Gedanken nur rückwärts eilten zu der Geliebten.

Schnell glaubte er in England sein Ziel zu erreichen. Er hatte sich bitter getäuscht. Das Geschäft zog sich in die Länge — der Winter kam. Großbritanniens ungesundes Klima schwächte seine Kräfte. Er erlag ihm endlich. Ein schleichendes Fieber warf ihn dort im fremden Lande, mit dem Heimweh der Liebe im Herzen, auf's Krankenbett. Lange, lange litt er. Schreiben konnte er nicht, und hatte Niemanden, der für ihn hätte schreiben können, mochte auch Theodoren nicht den Schmerz machen, ihn in der Fremde, in der weiten Entfernung krank zu wissen. Den ganzen Winter hin-

durch war er krank. Der Frühling kam; seine Gesundheit nicht. Spät im Frühling, an der Grenze des Sommers erst, erholte er sich.

Im August war endlich sein Geschäft beendet. Er schrieb, er eilte, die Geliebte wieder zu finden. Er kommt in Dresden an. Er eilt zu R....'s Haus, klopft — man öffnet. Es sind fremde Gesichter, die ihn kalt begrüßen.

„Ich suche den Rath R.....!" sagte er.

„Wir bedauern, Ihnen sagen zu müssen, daß er seit drei Vierteljahr todt ist;" das ist die Antwort, die ihn niederschlägt.

„Und die Räthin?"

„Auch todt! — Wir haben das Haus erstanden."

„Und seine Kinder? Theodora?"

„Können leider nicht dienen!"

Harpel taumelt und sinkt in einen Stuhl.

Mitleidig sieht man ihn an.

Er läßt sich Alles noch einmal erzählen und eilt dann zu dem Präsidenten F.....r, einst des Rathes treuestem Freunde.

Man meldet ihn.

Es währt lange, bis er vorgelassen wird.

Stolz, kalt, mit dem Blicke der Verachtung, tritt ihm der Präsident entgegen und fragt mit schneidender Bitterkeit: „Womit kann ich dienen?"

Harpel starrt ihn an und ist keines Wortes mächtig.

„Womit ich dienen kann?" fragt noch einmal ärgerlich der Präsident.

„Um Gotteswillen!" stammelt Harpel, „was ist geschehen? Erbarmen Sie sich meiner, Herr Präsident, und lösen Sie mir das entsetzliche Räthsel!"

„Räthsel!" hohnlacht der. „Die Lösung können Sie sich selber geben!"

Noch nicht völlig genesen, greift das Alles Harpel'n fürchterlich an. Er sinkt ohnmächtig nieder.

Den Präsidenten ergreift eine sanfte Regung. Er ruft Hülfe. Man bringt den Ohnmächtigen zu sich.

Der Präsident entfernt sich. Nach einer Weile kommt er wieder.

„Wo ist Theodore?" stammelt Harpel.

Der Name erweckt wieder alle Bitterkeit in dem Präsidenten. „Nennen Sie den Namen nicht wieder!" ruft er aus. „Er ist entweiht in Ihrem Munde. Sie haben niedrig gehandelt, Sie sind ein Bösewicht, denn Sie haben das Herz eines Engels betrogen, meinen Freund in's Grab gestürzt, die Mutter getödtet, die Kinder zu hülflosen Waisen gemacht. Ihr Aussehen ist der Beleg zu dem, was das Gerücht sagte. Kehren Sie in die Arme von Londons Buhldirnen zurück. Das aber sage ich Ihnen, daß Sie nicht triumphiren können: Theodore ist glücklich verheirathet, sehr glücklich. Und — ich habe zu viel Zeit an einen Niederträchtigen verschwendet — gehen Sie und treten Sie nie mehr einem Ehrenmanne unter das Auge!" — Er wendet Harpel'n den Rücken und läßt ihn stehen.

Der ist starr. Das Gelächter der rohen Dienerschaft erweckt ihn wieder. Er zerrauft sein Haar und stürzt hinweg.

„Armer Harpel!" seufzte ich. „So wurdest Du verkannt? — Und wie war's mit ihm?" fragte ich, auf's Höchste gespannt. —

„Er flieht nach O.... hieher, und lebt in stummer Verzweiflung lange Zeit von aller Welt geschieden. Ihm konnte das Leben ja nichts mehr geben. Aber die Zeit milderte seine Verzweiflung. Das Gefühl der Unschuld erhebt ihn wieder und gibt ihn sich selbst zurück. Er forscht nach R.....'s Waisen. Er setzt ihnen, ohne daß es Jemand ahnt, woher es komme, Jahrgelder aus. Sie sind wackere Diener des Staats, glückliche Väter geworden durch ihn. Von Theodoren hörte er, sie lebe glücklich und sei Mutter von fünf Kindern. Er liebte sie noch ebenso wie einst. Seine Seele war nicht zum Vergessen geschaffen. Ich erinnere mich dunkel, daß wir Kinder ihn nur den traurigen Oheim

nannten. Er lebte lange Zeit bei meinen Eltern. Zuletzt, als meine Geschwister von den Blattern hingerafft wurden, verließ er sie nicht mehr. Und als auch mir der Wille des Himmels die Eltern nahm, da ging er mit mir hierher und erzog mich mit väterlicher Liebe. Zwischen seinen Aurikeln und mir war sein Leben getheilt und sein Herz. Aurikeln waren Theodoren's Lieblingsblumen."

„Es liegt ein dunkeler Schatten auf Theodoren," hob mit Thränen im Blick Amalie an; „ihn aufzuhellen, ist meine Pflicht. Du vergönnst es mir, Albert, nicht wahr? — Ich habe es ja aus ihrem Munde!"

Er nickte wehmüthig.

„Harpel's Abreise beugte die Treuliebende. Seine Rückkehr war ihrer Wünsche, ihrer Gebete, ihrer Hoffnungen, ihrer Reden und Träume Inhalt und Ziel. Aber sie verzögerte sich von einer Woche, von einem Monat zum anderen, und selbst kein Brief brachte Kunde von ihm. Da erfüllte stille Besorgniß, Gram ihr Herz. Ihre Thränen flossen in stiller Nacht, dann auch im Kreise der Ihren. Der Vater schwieg; aber die Wehmuth, mit der er sein Kind betrachtete, die Liebe, mit der er sie umfaßte, die Kälte, womit er von Harpel sprach, stießen einen Dorn nach dem anderen in ihr Herz.

Als nun gar der lange, öde Winter kam, und immer noch nichts von Harpel verlautete, als selbst auf des Vaters Briefe nach London die Antwort kam, man wisse nichts von Harpel, als daß er da gewesen, sein Geschäft zu negociiren, dann aber verschwunden sei — da bleichten die Rosen ihrer Wangen und das bitterste Weh zog in ihre Brust ein. Sie hielt ihn für todt. Treulos — nein, treulos glaubte sie ihn nicht, denn sie kannte den Edelmuth seines Charakters zu gut, um nur im Entferntesten den Gedanken zu hegen. Sie entzog sich jeder Freude.

Die Eltern aber hielten ihn für treulos. Ein junger Mann, der bei der Gesandtschaft in London angestellt gewesen, ein Wüstling,

hatte Harpel'n dort gekannt, und entblödete sich nicht, das Unwürdigste, dessen er fähig war, dem Edlen anzudichten.

Der alte Rath R....., dessen Gesundheit ohnedem wankte, wurde von dem Schicksale seines geliebten Kindes so tief gebeugt, daß der Gram seinen Lebensfaden zerriß.

Man hatte geglaubt, R..... sei ein wohlhabender Mann; allein nun wies es sich aus, daß er arm, sehr arm war; ja daß eine bedeutende Schuldenlast Alles aufzehrte, was die unglückliche Familie besaß.

Die Lage der Armen war schrecklich. Theodoren's Elend zwiefach. Sie lebten von den Unterstützungen edler Freunde und von ihrer Hände Arbeit. Das Mädchen war groß in ihrem Schmerz. Sie trug ihn mit wahrer Heldenstärke. Sie lebte nur für die Mutter und die jüngeren vier Geschwister.

Da raubte der Tod ihr die letzte Stütze. Die Mutter bekam ein schleichendes Fieber, das ein nahes Ende erwarten ließ. Theodorens klarer, nüchterner Blick aber sah ganz das Schreckliche ihrer Lage. Ihre Seele war groß und stark. Der Himmel gibt in solchen Prüfungen der weiblichen Seele eine Heldenkraft, deren selbst der Mann nicht fähig ist.

Um diese Zeit warb ein armer, aber sehr rechtschaffener Mann (er war bei Theodoren's Vater Registrator gewesen) um ihre Hand. Theodore sah, wie der Mutter Auge in neuer Freude noch einmal glühte. Sie sah ja die Möglichkeit, ihre Kinder vor Noth zu retten. Theodore überwand das eigene Herz. Sie errang den schwersten Sieg. Lieben konnte sie den Mann nicht, aber sie achtete, sie schätzte ihn, denn es war einer von den seltenen Menschen von altem deutschen Schrot und Korn. Sie reichte ihm am Krankenbette der Mutter die Hand. Diese starb heiter und ruhig. Das war der Lohn des Opfers für Theodoren. Ein reicher Lohn! Und die Vorsehung gab ihr einen höheren in dem stillen harmlosen Glück einer gewiß zufriedenen Ehe. Treue Freundschaft verband die Gatten, und eine innigere Zuneigung kam mit den Jahren, den Leiden und

Freuden ihres ehelichen Lebens. — „Sie hat auch vollendet!“ seufzte Amalie, und ihre Thränen rieselten.

Albert drückte sie an's Herz.

„Beruhige Dich, Theuere,“ sagte er liebevoll. „Laß mich vollenden!“

„Mit dem immergrünen Gefühle der ersten Liebe im Herzen,“ fuhr jetzt Albert wieder fort zu erzählen, „konnte nie eine andere Neigung in seinem Herzen Eingang finden. Meiner Erziehung widmete der Edle alle Kraft und alle Zeit. Als er mich reif hielt, begleitete er mich nach A....., weil er mich nie wollte allein, nie in böse Hände gerathen lassen. Wir fanden uns dort, Adolph, und die seligsten Stunden der Jugendfreundschaft genossen wir dort. Der Kinder Freundschaft befreundete die Eltern. Harpel hatte im Stillen Deine Mutter beobachtet. Sie gefiel ihm sehr wohl. „Nie,“ so sagte er später, „hat ein Mensch so meine Achtung und Hochschätzung genossen, als Adolphs vortreffliche Mutter.“ Aus dieser Achtung, aus dem Gefühle, nur in der Nähe einer so herrlichen Frau könne sein Alter erheitert werden, aus dem edlen Antriebe, für Dich zu sorgen, da er der Mutter keine Unterstützung zu bieten wagte, ging es hervor, daß er ihr seine Hand bot. Er achtete Deine Mutter wo möglich noch höher, da sie ihn abgewiesen, als früher, da er, der an aller weiblichen Treue zweifelte, hier die treue Liebe so herrlich vorfand. Es war natürlich, daß doch durch diesen Schritt, den Harpel oft bereute, ein Mißverhältniß eintrat. Er ging mit mir nach Heidelberg — dann aber, weil er sich allein fühlte selbst in diesem Paradiese Badens, wieder nach Jena, wo er wieder so heiter war, als er es in A..... gewesen. Darauf wanderten wir, wie einst der berühmte Spaziergänger nach Syrakus, mit dem Ränzel auf dem Rücken, dem Stab in der Hand, durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Sicilien, die Levante, von hier zurück nach England durch Frankreich in die Heimath. Zum zweiten Male, freilich mit sehr schmerzlichen Erinnerungen, wählte Harpel Dresden zum Wohnort. Er drang in mich, ein Amt anzunehmen.

Ich machte mein Examen, und bald wurde mir eine Stelle gegeben, wo ich die breiten Sandwege der Justiz und die Lastwagen menschlicher Narrheit und Schlechtigkeit, welche die Advocaten, für prunkende Staatswagen sie ausgebend, der ehrsamen Dame mit der wächsernen Nase ziehen helfen, kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Eine Versetzung führte uns nach Leipzig. Die Schätze der Weisheit thaten sich jetzt wieder dem alten Mann auf. Rüstig wie ein Jüngling, benutzte er, was die Universität bot, und studirte unermüdet. Oft bat er mich, mir ein trautes weibliches Wesen zu suchen, daß nicht mein Leben öde werde wie das seine; aber er rieth mir sorgsame Prüfung an und hob oft die Kraft seiner Bestimmungsgründe durch die bitteren Bemerkungen über das weibliche Geschlecht wieder auf, so daß mir bangte vor jeglicher Verbindung. Da führte ein einfaches Ereigniß — doch nein, es war ja eine Schickung dessen, der Alles wohl macht, in dessen Weltregierung nichts unbedeutend ist, eine gänzliche Umwandlung unseres Lebens herbei.

Harpel war stets ein Freund mechanischer Kunstfertigkeiten gewesen. Neben der Wohnung, die wir in Leipzig inne hatten, wohnte ein Juwelierer, ein sehr braver Mann, einst ein Schulgenosse von meinem Oheim. Es that ihm wohl, eine bekannte Seele aus der Jugendzeit, die ihm so sehr befreundet war, wieder zu finden, und andererseits zog ihn des Jugendgespielen Geschäft sehr an.

Eines Tages, wo er wieder in der Werkstätte saß, trat eine alte Frau herein und bot dem Juwelierer ein Ringlein zum Verkauf an, auf dessen Schilde die Buchstaben T. P. eingegraben standen. „T. P.," sagte der Juwelierer nachlässig, ohne zu wissen warum, und besah den Ring, der sehr wenig Werth hatte.

Theodore Pfeifer, so hieß ja die untreue Geliebte. Der Gedanke durchzuckte Harpel's Seele. Er nahm den Ring — und — er bebte — es war ein ihm wohlbekannter Goldreif, den einst Theodore getragen.

Der Juwelierer bemerkte die Bewegung Harpel's. „Was ist Ihnen?" forschte er ängstlich. „Kennen Sie den Eigenthümer?"

Harpel fragte die Frau, woher sie ihn habe? —

„Er gehört einer armen, kranken Wittwe, die mit fünf Kindern am Hungertuche nagt," sagte die Frau.

„Und sie heißt?" —

„Theodore Pfeifer."

„Heiliger Gott! wo wohnt sie?"

Die Frau bezeichnete ein abgelegenes Gäßchen, das Harpel nicht kannte.

Er nahm den Ring und bat die Frau, ihn zu der Kranken zu führen.

Albert sah auf Amalien. Sie saß da mit einem Gesicht, auf dem stille Wehmuth und doch eine freudige Erhebung der Seele geschrieben stand. „Willst Du mich ablösen?" fragte er sanft.

Sie nickte.

„Ehe ich den Faden aufnehme, wo ihn mein Albert fallen ließ," sagte sie, „muß ich etwas aussprechen, was Du, Adolph, vielleicht schon ahntest — Theodore war — meine Mutter."

„Deine Mutter?!" rief ich erstaunt aus. „O, ich bitte Dich, fahre fort, liebe Amalie!"

„Mein Vater war seit drei Jahren todt," nahm sie das Wort, „als das Erkennen des Ringes in Harpel's Seele die alten Empfindungen weckte. Mit Armuth hatte er gekämpft alle die Tage seines Lebens. Armuth war unser Erbtheil, als er starb. Der Mutter kunstfertige Hand ernährte uns kümmerlich, bis ich, herangewachsen, sie unterstützen konnte. Da wurde unsere Lage in etwas besser. Allein der Brüder Unterricht, der Miethzins, die vermehrten Bedürfnisse meiner heranwachsenden Geschwister forderten mehr, als wir leisten konnten. Die trübe Aussicht in die Zukunft erfüllte der Mutter Seele mit Kummer. Der Kummer nagte an ihrer Gesundheit. Sie erkrankte. O, sie werde ich nie vergessen, diese Tage einer unaussprechlichen Noth! Nur der feste Glaube an den allwal-

tenden Vater im Himmel, den die Mutter so fest in meine Seele gepflanzt, hielt mich aufrecht in dieser schweren Zeit. Der Arzt, der meine Mutter behandelte, war kein Menschenfreund. Möge es ihm Gott vergeben, wie er an uns Armen handelte! Ich mußte ein Stück unseres kleinen Besitzthums nach dem anderen verkaufen, um seine Forderungen zu befriedigen. Und doch war er ja das Werkzeug, durch dessen Härte der Weltregierer uns die Hülfe sandte. Der Ring der Mutter war das Letzte, was ich zu verkaufen hatte. Sorgfältig hatte ich es ihr verhehlt, denn mir hatte sie den Ring am Tage meiner Confirmation gegeben. Er war mir heilig, und doch — o, es kostete mich bittere Thränen — mußte er verkauft werden, um Brod für die kleineren Geschwister anzukaufen.

Die Dämmerung, die Zeit des Tages, wo das kummerbelastete Herz tiefer sein Weh fühlt, war gekommen. Die Mutter schlummerte im Kämmerlein. Ich saß in Thränen mitten unter meinen Geschwistern und wartete mit pochendem Herzen auf die Wiederkunft unserer braven, aber gleich uns armen Hausfrau. Da öffnete sich die Thür, und ein Mann in einem hechtgrauen Kleide stand auf der Schwelle.

Er sah mich an — er zitterte — er rief mit bebender Stimme: „Theodore!“ und breitete die Arme gegen mich aus.

Eine unbeschreibliche Angst ergriff mich. Was wollte der Fremde? Was suchte er? — Meine Verlegenheit war ohne Grenzen.

Erbleichend stand ich auf.

Da ließ er die Arme sinken — es schien, als erwache er aus einem Traume — Thränen rollten aus seinen Augen. „O mein Gott! mein Gott!“ sagte er weich, „ich habe mich ja getäuscht!“ Er wischte die Thränen weg, fuhr mit der Hand über das Gesicht und suchte sich zu fassen. Es mochten so einige Minuten vergangen sein, da richtete er das auf die Brust gesunkene Haupt empor, trat mir näher, reichte mir die Hand und sagte mit rührendem Ausdruck: „Erschrick nicht, Kind, ich komme in guter Absicht. Wo ist Deine Mutter?“ —

Ich erzählte ihm, ermuthigt, was er wissen wollte. Er zog mich neben sich auf einen Stuhl. „Kind," sagte er, „sei offen, was bedarf sie, was Ihr? Sprich, ich bitte Dich!"

„Brod, ach, Brod!" baten die Kleinen.

Er ging wankenden Schrittes hinaus zu der Frau, die ihn geführt. Dann kam er wieder.

„Hast Du nie den Namen Harpel gehört?" fragte er.

„Harpel?" rief ich, und fuhr entsetzt zurück.

„Du erschrickst?" sagte er wehmüthig. „Ich bin der Harpel. O erschrick nicht. Glaube an das Edle und Heilige im Menschen!"

Ich konnte mich nicht erholen von meinem Schrecken; aber doch flößte mir der Mann Vertrauen ein.

Da rief die Mutter.

„Schweig' noch!" bat er, und ich ging.

„Ach," sagte sie zu mir, „ich habe schön geträumt. Gott sandte einen Engel zur Hülfe für Euch. Es war Harpel. Ich hörte ihn meinen Namen rufen."

Ich zitterte; das sah sie.

„Sei ruhig, Amalie, ich rede nicht irre!"

„Das nicht, liebste Mutter," rief ich. „Der Engel ist da." —

„Da?" fragte sie und richtete sich auf. „Harpel da?"

Da ging die Thür auf und Harpel stand vor ihr.

Ich vermag nicht die Scene zu schildern, deren Zeuge ich war; aber es war ein heiliger Moment, wie Harpel vor dem Bette niederkniete, und in stummer Rührung ihre Hand küßte und mit seinen Thränen benetzte. Auch meine Mutter weinte.

„So nah am Ziele?" sagte sie endlich. „So nah am Ziele!"

Harpel richtete sich auf. Sein Auge glänzte in einer heiligen Begeisterung. „Ich danke Dir, Gott," sprach er, „ich danke Dir; die Stunde ist da, wo Du zum Lichte führst!"

Jetzt setzte er sich nieder. O, meine Mutter lebte neu auf.

Ich war zu tief ergriffen, ich mußte hinweggehen, und im

Gebete mein Herz erleichtern, indeß die Geschwister aßen und sich leise zur Ruhe begaben.

Als ich zurückkehrte, ruhte der Mutter Haupt an Harpel's Herzen, und Beide weinten.

Harpel zog mich zu sich.

„Er ist rein und edel, meine Amalie, wie ich an ihn geglaubt!" sagte die Mutter.

So munter, so stark war sie lange nicht gewesen.

Harpel ging spät weg.

O wie dankten wir Alle dem Helfer in der Noth, der keines bedrängten Herzens Gebet unerhört läßt.

Am anderen Morgen kam er wieder. Er brachte zwei Aerzte. Er sorgte für Alles. Er gab so reich, daß ich fast niedergedrückt wurde von einem namenlosen Gefühl. Aber er gab wie ein Vater. „Meine Kinder seid Ihr jetzt," sagte er. „Ich sorge für Euch."

Und er that's wie ein Vater; aber nicht lange genoß die gute Mutter die Freude, Harpel'n gereinigt von aller Schuld zu wissen. Sie starb an seinem Herzen.

Albert unterbrach die weinende Amalie. Sie ging hinweg. „Ja, Adolph," sagte er, „sie starb an seinem Herzen. Vergeblich wäre es, den Schmerz zu schildern, den er empfand. Doch in den Schmerz mischte sich das süße Gefühl, daß er rein vor ihr gestanden, daß sie ihm ein Herz voll heiliger Liebe bewahrt, daß sie an seinem Herzen gestorben war."

„O nun habe ich droben noch einen Engel, der meiner in Liebe harret," sagte er zu mir. Sein Schmerz war still, darum desto tiefer.

Obwohl er mich von Allem unterrichtete, so war ich doch nicht zu der Familie gekommen. Ich hatte ihn darum gebeten; allein ich sah, daß er es nicht gerne gehabt. Warum? das konnte ich nicht ergründen. Am Tage vor der Beerdigung nahm er die Kinder und führte sie hierher, und trauerte mit ihnen. Ich ehrte seinen Schmerz und blieb noch einige Zeit in Leipzig. Ich hatte dort Alles besorgt,

was nöthig war. Vierzehn Tage darauf fuhr ich hierher. Vor dem Thore des Städtchens begegnete er mir. Er führte zwei Knaben mit sich, herrliche Jungen.

Sehr froh begrüßte er mich. „Komm, Albert," sagte er, „und begrüße die Kinder. Sie sind meine Söhne. Es ist Frieden in meiner Brust, theuerer Albert. Ein neues Wirken eröffnet sich vor mir."

Wir kamen im Hause an.

„Amalie!" ruft er, und — meine Amalie tritt herein, geschmückt mit allen Reizen der neunzehn Jahre.

Eine Flammenröthe übergießt ihr Gesicht wie das meine. „Das ist Albert," sagte er zu ihr.

„Sieh Albert, hier Deine Schwester Amalie!"

Ich trat zögernd auf die Liebliche zu.

„Gib ihr den Bruderkuß, Albert," rief der Oheim.

Ich that's, Adolph. Aber der Kuß entschied über mein Leben. Ich blieb vierzehn Tage in O.... Es waren selige Tage, denn Amalien's Herz neigte sich zu mir in keuscher heiliger Liebe, und nun ging mir das Licht auf, das das Leben verherrlicht und mir seine wahre Bedeutung erschloß. Harpel war sehr, sehr glücklich.

Ich mußte nach Leipzig zurück. Harpel eilte nach Dresden. Es gelingt ihm, die Versetzung des Justizamtmannes zu bewirken, der längst darum angesucht.

Kaum ist er wieder in O...., so erhalte ich Briefe, schnell Leipzig zu verlassen und zu ihm zu kommen.

Ehe ich noch abreiste, kam der alte Juwelierer und besah alle meine Mobilien.

„Im Auftrage des Oheims!" sagte er.

Was das sollte, wußte ich nicht.

Ich kam hier an, Amaliens Liebe war mein Himmel.

Da kommen Wagen mit Effecten — es sind die meinigen aus Leipzig.

„Was soll das, lieber Oheim?" frage ich.

Er lächelt, zieht ein Papier heraus, reicht es mir — und — es ist meine Bestallung als Justizamtmann hier.

„Na," ruft er, mich an seine Brust drückend, „wie ist's? Gratulire! Aber Du Kerl bist ja toll, was starrst Du das Papier so an?" —

Ich konnte nicht reden. Allein bald fand ich mich.

Ich flog an seine Brust. „Eins fehlt mir noch, theuerer Vater," rufe ich aus.

„Fehlt?" spricht er lachend. „Ist doch der Mensch die unzufriedenste Seele, die ich kenne." —

„O theuerer Oheim!" —

„Na, was fehlt Dir denn?" —

„Meine Amalie!" platze ich heraus.

„So?" — scherzt er — aber die hellen Thränen standen ihm in den Augen, die Freudenthränen, Adolph. — „So? — Ist das Dein Ernst? — Und wie steht's denn bei Dir — Malchen?" fragt er sie, die nicht weiß, wo sie ist. —

„Kommt, Kinder," rief er aber plötzlich, übermannt von seinem Gefühl, „Ihr liebt Euch! Gott segne Euch!"

„Da lag sie an meiner Brust, Adolph, und er umschlang uns, und die Seligkeit des Himmels wohnte in unserer Brust. Sie wurde meine Gattin — der Schutzgeist meines Lebens, der Engel, der mir täglich neue Blüthen auf den Lebenspfad streut. Sieh, so kam mein Glück mit Riesenschritten, und blieb Gottlob bis heute. Noch zwei Jahre lebte Harpel. Er und Du, ihr waret Pathen bei meinem Aeltesten. Er wurde wieder jung, Adolph. Er trug den Knaben, er spielte mit ihm, er war glücklich wie ein Kind.

„Ach," sagte er oft, „mir ist's als könne ich nun in Frieden von dannen ziehen — und doch Eure Liebe fesselt mich an's Leben, daß ich mit Seufzen an die Stunde denke, wo des Herrn Stimme ruft!"

„Amalie trug ihn aber auch fast, wie man sagt, auf den Händen. Ihre Brüder versorgte er, und was er nicht vollenden konnte, ist jetzt meine Sache.

„Drei Jahre lebte er im Schooß unserer Familie, dann entschlief er, um zu einem beseligenden Wiedersehen jenseits zu erwachen, und dort geläutert vor Allen in der Liebe Aller beglückt zu werden."

„Frieden seiner Asche!" sprach ich gerührt, als Albert geendet hatte.

„Laß uns Amalien suchen," bat er. Wir gingen. In einer stillen Laube saß sie und weinte der Erinnerung Thränen, und der kleine Adolph küßte sie ihr weg.

Auch ihre Ruhe und Heiterkeit kehrte wieder, und in der Mitte dieser Menschen, in der Erinnerung der glücklichen Jugendzeit schwanden mir drei Wochen wie drei Tage.

Mit Mißbehagen vernahm ich den Ruf der Pflicht. Hier war ja so gut sein. O, hätte auch ich mir da eine Hütte bauen können!

Ich mußte ziehen.

Schweren Herzens schied ich von dem Wiedergefundenen, dem Treuen. Nur der Gedanke, daß ich auf der Rückreise länger weilen könne, machte mir den Abschied weniger schwer. Thränen und Segenswünsche begleiteten mich.

Meine Reise war einförmig und ohne großes Interesse. Ich hatte aber so viel zu sinnen, zu erwägen, zu bedenken, — daß ich dennoch vergnügt in dem Orte meiner Bestimmung eintraf. Es kostete mich schwere Kämpfe, bis ich die Scheintraulichkeit der politischen Gemüther mir beilegen konnte. Es mußte sein. Mein Glück war es, daß ich mit redlichen Männern zu thun hatte. Ich war so glücklich, schnell, sicher und erwünscht meinem Ziele nahe zu kommen, und mir nebenbei die Gunst des Ministers, mit dem mich mein Beruf zusammenbrachte, zu erwerben. Dies brachte mir Einladungen die Fülle.

Nur eine nahm ich gerne an — bei dem Staatsrathe v. H...., und das aus einem besonderen Grunde — den ich — jetzt ohne zu erröthen, bekennen darf; die Tochter des Staatsrathes hatte eine Gesellschafterin — mehr eine Busenfreundin, die mir mein Hagestolzenthum zu verleiden anfing. Dieses Mädchen, ein Inbegriff der

Liebenswürdigkeit, hatte mein Herz gewonnen beim ersten Anblick. Vielleicht trug es viel dazu bei, daß sie mit Alberts Amalie in ihren Zügen eine entfernte Aehnlichkeit, in ihrem Thun und Lassen, in der Art, sich zu benehmen, eine entschiedene hatte. Ob sie mir gut war; — Ihr Blick ruhte oft lange auf mir, wenn sie sich unbeachtet glaubte. — Redete sie mit mir, so war sie sehr beklommen, und der sonst sprudelnde Witz stockte — diese und viele andere Zeichen wollten mir fast Muth zum Glauben geben, sie sei mir gut. Was sollst du lange auf's Liebeln warten — dachte ich — frisch gewagt, ist halb gewonnen. Ich kleidete mich gut und ging zum Staatsrath, in der Absicht, entscheidende Schritte zu thun. Ich mußte auch eilen, denn meine Geschäfte waren beendet; ich hatte erreicht, was ich wollte, vollkommener, als die Excellenz daheim geglaubt, und meine Abreise war nahe.

Ich fahre vor des Staatsraths Wohnung vor.

„Excellenz sind nicht zu Hause!" sagte der Portier.

„Und wohin denn?" —

„Auf's Land!"

„Und Frau Gemahlin?"

„In's Bad mit Fräulein Julie!"

„Donnerwetter!" fluchte ich und ließ umkehren. „So macht mir das Schicksal einen Querstrich!"

Jetzt war ich ärgerlich. „Fort!" rief ich. „Hier ist nichts. Du bist zum Hagestolzen verdammt. Alter Narr, wie konntest du auch glauben, das blühende Mädchen liebe dich? Pah! Laß fahren!"

Den Tag darauf rollte mein Wagen zum Thore hinaus. In O . . . . hoffte ich Erheiterung. Ohne Fährlichkeiten erreichte ich es. Albert wußte nicht, daß ich kam. Ich wollte ihn überraschen. Leise schlich ich zur wohlbekannten Gartenpforte hinein durch die verschlungenen Gänge zu Amaliens Lieblingslaube am Teiche. Dort dachte ich beide Gatten zu finden.

Als ich mich leise nähere, höre ich Stimmen, die ich nicht

recht unterscheiden konnte. Ich schlich näher. Amaliens Stimme erkannte ich, die andere nicht. „Horchen ist verboten!" sprach mein Gewissen, aber — jetzt erkannte ich die andere Stimme auch, und mein innerstes Wesen erbebte. Es war ja die Engelsstimme Augustens, die ich bei dem Staatsrathe gesehen — geliebt — — die Gedanken vergingen mir, denn ich hörte folgendes abgebrochene Gespräch:

„Und er zeichnete Dich aus?" fragte Amalie.

„Ja," lispelte Auguste.

„Er ist ein edler, guter Mensch, Schwester (man vergebe das Selbstlob, das jedoch rebus sic stantibus, kein Selbstlob ist), der ein Weib glücklich machen wird. Du wirst ihn bald wiedersehen. Freust Du Dich?"

„Ach ja," lispelte der Engel wieder und umschlang die Schwester.

Da aber konnte ich mich nicht mehr fassen. Ich stürzte in die Laube zu ihren Füßen und bekannte meine Liebe. Die Ueberraschung, der Schrecken war groß — aber ich hatte ja gelauscht und Amalie legte sie an mein Herz — und — der Hagestolz wurde — was er noch ist — der glücklichste Gatte, ja, bei Gott, der glücklichste!"

Mit dem Ausrufe: „Ja, bei Gott, einer der Glücklichsten!" schloß ich meine erste Historie, und wollte damit nur sagen, wie unendlich glücklich ich mich als Gatte von Amalia's Schwester, die in Allem ihr Ebenbild ist, fühle. Daß ich aber am Schlusse der Historia Vieles übersprang, was zwischen dem Tage meiner Abreise aus O . . . . und meiner Verheirathung lag, ahnete vielleicht Niemand, zumal man geneigt sein möchte, zu glauben, was ich erzählt, sei eine bloße Aufschneiderei, oder, mich technisch auszudrücken: so eine Art von Romänchen. Dagegen muß ich doch mit dem ehrlichsten Gesichte von der Welt und der Hand auf dem

Herzen protestiren! Ich bin keineswegs der Mann, der den lieben Leuten etwas aufbindet. Ich habe aus meinem Leben jene Lichter und Schatten treu und redlich abconterfeit, und wer mich kennt, glaubt mir's auf's Wort schon.

Was ich aber dort zu erzählen versäumt, hole ich gewissenhaft nach, so wie es sich ereignet, ohne daß ich der Putzmacherin Phantasie erlaube, auch nur Eine ihrer gemachten Blumen dem Kindlein in die Locken zu stecken.

Ob ich in O . . . . bei meiner Holden, bei meinem Albert, meiner Amalie und all' den Herrlichen glücklich war? — Darnach wird wohl Niemand fragen, weil es Latus per se wäre. Ich war's im Superlativ. „Bräutigam!" du Wort voll Seligkeit! du Namen, der nur allein die Seele meines Freundes, des Medicinalrathes Friederici, des Eingefleischtesten aller Hagestolze, ohne Wonne lassen kann! — Dich hörte ich von den Lippen, den Rosenlippen meines Mädchens säuseln, und jeder Nerv bebte, und mein Herz schlug in lauter Vierundsechzigsteln. Ich schäme mich gar nicht, es zu sagen, daß das liebliche Wesen tausendmal mir den süßen Namen geben mußte. O, lachet nicht, Ihr Alltagseelen, die Ihr Euren Bund schlosset mit Kratzfüßen und „Erlauben Sie's!" Ihr begreift der Liebe Seligkeit nicht, weil sie eben nicht zu begreifen, nicht Sache des Verstandes, sondern des Herzens, des Gefühls ist; aber wenn ein Glücklicher es liest, dem die Rosentage noch lächeln, oder der eben noch mit stiller Lust in sie zurückblickt wie — in ein verlornes Paradies — der wird mich verstehen und nicht lachen, und entweder sagen — „Ja, ja, so ist's!" oder mit einem tiefen Seufzer: „Fuimus Troës!" Blitzschnell flogen die Tage hin, und meine Urlaubszeit eilte ihrem Ende zu. Der Bräutigam fluchte auf den Kammerrath wie ein Bootsknecht, und konnte ihn doch nicht abschütteln, weil der Ehemann in spe ihn gar zu nöthig hatte. Die Thränen im Auge meiner Braut drückten mir fast das Herz ab — und doch mußte ich weg, um daheim Alles vorzubereiten, einzuleiten et caetera.

Der Abschied bleibe ungeschildert. Jeder, der einmal glücklich

geliebt, greife in seinen Erinnerungskasten, und er wird gewiß ein treues Conterfei finden.

Erst nachdem die Thürme des Residenzchens mir wieder entgegen sahen, wurde ich ruhig, denn der Kammerrath gebot eine Weile dem Liebenden Ruhe.

Es war ein heiterer Sommermorgen, da ich zum Thore hineinrollte und tausend Willkommen empfing von allen Seiten.

In ganz anderer Stimmung trat ich über die Schwelle meines Hauses, als ich über sie hinausgeschritten war vor wenig Monaten. Mein alter Conrad wußte nicht, was er sagen sollte, denn sein Herr lächelte, und sah ihn doch nicht an, erwiederte doch seinen herzlichen Gruß nicht. Er beschwerte sich nachher darüber. Der alte Narr wußte nicht, daß ich jetzt im Geiste meine Braut in mein Haus führte! —

Kaum umgekleidet war ich, da trat schon der Secretär Sr. Excellenz herein.

„Excellenz haben des Herrn Kammerraths Ankunft vernommen," — sagte er pathetisch, „und —"

„Werde sogleich die Ehre haben" — erwiederte ich, und das Männlein huschte hinaus.

Excellenz lagen auf der Ottomane und sahen recht lüstern nach den Novitäten aus.

„Grüß Sie Gott, lieber Kammerrath! Endlich? — Na setzen Sie sich zu mir und referiren Sie haarklein — ich brenne vor Begierde."

Ab ovo begann ich, die lange Brühe anzurühren, legte die Documente vor — und von Minute zu Minute wurde das gelbe hohe Antlitz freudiger.

Als ich geendet, drückte er mir die Hand und sagte mit dem allergnädigsten Gesicht: „Ihre Gesandtschaft ist herrlich geendet. Das errungene Ziel macht Ihnen Ehre. Sr. Durchlaucht vollste Zufriedenheit und mein Dank spricht sich in diesem aus." —

Wie wurde mir's? — Eine goldene Tabatiere — und — ein Patent im größten Formate lag in meiner Hand. —

Se. Excellenz geruhten sich an meiner Verlegenheit zu ergötzen.

„Nun, wie steht's, mein werther Geheime Regierungsrath?" fragte er fein lächelnd. „Gratulire! — Ihr eifriger Dienstfleiß wird Ihnen die Bahn der Ehre noch öfter öffnen!"

Ein gnädiger Wink — und ich — ging — ? — Nein, ich rannte wie besessen von dannen.

„Kann ich Dir gratuliren, Brüderchen? fragte der Medicinalrath Friederici, ein Universitätsfreund von mir und Albert, indem er in meine Stube trat und mir die Hand reichte, mich herzlich willkommen zu heißen; aber die Antwort auf seine Frage konnte er nicht abwarten. „Hast's infam lang gemacht, Adolph," sagte er; „da bin ich herumgezogen die lange Zeit her, von einem Siechbette zum anderen, habe das Volk auf die Beine und unter die Erde operirt und kurirt, und war immer mißfidel, denn die ledernste Langeweile plagte mich, weil Du nicht da warst, und — hol' mich der — ich habe seitdem keine Pfeife mit Lust, keine einzige philosophisch geraucht."

„Sei ruhig, lieber Doctor," fiel ich ein, „nun bin ich auch wieder da. Stopfe Dir sogleich eine in diesen Meerschaum — den ich Dir mitgebracht!"

„Adolph!" rief er, „bist Du geckig? Donnerwetter, das ist ein Köpfchen! Nein, Du bist doch ein Goldjunge! Den will ich Dir aber auch anrauchen, daß die Leute sich scheel daran sehen aus lauter Neid."

Er drehte sich auf einem Fuße herum vor Freude.

„Nun stopf' Dir eine, und dann sitz' nieder und gib Acht. Du sollst Wunderdinge hören."

Er besah den Kopf ohne mich zu hören, und brummte in den Bart: „Das ist ein Köpfchen! Wie zart! Wie fein! Wie leicht! Und welche Form? —! Und welch geschmackvolles Beschläge — Silber mit Gold? Höre," rief er dann, „ich wollte, Du hättest

ein Bein zerbrochen, und ich könnte Dir's gleich wieder heilen, ohne daß Du hinktest! — Du wärest gewiß froh und sagtest, Doctor, ich danke Dir! Aber so froh wie ich mit dem Kopfe könntest Du nicht sein, und so herzlich nicht sagen, ich danke Dir, wie ich jetzt!" Er schüttelte mir die Hand.

„Setz' Dich doch, um Himmelswillen, und höre —"

„Aber was hast Du denn?" —

„Mancherlei, lieber Friederici, was Dich freuen wird. Höre und staune! Ich fange beim Kleinsten an." —

„Und das ist?" —

„Diese Tabatiere, die mir Se. Excellenz als Zeichen der Zufriedenheit Serenissimi soeben eingehändigt!"

„Pah, die ist hübsch; aber höre, Adolph, Du schnupfst doch nicht?" —

„Warum denn nicht? Zuweilen eine Prise de contenance — ist denn das was Uebles? Wie manche Grille nießt man weg. Wie oft erheitert eine Prise den verworrenen Kopf!"

„Schweig!" rief Friederici, „der Schnupfer ist — eins von den Thierchen, die Mosis Kinder scheuen. Pfui! Rauchen ist eine andere Sache. Sieh, wie gravitätisch, wie ehrwürdig sieht der Raucher aus, wenn er seine treue Freundin an den Lippen hängen hat!" —

„Friederici? Freundin? Ist das nicht eine Idee: die ein Weiberfeind, wie Du, durchaus gar nicht herbergen sollte?"

„Du hast Recht, Adolph — allein Du verstehst mich und hättest mich nun einmal durch diese Diversion nicht aus dem Concepte bringen sollen. — Der Raucher ist der ächte Philosoph," sage ich, „denn dem ist das Irdische nichts. Der Dampf seiner Pfeife mahnt ihn an die Nichtigkeit der Dinge in dieser Welt, und wie er aufwärts steigt, führt er den Geist aufwärts in die höheren Regionen, und der Dampfring, der seiner Pfeife entsteigt, das Sinnbild der Ewigkeit, eröffnet durch die Association der Ideen dem denkenden Geiste des Rauchers die Sphären des Ewigen. Der Raucher hat

nur die unverkennbarste Anlage zu der Schule des Zeno von Cittium, und wenn Bedürfnißlosigkeit Seligkeit ist, so ist der Raucher allein der Selige, weil er, wenn sein Pfeifchen dampft und glüht, und der Rauch von Blättern duftend seine Nas' umzieht, selbst nicht tauscht mit Göttern. Mir ist's immer, als sei ich der Herr der Welt, wenn ich meine Pfeife rauche. Ich brauche nichts. Hunger und Durst flieht." —

„Amen;" sagte ich, die Standrede unterbrechend; „ich habe in der That nicht Lust, jetzt Dein Sancho Pansa zu sein, Doctor, darum halt's Maul in Gottes Namen! Du hast noch so viel zu hören, daß Du Deine fünf Sinne zusammen nehmen mußt!"

„So rede!" rief er ärgerlich.

„Daß ich geheimer Regierungsrath geworden bin, ist das Zweite."

„Gut, Adolph, bei mir soll's geheim bleiben — denn ich habe keine Frau. — Aber ich wünsche von Herzen Glück!"

„Das Dritte ist, — ich habe meinen und Deinen Albert wieder gefunden."

„Albert? — Bist Du geckig? — der ist ad patres versetzt; wer weiß, wie lange schon dem kein Zahn mehr weh' thut."

„Auf Ehre, Friederici, ich habe ihn gefunden!"

„Ist Dein Ernst?" —

„Er lebt und ist sehr glücklich."

Da starrte er mich an, und ich mußte ihm die Begebenheit in O.... erzählen. Seine Freude war groß.

„Wir müssen hin, Adolph, den muß ich sehen, ehe denn ich die alte Mode mitmache und sterbe."

„Du wirst Dich glücklich bei ihm fühlen. Er hat ein treffliches Weib, das Ideal einer Hausfrau und Gattin."

„Weib?!" rief er. „Ist er denn auch des Teufels? — Und Du sagst mir — ein gutes Weib? Gutmüth'ger Narr, der Du Dich nun wieder einmal von einem Weibe hast über den Löffel barbiren lassen!"

„Sei zufrieden, Doctor, und suche Dich zu fassen. Nimm jetzt ein niederschlagendes Pulver, daß Dich meine vierte Eröffnung nicht allzusehr alterire.“ —

Er sah mich lange forschend an. „Du kommst mir ganz anders wie sonst, so — so — wie soll ich sagen? — so ehestandscandidatisch vor! Du wirst doch nicht complet verrückt geworden sein?“

„Das hieße in Deiner Sprache so viel als „heirathen wollen?“

„Die Interpretation ist richtig.“

„Gut, Freund, so bin ich verrückt, denn wisse — Alberts Schwägerin ist meine Braut!“ —

Er wurde jetzt kreidebleich, trat nach einer Pause zu mir, faßte meine Hand, und legte, sehr ernst, den Finger an den Puls — dann sagte er besorglich: „Kein Delirium! — doch es ist Scherz, Du willst mich bloß foppen?“ —

„Nein, bei Gott nicht, Freund! Ich liebe und werde geliebt, und fühle mich unbeschreiblich glücklich.“

Da faßte er Hut und Stock, und rannte donnernd und fluchend die Treppe hinab.

Ich aber lachte herzlich und dachte: „Er wird schon wieder kommen!“ —

Friederici war ein vortrefflicher Mensch, aber ein Grillenfänger und Brausekopf. Er hatte in seiner Jugend geliebt mit all' dem Feuer seines Wesens, und ihn traf das herbe Geschick, daß er eine Unwürdige liebte, die — ihn betrog, die dem Mittellosen einen reichen alten Sünder vorzog. Seitdem war sein Herz leer, und nur noch ein heiliges Gefühl war ihm geblieben, die Freundschaft. Amt, Beruf hatte in späterer Zeit, nebst den mannigfachen Verbindungen, ihn in das Innere vieler Familien, besonders höherer Stände, eingeführt. Manches Weib hatte um den schönen Mann kokettirt — sein scharfer Blick hatte die Weiber von keiner schönen Seite kennen gelernt, und mit dem Vorurtheile sah er selbst im hellsten Lichte dunkele Schatten — er haßte und verachtete aus Grundsatz die Weiber. Und wie denn jeder Hagestolz gewisse fixe

Ideen, Eigenheiten, Narrheiten besitzt, die eben zu seiner Vereinzelung ihren Grund haben — so war Haß des anderen Geschlechtes bei ihm fixe Idee geworden, die er so weit trieb, daß kein Thier weiblichen Geschlechts in seinem Hause sein durfte. Ihm mußte der rasche Entschluß, den ich gefaßt, greuelhaft erscheinen, wie er denn aufrichtig Jeden bedauerte, der sich verheirathete, weil er ihn nun keiner hochherzigen Idee mehr fähig, nur für einen Sclaven hielt, der im allergemeinsten Particularismus untergehe. Das waren seine Ansichten; allein ich zweifelte oft daran, daß es wirkliche Ueberzeugung sei — ich hielt es mehr für eine gewisse Bizarrerie. Wenigstens thaten diese Ansichten seiner Menschenliebe keinen Eintrag. Diese war aufopfernd und umfassend. Rief ihn der Arme, so gab er sicher, und die Linke wußte nicht, was die Rechte that. Man sah ihn oft eifrig und mit sich selbst redend über die Straße schreiten, und seine Säcke weit abstehen und strotzen von Gaben für den Dürftigen, dem er Linderung bringen wollte.

Die allgemeine, ungetheilte Achtung, die er genoß, die unverkennbare Liebe gegen ihn, die sich bei Hohen und Niederen aussprach, gab den sichersten Maßstab zur Beurtheilung seines Charakters. Seine Eigenheiten übersah man. Seit einer langen Reihe von Jahren war er mein täglicher Umgang. Oft, und das konnte nicht fehlen bei seiner Art, kämpften wir hitzig für und wider eine Sache; oft war er ärgerlich von dannen gerannt, immer nach Verlauf weniger Stunden wiedergekommen, und seine heitere Miene wies deutlich aus, sein Aerger sei verraucht. So wird es auch jetzt sein, dachte ich, und setzte mich freudig an den Schreibtisch, der Geliebten alle die fröhlichen Nachrichten von Tabatiere, Geheime Regierungsrath cum annexis zu melden und zu schwatzen — wie ein — achtzehnjähriger Verliebter. Notabene! In der Liebe und ihrem ersten Beginne wird der Mensch nicht alt. Das herrliche Gefühl äußert sich überall gleich — nur wenig modificirt. Der Brief wurde lang. Zeile an Zeile reihte sich. Die Zeit verstrich, der Brief wurde gelesen, gesiegelt, expedirt — Friederici kam nicht.

Ich nahm meinen Hut, um ihn aufzusuchen.

Als ich mich seiner Thüre nahte, lauschte ich, denn ich hörte ihn fulminiren. Er schritt heftig auf und nieder. Ich konnte nur die Worte: Narr — Esel und dergleichen Ehrentitel vernehmen.

Indem zupfte mich Jemand am Rockschooß.

Es war Sebastian, des Doctors buckeliger Famulus, ein Kabinetstück, dessen Aeußeres einem Teufel auf Breughel's Bildern ähnlich sah.

Er gestikulirte, ohne zu reden. Seine Pantomimen waren verständlich. Er deutete auf die Stirne, schüttelte mit der Hand und wies auf die Thüre.

„Nicht bei Trost?" fragte ich leise, mit Mühe das Lachen unterdrückend.

Er nickte bejahend.

„Was widerfuhr ihm denn?"

„Gott weiß es!" sagte er leise. „So tobt er schon seit heute Vormittag! 'S ist nicht auszuhalten."

„Sebastian! Sancho! Wo hat Dich der Teufel?" — rief des Doctors Stentorstimme jetzt.

„Er ist bei demselben, seiner Frau Großmutter und Sippschaft auf Hochderselben Witthum bei einem Thée dansant!" sagte ich und trat zu ihm hinein.

Halb ärgerlich, halb lachend sah er mich an.

„Was willst Du?" fragte er.

„Eine Pfeife Knaster rauchen und ein Glas Doppelbier mit Dir trinken, Patron!"

„Potz Element, Bastianchen, lauf, hole Bier! Aber der Kobold ist bei einem teuflischen Thee!" —

„Sei ruhig, Freund, soeben ist er auf einer Mistgabel angeritten."

„Gut, so komm' und setz' Dich!"

Alles war vergessen.

„Gottlob!" ächzte Bastian und humpelte fort, Bier zu holen.

Das Bier schäumte, die Pfeifen glühten und die leidige Politik, diese Mumie ohne Seele, hatte uns auf ihre Schlachtfelder und Sandsteppen gelockt. Ich wußte meinen Murrkopf zu behandeln. Die Politik war sein Steckenpferd. Saß er im Sattel zurecht, dann vergaß er Alles.

Um ihn jedoch wieder auf das Heirathsthema zu bringen, suchte ich einzulenken. Ruhiger sprach er jetzt. Der Vulkan war durch eine starke Eruption ruhiger geworden. Kleine Lavaströme erinnerten nur noch an seinen früheren Ausbruch.

„Wie magst Du," hob er an, „Du alter Kerl, noch einmal ein Narr werden?"

„Mit Vergunst," fiel ich ein, „bin nur ein Jahr jünger als Dieselben."

Das störte ihn nicht. „Sieh, Adolph, ich meine es so gut mit Dir wie, Gott ist mein Zeuge! mit Niemanden mehr auf dieser Welt! Darum sei vernünftig und höre nur diesmal meine warnende Stimme. Es ist die Stimme Deines Schutzgeistes. Du weißt es, ich kenne die Frauen besser als Du. Du stehst an einem Abgrund, in dem Deine Selbstständigkeit, Deine Zufriedenheit, ja, um kurz zu reden, Dein ganzes Glück und Deine Würde untergehen will, und Du siehst nicht, daß Dich eine Finsterniß erwartet, wo da ist Heulen und Zähneklappern. — Lache nicht! — Sieh da den armen Finanzrath X.... Der arme Teufel besaß ein Erkleckliches, war das fidelste Haus, was nur konnte gefunden werden. Da fällt's dem Esel ein, zu heirathen. Er nimmt ein glattwangiges Gänschen, das so sanft zu sein schien wie ein Lamm, so bescheiden wie ein Veilchen et caetera, und — siehe — kaum sind die sogenannten Küßwochen vorüber, so entfaltete der Engel seine Xantippentugenden. Sie keift wie ein Hofhund, sie putzt sich wie ein Pfau. — Die Fidelität geht per. Der arme X.... darf kein Casino mehr besuchen! indeß die Dame von einer Sippschaft in die andere rauscht. Außen Prunk, innen Schmalhanns Küchenmeister. X.... sieht täglich seine Gelder von dannen ziehen in floribus, während er

in einem abgeschabten Gottfried von Anno Elf umherschleicht und seufzt, und arbeitet wie ein Plantagensclave, und doch Schulden machen muß! — Ein Beispiel für Viele.

„Pro secundo: Da ist mein College, der Doctor medicinae Rumpel, ein treuer, ehrlicher Kauz, der noch nie ein Wasser getrübt. Er heirathet ein Mädchen von den reinsten Sitten, wie man sagt. Sie liebt ihren Mann furios. Es geht eine Weile gut. Da aber führt der gute Doctor das schöne Lärvchen seiner Frau zur Schau. Wo Honig ist, da summen die Bienen. Die jungen Gelbschnäbel wittern gut. Der Doctor freut sich königlich, daß mehr Leute, Leute von feinem Geschmacke, Theaterkritiker, Poetaster und dergleichen seinen Geschmack gut finden. Dem Frauchen gefällt's. — Die treue Seele ahnet's nicht; allein es blieb ihm nicht verborgen. Man bespöttelt ihn, und ist endlich so gutmüthig, ihm den Staar zu stechen. — Er sieht's ein, und sein Glück ist hin. Die Scheidung macht ihn nicht mehr glücklich. Er schleicht umher wie ein Gerippe. Wenn er den nächsten März erlebt, so will ich, mit John Fallstaff zu reden, ein ausgenommener Häring sein! — Ein Beispiel für Viele.

„Pro tertio: Du kennst den Assessor Dorr? — Er ist ein edler, wackerer Mann. Seine Eltern starben früh, ihm blieb Niemand hier unten als seine Schwester, eine Zwillingsschwester, die er liebt wie seine Seele. Diese Schwester ist in L..... hier in der Nähe an den Amtmann verheirathet. Zu ihr lief er, so oft er konnte. Ich habe ihn nie glücklicher gesehen, als wenn er von seiner Schwester kam. Dieser Schwester einziger Trost ist er — da ihre Ehe eine Hölle auf Erden ist, denn sie und ihr Mann taugen nicht zusammen. Vor einigen Jahren nun gewinnt die Amtmännin eine Freundin, die sich recht innig an sie schließt, wahrscheinlich um ein Netz nach dem Bruder zu werfen. Es gelingt. Dorr findet der Schwester Freundin schön, liebenswürdig, weil sie der Schwester Freundin ist. Er heirathet sie. Wie immer, geht's im Anfang gut. Bald aber zeigt es sich, welch' ein Schätzchen

die Assessorin ist. Ihre Anmaßung muß des Assessors Schwester in die Schranken weisen. Da entsteht Hader. Sie verbietet dem Assessor, die Schwester zu besuchen. Der Gutmüthige will Frieden stiften, bringt seine Schwester zu seiner Frau. Diese aber empfängt sie mit den pöbelhaftesten Reden. Kurz, der Skandal wird stadtkundig und Dorr ist von seiner Schwester getrennt, darf sie nicht mehr sehen und hat daheim einen Teufel. — Ein Beispiel für Viele!"

Bis hierher hatte ich ruhig zugehört, allein meine Geduld war nun auf der Neige.

„Bist Du zu Ende!" — fragte ich mit Satire.

„Nein, Adolph!" erwiederte er; „störe mich nicht!"

„Schöpf' ein wenig Athem, Freundchen, und laß mich auch einmal reden, ein Wörtchen reden. Deine Exempla sind in der That odiosa; allein Du übertreibst bei all' Deiner bewundernswerthen Kunde der Chronique scandaleuse dieser ehrenhaften Residenz, und schadest dadurch offenbar Deiner Sache. Du gibst nur Ausnahmen von der Regel glücklicher Ehen. Bei dem ersten Deiner Exempel ist der Mann ein Tölpel, bei der zweiten ein Rülps und bei der dritten ein armseliger Wicht. Daß es recht viele böse Sieben unter den Weibern gibt, ist nicht zu bestreiten; allein ebenso wenig, daß es unendlich viele der herrlichsten Geschöpfe, an jeder Tugend reich, unter ihnen gibt.

„Hattest Du nicht eine Mutter, Friederici?" —

„O, eine vortreffliche!"

„Du bist geschlagen, Freund!"

„Nein, Adolph, höre noch Eins!" —

Er trat zu mir, ernst und feierlich. Seine Miene war kummervoll, sein Auge feucht. Er faßte meine Hand und sagte: „Auch ich habe geliebt, treu und rein. Auch ich glaubte einen Engel gefunden zu haben — sie betrog mich. Adolph, das Glück meines Lebens ist dahin seit jener Zeit."

„Armer Freund, Dir fiel ein schwarzes Loos. Fällt es darum aber Jedem?"

„Laß uns abbrechen, Adolph," bat er. „Ich habe eine Wunde berührt — sie blutet noch, und wird bluten, so lange ich leben werde, und jeder Tropfen dieses Blutes ist ein ätzendes Gift für mein Herz."

Ich ergriff seine Hand und zog ihn mit hinweg. Wir lustwandelten in den Alleen des fürstlichen Gartens bis tief in die Nacht.

Ich mußte ihn bedauern. „Schade, daß diese edle Seele nicht das volle Glück des ehelichen Lebens genießt!" seufzte ich, und schlief in süßen Träumen meines Glückes ein.

Friederici kam oft, wie immer. Noch oft handelte er sein Lieblingsthema ab; aber er konnte nun einmal mich Mohren nicht rein waschen, und wurde zuletzt müde. In seiner Gesellschaft durfte ich jedoch nicht mehr meine Herzenssache berühren. Mit Kummer sah er meine neue Einrichtungen.

Indessen hatte ich den Consens von meinen Vorgesetzten erhalten. Alles war vorbereitet. Ich reiste nach O.... ab, um dort der glücklichste Gatte zu werden.

Von liebenden Herzen sehnlichst erwartet, kam ich in O.... an. Unsere Vermählung wurde vollzogen, und Albert und Amalie begleiteten das junge (?) glückliche Paar heim.

Albert freute sich sehr, den curiosen Cumpan wieder zu sehen; selbst Amalie und meine liebe Frau waren sehr auf die Auftritte begierig, die es setzen würde, wenn wir in unserer Residenz einträfen.

Wir kamen an. Ich führte die Geliebte in mein Haus ein, wo sie schalten und walten sollte. Albert hielt ihr eine Standrede in Friederici's Geiste, die komisch genug ausfiel. Nachdem Alles gehörig eingerichtet war, ließen wir uns Alle bei Friederici, der sich noch nicht hatte blicken lassen, melden.

Wider Erwarten nahm er den Besuch an.

Meine Frau war etwas verlegen.

„Sei nur ruhig," sagte Albert, „er wird schon artig sein."

Friederici kam uns heiter entgegen. Als er aber die Frauen sah, machte er ein etwas sauertöpfisches Gesicht.

Der Willkommen zwischen Albert und ihm war herzlich. Lange redeten sie zusammen von der alten Zeit.

„Laßt doch," rief ich, „dazu habt Ihr noch immer Zeit!

„Friederici, sieh hier meine liebe Frau!"

Er verbeugte sich ziemlich linkisch und brummelte einige abgenutzte Formeln daher.

Nun aber stockte die Unterhaltung.

Albert wunderte sich, ihn ledig zu finden.

Das stimmte ihn fast wehmüthig, und verletzte ihn zugleich, weil es wie Spott ihm vorkam.

Doch Albert glättete die Falten seiner Stirne, da er von Politik zu reden anfing.

Die Staatsvisite endigte endlich. Mein Weibchen lud Friederici ein, uns ja oft zu besuchen, und wir schieden.

„Ein curioser Kauz, Dein Special," sagte mein Weibchen.

„Aber ein sehr edler Mensch, Liebe," fiel ich in die Rede. „Du wirst ihn kennen und achten lernen."

Ich erzählte ihnen sein Schicksal, und sie bemitleideten ihn innig.

Am Abend kam Friederici, wie er es gewohnt war. Sein Anzug ebenso nachlässig als sonst, seine Pfeife in der Hand. Ohne anzuklopfen trat er singend ein. Wahrscheinlich hatte er in seiner Zerstreutheit mein Verheirathetsein wieder rein vergessen.

Ich konnte das Lachen nicht halten, als er verblüfft an der Thüre stehen blieb, sich linkisch verbeugte und, sich vor die Stirne schlagend, ausrief: „Ich meinte, es wäre noch wie sonst!"

„So soll es auch sein und bleiben," sagte mein Weibchen, faßte ihn freundlich bei der Hand und führte ihn zu Albert und mir auf's Sopha. Dann hüpfte sie hin, holte meinen Tabakkasten, setzte ihn vor ihn und sagte: „Jetzt ein Pfeifchen, mein lieber Herr Medicinalrath, ungenirt wie immer, ich bin jetzt die Dritte in Eurem Bunde."

Da starrte sie Friederici an, lange, lange; dann schien's, als beschleiche ihn eine leise Wehmuth. Sein Gesicht wurde heiter. Er drückte mir die Hand, stopfte, und das heiterste Gespräch fing an, unseren kleinen lieben Zirkel zu beleben.

Zur Nachtsuppe mußte er bleiben, dann braute mein Weibchen Punsch und kredenzte ihn. Es war des Doctors Lieblingsgetränk. Einmal über das anderemal sah er mich an und in seinem Gesichte lag Etwas, das so viel zu sagen schien — als — ich bereue; das ist eine Ausnahme von der Regel!

Ich mußte mein Weibchen bewundern. Es lag in ihrem Thun eine Grazie, die mich entzückte, eine seelenvolle Heiterkeit und Anspruchlosigkeit, die mir ein Leben voll Seligkeit verhieß. Friederici kam nun jeden Abend wieder; und immer heiterer. Er sagte nichts; aber ich sah's, mein Weibchen hatte ihn gewonnen. Nur einmal strömte sein Herz über. „Adolph," rief er, meine Hand drückend, „Dir ist der große Wurf gelungen; Dir ist keine Niete in diesem gefährlichen Lotto gefallen!" —

Und so war's. Jeder Tag war ein Festtag des reinsten Glückes, der innigsten Liebe. Ich fing neu an zu leben, und lernte jetzt erst, was Leben sei. Unbeschreiblich lieblich war meines Weibchens Anblick in ihrem häuslichen Thun. Sie war so ganz im vollen und schönen Sinne des Wortes Hausfrau, und sie fand in diesem schönen weiblichen Berufe so ganz ihr Glück.

Ging ich in mein Collegium, so war ihr Lebewohl eine herzliche Umarmung; kam ich wieder, so empfing sie mich jubelnd. — O, wie ist das Hagestolzenleben so arm, so elend, so engherzig und verschroben! Ich blickte in die Tage meines Junggesellenlebens zurück, wie man, angelangt in einer freundlichen Gegend, in die öde Steppe zurückblickt, die man mit Seufzen durchwandert.

Monde schwanden in ungestörtem Glück. Auch jenseit der Kißwochen blieb mein Weibchen, zu Friederici's Erstaunen, ein Engel wie vorher.

Mein Glück aber sollte noch höher steigen. Ich wurde Vater eines herrlichen Knaben.

Friederici und Albert wurden Pathen.

„Bei Gott, Adolph," rief er aus, als er mein Vaterglück und meine Vaterfreude sah, „nicht jeder Ehestand ist ein Wehestand!"

„Bist Du endlich bekehrt?" fragte ich frohlockend. „Willst Du nun auch freien?"

Er wurde ernst. „Nein, Adolph," sagte er, „für mich ist Spiel und Tanz vorbei, das Freien ist vorüber."

Ich aber hoffte noch alles Gute und dachte: Sein Stündlein hat noch nicht geschlagen!

Ueber lange Zeit kam eines Abends Friederici früher als gewöhnlich. Sein Wesen schien stark aufgeregt zu sein, sein Herz bewegt. Er sprach kein Wort, und ging rasch im Zimmer auf und nieder.

„Was gibt's, Patron?" fragte ich.

„Für Dich nichts, Adolph, rufe Deine Frau."

Sie kam.

„Sie wollen mit mir reden, lieber Doctor?" sprach sie mit seelenvoller Freundlichkeit. „Setzen Sie sich, und lassen Sie mich hören."

Er that's, und begann: „Heute früh werde ich in das Hospital gerufen zu einer kranken Frau. Ich gehe hin so schnell ich konnte, und finde eine Fremde, eine Frau von fünfzig Jahren in den letzten Zügen. An ihrem Lager knieen drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, die in Thränen zerfließen. Der Mutter war nicht mehr zu helfen. Das hypokratische Gesicht war schon eingetreten und alle Vorboten eines nahen Todes. Ich ließ die Kinder entfernen, um mit der Mutter zu reden. Sie war noch ganz klaren Geistes. Ich fragte nach ihrem Befinden. In einer Sprache, die ganz die vortreffliche Bildung ihres Geistes und Herzens kund gab, sagte sie: „Ich fühle es, mir ist nicht mehr zu helfen. Meiner wartet die Ruhe — aber — meine Kinder — o Gott, o Gott!

— Sie sind hülflos. Sie haben Niemanden, der sich ihrer annimmt!" —

„Sein Sie ruhig," entgegnete ich, „es lebt ein Gott, der der Waisen Vater ist, und gute Menschen, die sein Geist regiert."

„O ja," sagte die Frau, „das allein ist mein Trost — aber das Mutterherz — ach — Herr, man sagte mir, Sie seien gut und edel — aber Sie fühlen nicht, was ein Mutterherz fühlt beim Scheiden von hülflosen Kindern."

„Während sie so sprach, kam eine stärkende Mixtur, die ich verordnet. Sie nahm und wurde stärker. Ich forschte leise nach ihrem Herkommen. Sie war die Wittwe eines Offiziers, der kurz erst gestorben war. Sie wollte in ihre Heimath, um dort, wo sie auch Niemanden mehr hatte, mit ihrer Hände Arbeit ihre Kinder zu ernähren; da erkrankt sie hier.

„Des Weibes Schicksal, das so viel Aehnliches mit dem meinigen hatte, denn ich hatte ja auch Niemanden mehr auf Erden, sprach gewaltig zu meinem Herzen. Ich versprach ihr mit Hülfe edler Menschen für ihre Kinder zu sorgen. Mit diesem Troste wurde sie ruhiger, und ihr Herz floß in Dank gegen Gott und mich über. Nun ließ sie die Kinder kommen, und gab ihnen die trefflichsten Lehren der Tugend. — Ich mußte hinwegeilen, denn mein Herz war tief erschüttert. — Nun komme ich zu Ihnen, um — —" er stockte — „um Sie zu bitten, die Leidende zu besuchen. Ihnen wird sie mehr anvertrauen als mir. Wollen Sie?"

„Mit Freuden!" rief mein edles Weib, und eilte, sich sogleich zum Mitgehen anzuschicken. Auch ich ging mit.

Wir fanden die Kranke um Vieles ihrer Auflösung näher. Mein Weibchen setzte sich zu ihr, sprach mit ihr lange und angelegentlich. Allerlei Stärkendes hatte meine Frau mitgenommen. Jetzt bediente sie sich dessen mit einer Geschicklichkeit, die Friederici auf's Neue in Erstaunen setzte.

„Das ist ein seltenes Weib!" rief er begeistert aus.

Wir blieben bis sieben Uhr. Da entschlummerte die Kranke zum ewigen Frieden.

Friederici drückte ihr das Auge zu und sagte gerührt: „Frieden sei mit Dir!"

Der Jammer der Kinder war unbeschreiblich groß.

Wir nahmen sie mit in unser Haus, wo meine Frau sie zu trösten bemüht war.

Friederici ordnete das Leichenbegängniß.

Die Kinder blieben bei uns. Es waren zwei Knaben, einer von acht, der andere von zehn Jahren; das Mädchen, ein sehr liebliches Geschöpf, hatte vierzehn. Sie hieß Victorine.

Bei den Knaben war der Schmerz heftig, aber schneller vorübergehend, bei Victorine sanft, aber tief und innig.

Mit zärtlicher Liebe schloß sie sich an mein Weib an, die ihr Mutter im vollen Sinne des Wortes war.

„Wir müssen mit den Kindern einen festen Plan fassen," sagte nach vierzehn Tagen Friederici.

„Und welchen meinst Du?" fragte ich.

„Die Knaben müssen in einer Schule untergebracht werden. Ich habe sie geprüft. Sie haben gute Anlagen."

„Gut, Doctor, so sorge Du für Eins, ich für Eins, das Dritte nimmt Albert gewiß mit Freuden."

„Wir loosen um sie," sagte mein Weib.

Sie machte Loose.

„Sie müssen zuerst ziehen, Doctor," sagte sie; „Adolph zieht für Albert, ich für uns."

Friederici zog. „Victorine!" sagte er verlegen, „was soll ich mit dem Mädchen machen?" —

„Sie Dir groß ziehen!" sagte ich lachend.

„Nein," rief mein Weib, „der Doctor kann sie nicht brauchen, wir wollen sie an Albert vertauschen, meine Amalie wird sie besser bilden als ich; darum aber bleibt sie doch des Doctors."

Er mußte einstimmen.

Wir waren doch entschlossen, unsern Albert zu besuchen, Friederici wollte uns begleiten.

Die Knaben brachten wir in einer Bildungsanstalt unter. Victorine reiste mit uns nach O.... Zwar that ihr die Trennung von meinem Weibchen sehr wehe, da sie sie zärtlich liebte; allein auch Amalien neigte sich ihr Herz zu, und sie blieb gerne in O....

Friederici beschäftigte sich viel mit ihr.

Amalie und meine Frau verkehrten heimlich viel mit einander. Erst, als wir wieder in unserem häuslichen Stillleben waren, vertraute sie mir, was sie verabredet.

„Der Doctor will dem kleinen Mädchen wohl," sagte sie. „Er ist ohnedem ganz anders geworden seit einem Jahr. Amalie wird in Victorinens offenes Gemüth den Keim der Achtung und der Dankbarkeit für den Doctor legen. Er ist ein schöner Mann, wird ihr gefallen, und — sie muß seine Gattin werden. Das haben wir ausgemacht."

„Wenn Ihr nur nicht die Rechnung vor dem Wirth machtet?"

„Laß nur Amalien gehen!" sagte sie triumphirend, und brach ab.

So oft Friederici kam, redeten wir von den Pfleglingen. Von dem Director der Anstalt, in der die Knaben waren, kamen die besten Nachrichten.

Amalie schrieb oft. Ihre Briefe waren voll Lobes über Victorinen. Recht vergnügt hörte es der Doctor an, und meine Frau, der kleine Schelm, wußte so viel zu sagen von ihrem Gemüth, ihren Talenten, daß der alte Kauz recht behaglich zuhörte, und unbewußt Victorinens Bild in seine Seele aufnahm.

„Er darf sie nicht eher sehen, als bis sie sechzehn Jahre vorüber ist," sprach meine Frau, „und dann — Adolph, Du wirst sehen, dann verliebt sich unser Hagestolz in schönster Art."

Ich zweifelte daran — aber Frauenlist geht über Alles, wie

Ihr wißt! Sie legte ihren Plan methodisch an, und führte ihn methodisch fort.

Oft sagte der Doctor, wenn die beiden Knaben in ihren Ferien bei uns waren: „Ich wünschte doch auch Victorinen wieder zu sehen, wie die sich gemacht hat;" aber mein Frauchen hatte immer etwas einzuwenden. Als aber endlich die zwei Jahre um waren, und des Doctors Geburtstag, der 8. October, nahte, da gerieth in meinem Hause Alles in neue Thätigkeit. „Wir reisen nach O.... zu Albert und Amalien," sagte meine Frau zum Doctor; „machen Sie sich fertig; allein gerade nehmen wir den Weg dahin nicht. Ich wünschte die herrlichen Anlagen von Wörlitz zu sehen. — Nicht wahr, Adolph, Du gewährst mir die Bitte? Sie auch, Doctor?"

„Mit Freuden!" riefen wir Beide. Wir hatten Wörlitz selbst noch nicht gesehen, und wünschten dieses Paradies einmal besuchen zu können.

In der letzten Hälfte Septembers reisten wir zusammen ab. Das herrlichste Wetter begünstigte unsere Reise. Heiterkeit und Frohsinn waren unsere Begleiter. Selbst der Doctor war des fröhlichsten Humors. Mein Weibchen aber war ausgelassen munter. Sie mußte etwas in petto haben, das konnte ich nicht bezweifeln. Fragte ich, so legte sie den Finger auf den schönen Mund und schlug ein Schnippchen.

In Wörlitz, wo Kunst und Natur Hand in Hand gehen, um den Ort in ein Elysium umzuzaubern, sollten wir einige Tage weilen; so wollte es wenigstens meine Frau. Was mir auffiel, war, daß ihr Mädchen so oft ausging, wiederkam, und mit ihr verkehrte. —

Endlich schlug die Stunde, wo auch ich eingeweiht werden sollte in diese Mysterien.

„Vergib mir, lieber Adolph," bat sie dringend, „daß ich so lange Dich hinhielt! Albert ist hier mit Amalien und Victorinen. Hier soll, ohne daß er es weiß, Friederici sie sehen, hier soll sein Wiegenfest gefeiert werden."

Ich hatte Lust zu schmollen — aber es ging nicht.

„Wie soll denn das aber werden?" fragte ich.

„Ich habe Victorinen gesehen, Adolph, sie ist schön wie ein Engel geworden. Verliebe Dich mir nur nicht in sie? Hörst Du! Nun gehst Du heute um drei Uhr in den Garten, führst Friederici zum großen Teiche, dort wird Victorine mit Alberts Kindern spielen — und das Weitere wird der Himmel fügen!"

Ich ging mit Friederici in die Gärten. Seine Seele war hier in dieser herrlichen Natur ungewöhnlich heiter.

„Ich bin sehr glücklich, Adolph," sagte er, „und bin Deiner Frau tausendfachen Dank schuldig, daß sie mir diese Freude bereitet hat."

Da nahten wir uns dem Teich und mein Auge traf auf Victorinen, die uns nicht sah. Mit dem rechten Namen hatte meine Frau das Mädchen genannt, sie war schön wie eine Hebe, wie ein Engel.

„Doctor," rief ich, „sieh das herrliche Geschöpf dort!"

Er sah hin. „Bei Gott," sagte er, „das Mädchen ist allerliebst — mir kommt sie bekannt vor — doch es ist eine Larve — ein Weib."

Er drehte sich um, sah aber doch wieder hin und konnte endlich seine Blicke nicht mehr abwenden. Gestehen mochte er es freilich nicht, und darum wollte er mich glauben machen, die Kinder interessirten ihn.

„Laß uns weiter gehen!" sagte ich.

„Hier ist gut sein," erwiederte er, „lasset uns Hütten bauen."

In diesem Augenblicke klopfte uns Albert auf die Schultern, und Amalie und mein Weibchen waren da.

„Willkommen, Doctor," rief Albert laut.

Victorine erglühte und sah freudig auf.

Herzlicher Willkommen überall. Jetzt nahte das Mädchen. Eine brennende Gluth lag auf der sehr schönen Wange.

„Doctor," rief wieder Albert, „willst Du denn Deine liebe Victorine nicht sehen?"

Da fuhr er schnell herum und war unbeschreiblich verwirrt, als das schöne Mädchen vor ihm stand, zitternd fast, und doch mit einem Blicke, so seelenvoll, so dankbar.

Sie neigte sich tief und wollte seine Hand fassen, da fiel eine Thräne darauf, und Friederici zog das Mädchen, seiner selbst kaum bewußt, an sein Herz. „Hier ist Dein Ort, meine Tochter," sagte er tief gerührt, und „mein Vater!" rief Victorine, und ihre Thränen rieselten.

Wir waren Alle gerührt.

„Wohl verdient sie an Deinem Herzen zu ruhen, Bruder," sagte Albert, „denn sie ist gut und Deiner werth."

Da drückte sie Friederici noch einmal an seine Brust, küßte sie auf die Stirne mit Innigkeit und sagte, aufgelöst in Wehmuth: „Gottlob, so habe ich doch einen Menschen, eine gute Tochter, die in meinem Alter meiner pflegt. Willst Du das, und mir einst, wenn ich sterbe, die Augen zudrücken?"

„O Gott!" rief weinend das Mädchen und schlang ihre Arme in kindlicher Unschuld und reiner Liebe zu dem edlen Mann um seinen Hals. „Nein, nein, Sie sterben nicht!"

Als aber diese Wallung vorüber war, erglühte das Mädchen in hohem Purpur. Sie hatte den Muth nicht mehr, ihr Auge aufzuschlagen.

Friederici war ernst, aber sanft und weich gestimmt. Oft traf ich seinen Blick, der auf Victorinen ruhte, und ein leiser Seufzer seine Brust hob.

Victorinens Scheu verlor sich. Schon am anderen Tage saß sie bei dem Doctor und sprach mit ihm recht innig und ohne Scheu. Auch ging sie mit ihm in den Garten des Hauses, wo wir wohnten. In ihrem Wesen lag das engelreine, heilige Vertrauen der Unschuld, der Dankbarkeit — der Liebe!

Mein Frauchen und Amalie jubelten. „O," rief sie, „unser schöner Plan gelingt! Schon steht im Heiligthum der Seele

Victorinens des Doctors Bild mit einem Heiligenscheine. Der schöne Mann wird vollenden."

Am Abend sprach der Doctor seine Freude über die geistige Bildung Victorinens aus und über ihr reines heiliges Wesen.

„Also lassen Sie doch einmal unserem Geschlechte Gerechtigkeit widerfahren?" fragte meine Frau.

„Seit ich Sie und Amalien kenne und — Victorinen — vollkommen!" antwortete der Doctor.

„Wie aber," sagte ich am Abend zu ihm, „wenn ein Engel wie diese Victorine Dein Weib wäre?"

„Schweig', Adolph, ich bin alt."

„Ein Narr bist Du," sagte ich, „und das ein recht großer."

Damit endigte unser Gespräch, aber es hatte doch gezündet. Ich sah's an dem Ernste seines Wesens, daß er rathschlagte. Ich berührte nun diese Saite nicht mehr.

Täglich schloß sich Friederici enger und näher an Victorinen an, täglich neigte sich ihr Herz näher zu ihm.

Am Abend vor unserer Abreise nach O.... flog sie an Amaliens Herz und weinte, und pries sich glücklich, daß der Himmel ihr solche edle Menschen geschickt. — Dann erzählte sie Amalien, was ihr Friederici von ihren Brüdern erzählt.

„Er ist ein sehr edler Mann!" sagte Amalie, und begeisternd stimmte Victorine in sein Lob ein.

„Wenn Friederici nicht verliebt ist in unsere Victorine," sagte Albert, „so war ich es meiner Lebtage nicht; denn seht nur, seit er hier in O.... ist, läßt er ja gar nicht von dem Mädchen, und wie sein Auge so lebhaft strahlt!" —

„Und Victorine," sagte Amalie, „ist auch nicht mehr die alte; auch sie ist verändert, und mir scheint's, sie liebt — aber sie weiß es nicht."

„Wie sich der Weiberfeind geberden wird?" rief ich lachend.

Da ging die Thür auf, und der Doctor stürzte herein, bleich, entstellt.

„Was ist geschehen?“ — fragten wir Alle erschrocken.

„Um's Himmelswillen, Hülfe!“ rief der Doctor außer sich, und rannte wieder hinaus.

Wir Alle ihm nach in Victorinens Stube.

Dort lag das herrliche Wesen, bleich und todtähnlich.

„Entkleidet sie, Ihr Frauen!“ rief Friederici.

Wir entfernten uns. Aber etwas aus dem Doctor zu bringen, war vergebliche Mühe.

Erst über eine Weile, da Victorine sich in etwas erholt hatte, hörten wir, sie sei im Garten nahe an dem Fischteig ausgeglitten und hineingestürzt, und Friederici habe sie herausgeholt. Jetzt sahen wir erst, daß der Doctor naß war.

Victorinens erste Frage war nach ihm.

Als er nun umgekleidet war und zu ihr eintrat — da fielen alle Fesseln, da stürzte er am Bette nieder und preßte seine Lippen auf des Mädchens schneeige Hand und rief: „Ich fühle es, ich kann ohne Dich nicht leben!“

Und Victorine? — In unbeschreiblich süßer Verwirrung umfing sie Amalien; und diese legte ihre Hand in des Doctors Hand und sagte: „Ihr seid für einander geschaffen,“ und — an seinem Herzen lag das Mädchen, und der Kuß der Verlobung brannte auf ihren Lippen.

Am anderen Tag, an des Doctors Geburtstage, war Verlobung. Friederici war selig. Feierlich that er dem weiblichen Geschlecht Abbitte, und — nun sind seitdem sechs Jahre und darüber hingeschwunden, und noch blüht unser beiderseitiges Glück. Unsere Kinder spielen zusammen, und wenn Friederici in mein Haus tritt, sagt er immer: „Gibt's glücklichere Gatten als wir?“

Zunderbuchs.

Ein Bild aus dem rheinischen Volksleben.

(Hierzu eine Illustration.)

Es war an einem lauen Juniabend, als ich mich zu dem alten Schullehrer setzte, der auf der Bank vor dem Hause sein Pfeifchen rauchte. Die Abendglocke hatte längst geläutet; die Bauern waren aus den Weinbergen heimgekehrt und saßen nun gruppenweise vor ihren Hausthüren, während die Kinder fröhlich spielten. Aus den Weinbergen wälzte die Abendluft die würzigen Düfte der Rebenblüthe herüber und die zahlreichen Nachtigallen sangen in den nahen Hecken ihre herrlichen Lieder, die nun bald verstummen sollten.

Der Greis, der schon lange von seinem wohlvollbrachten Lebenstagewerk ausruhte, empfing mich mit dem freundlichen Worte: „Wollen wir Eins zusammen plaudern, Herr Nachbar?"

Schon aus diesem Worte ging es hervor, daß er heute wohl aufgeräumt war. Dann pflegte er gar gerne aus seinen Lebenserfahrungen auszukramen, und die Art und Weise, wie er das that, ließ mich gerne des Alten redseliger Erzählung lauschen. Gewöhnlich sagte er: „Sie müssen Geduld mit mir haben. Das Alter ist geschwätzig, und wenn ich so erzähle, kommen mir mancherlei Gedanken, und ich blicke wohl gerne von dem „Damals" auf das „Heute", das meist himmelweite Abstände zeigt. Glauben Sie mir, es wäre besser, wenn es noch wäre wie damals." Stellte ich ihm dann meine Gegengründe auf, so gab er sich nur in den seltensten

Fällen gefangen. Uebrigens war er ein höchst wohlwollender, milde richtender, gemüthlicher Mann.

Ein sogenannter „Schnurrant", der mit einer Geige und einem tanzenden Hunde die Bauern ergötzt hatte, und der nun eben zum Dorfe hinausgezogen war, gab dem Alten diesmal Veranlassung zu einer Erzählung mit mancherlei Nebenbemerkungen. Ich gebe sie hier getreu wieder, hinweisend auf des Alten Wort: „Das Alter ist geschwätzig."

„Herr Nachbar," hob er an, „der Schnurrant da hat mir ein Bild aus meiner Jugend und aus den ersten Jahren meiner Berufsthätigkeit in's Andenken gerufen, das ich Ihnen, wenn Sie mich anhören wollen, mittheilen will." Ich nickte beifällig und er begann:

„Wie gesagt, der Schnurrant hat mich recht lebhaft an den alten Zunderbuchs erinnert."

„Welch ein seltsamer Namen!" rief ich aus.

„Freilich," sagte der Alte lächelnd; „aber Sie wissen, unsere Thalleute lieben scharfe und bestimmte Bezeichnungen."

„Es ist also ein sogenannter Spitznamen?" fragte ich.

„Gewiß; hören Sie nur! Es ist noch nicht dreißig Jahre her, da trugen unsere Leute in all' den Thälern, die sich von den Höhen des Hunsrückens nach dem Rheine herabziehen, und auf dem Hunsrücken selbst, lederne Kniehosen, hirschlederne, wollt ich sagen. Die waren unvergänglich. Sie erbten vom Vater auf den Sohn; von diesem auf den Enkel, ja, wenn kein Extra-Unglück passirte, selbst noch weiter hinab in der Geschlechtsfolge. Die hielten einen Puff aus! Jetzt freilich hat das Weitererben sein Ende erreicht, und man thut wohl, wenn noch eine vorhanden ist, sie mit dem „Aufenthaltsvater" zu begraben, denn sonst werden sie am Ende noch als Spatzenscheuche verwendet. Wie gesagt, so lange das Hosenerbrecht im Lande noch gäng und gäbe war, da herrschte noch die alte, gute Zeit, wo es hieß: „Kurpfalz, Gott erhalt's." Schon in der unglückseligen Franzosenzeit hörte es auf. Freilich, damals war's

eine Kunst, Hosen fortzuerben, wo keine Erben waren; denn die wurden ja Alle auf den Schlachtfeldern hingeopfert und die vielen Mädchen — trugen keine. Jetzt ist das schlechte Zeug aus Baumwolle so wohlfeil, daß sie kaum an Einem Leib in's andere Jahr erben, und seit die langen Hosen in's Land gekommen sind, thun Einem die Teufelsbuben keine alte Kniehose mehr an. Hab auch eine Rotte Buben groß gezogen, wild wie die Rotte Korah in der Bibel, und hatte noch lederne Erbbuchsen, aber — Prost die Mahlzeit! Keiner zog sie mehr an!

„Doch um wieder auf den Zunderbuchs zu kommen! Sehen Sie, der trug noch eine solche Erbbuchs, und da sie vielleicht schon in's siebente Glied vererbt war, so war sie im Laufe ihres langen Lebens gelbbraun und flockig geworden, wie der Zunder, den die Zunderhändler von Gondershausen aus Buchenschwamm machen und an ihren oben krummgebogenen Stecken auf dem Simmerer Martinimarkt verkaufen. Freilich wird das auch nun bald seine Endschaft erreichen, und zwar, weil es erstens keine alten Buchen mehr gibt, und zweitens, weil das vermaledeite Firfeuer oder die Streichhölzchen überhand nehmen. Item, von dieser Buchs, und eine andere hab' ich ihm niemals angesehen, hatte der Zunderbuchs seinen Namen."

„Aber, Herr Schullehrer, wer war denn Ihr Zunderbuchs?" fragte ich.

„Warten Sie nur," fuhr er fort, „ich komme schon darauf. Unter diesem Namen war er aller Welt bekannt, und er hörte auch darauf und gab Antwort. Manchmal ist mir's so vorgekommen, als sähe er's gerne, daß man ihn so nannte, weil dadurch Niemand veranlaßt wurde, ihn nach seinem eigentlichen Namen zu fragen, und wenn's einmal geschah, so wich er aus und sagte: Ihr wißt ja, ich heiße Zunderbuchs!"

Der alte Mann klopfte seine Pfeife aus und stopfte sie frisch, fuhr aber ungestört fort: „Jetzt steht er vor meiner Seele, wie er leibte und lebte, und es ist mir, als sähe ich das eigenthümliche

Lächeln, das einem Ausdruck des Schmerzes ähnlicher sah, als dem der Freude, und das um seine Lippen schwebte, wenn er fröhlichen Leuten auf seiner Fidel Eins aufspielte.

„Er war groß, fünf Schuh pfälzisches Maß und noch darüber hinaus; breitschulterig war er dabei und körnig, wie ein Hinterhunsrücker. Das Alter hatte seinen Nacken schon gebeugt und das Haar war schneeweiß. Dabei trug er ein Kamisol, wie man's heute auch nicht mehr sieht, das bis in den halben Schenkel reichte, und eine graugrüne manchesterne Weste und eine Strumpfkappe, roth und blau gemustert, mit einem dicken Klunker dran. So trugen sich die Alten zu meiner Zeit, Herr Nachbar, heutzutage tragen sie Ueberröcke, wie sie damals höchstens der Landschreiber trug! Das Kamisol des Zunderbuchs war ehemals dunkelblau; aber da es fadenscheinig geworden und auch wohl Löcher bekommen, so hatte er hellblaue, müllergraue und selbst grüne Lappen darauf gesetzt, daß es gerade aussah, wie eine Landkarte vom weiland deutschen Reich; aber es war Alles säuberlich geflickt, wenn auch die Stiche halbellenlang waren. Nun, meine Frau, Gott hab' sie selig! verstand das Flicken besser. Bei sieben Buben, die alle Erzreißer waren, hat sie flicken gelernt, und sie verstand's. In der linken Seite hing ihm ein Büchsenranzen, und darin steckte Fiedel und Bogen. Auf dem Rücken trug er einen grünen Plüschsack, wie ihn die Flößer am Rheine tragen, und darin lag seine ganze Habseligkeit.

Meine selige Frau hat sich oft gefreut, daß der alte, arme Mann so sauber war wie geblasen. Kein Stäubchen duldete er an sich. Armuth und Unreinlichkeit sind nicht Geschwister, wie Viele glauben. Er hatte ein ungemein ausdrucksvolles Gesicht. Gar tiefe Furchen hatte das Weh des Lebens über seine hohe Stirne gezogen; ebenso waren seine Wangen gefurcht. Auf seine blitzenden Augen senkten sich buschige Augenbraunen, deren dunkele Farbe gegen das schneeweiße Kopfhaar seltsam abstach. So lange ich ihn kannte, sprach, trotz ihrem natürlichen Glanz, aus diesen Augen ein geheimer Kummer. Freilich, wohl habe ich ihn nur in den Tagen gesehen,

von denen die Schrift sagt: „Sie gefallen mir nicht;“ aber man konnte nicht in diese Augen sehen, ohne den Gedanken, daß ihm das Leben auch manchmal übel möchte aufgespielt haben. Seine Nase war scharf gebogen und berührte schier das Kinn, denn die Zähne thaten ihm nicht mehr weh, und das Haselnußkrachen mochte ihm auch schon lange vergangen sein. Wollte er seine irdene Pfeife rauchen, so mußte er Zwirn darum wickeln, damit er sie halten konnte, wie mir's eben auch geht. Heutzutage rauchen die Buben so lang zusammengerollte Tabaksblätter, die sie Cigarren heißen. Daß dich das Wetter! — Ziehkarren sind's: Hab' 'mal eins gekriegt von meinem Aeltesten, dem Einnehmer, hab' mir aber schier die Lunge herausgezogen. Auch wieder so was Neues, das viel kostet und nichts taugt! Gott ehre mir die alte Zeit!“

Der Alte war ganz hitzig geworden. „Verzeihen Sie mir die Abschweifung,“ sagte er; „aber die Galle schießt mir altem Manne über, wenn ich das aberwitzige und verderbliche Wesen sehe, dessen Wirkung auf unsere Bauern schon so mächtig ist! Doch kehren wir zu Zunderbuchs zurück!

„Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß dieser stille, oft träumerische und schwermüthige Mann ein Schnurrant war, so ein Geiger, der von Haus zu Haus zog und auf keiner Hochzeit, Kindtaufe und Kirchweihe fehlte, daß er der Possenmacher der Bauern war, tausend lustige Geschichten wußte, und die Leute schier bersten machte, wenn er nur den Mund aufthat. Er lachte selten, fast nie. Nur so ein Lächeln spielte um seinen Mund. Wer aber genauer zusah, der mußte finden, daß trotz seiner Witze tiefe Seufzer sich aus der Brust hervorarbeiteten, und trotz jenes Lächelns man dann nicht mehr lachen konnte, wenn man den eigenthümlich schmerzlichen Ausdruck desselben gesehen. Ja, es ist mir viel Hundertmal gewesen, als presse er das Weinen zurück, wenn die Bauern so unergründlich lachten über seine Erzählungen. Alle diese Geschichten hatte er gewiß vierhundertmal erzählt, und die Bauern wußten sie alle auswendig. Sie riefen ihm zu: „Zunderbuchs, erzählt 'mal die

und die Geschichte, Ihr wißt ja!" Daraus geht auch hervor, daß weniger die Geschichte selbst, als die Art der Erzählung den mächtigen Lachreiz in sich schloß, und ich möchte sagen, gerade jener auffallende Gegensatz des komischen Stoffes und des wehmüthig ernsten Wesens des Erzählers habe jene urkräftige Wirkung hervorgebracht. Das aber muß ich zu seiner Ehre sagen, nie hat er etwas erzählt, was nur irgend im Entferntesten jene heilige Grenze berührte, wo die Schamröthe schuldloser Wangen die Nähe des Unlauteren ahnet. Alles war rein, keusch, lautete wohl und er selbst wies entschieden jeden Scherz unlauterer Art zurück, und wo lose Buben Zoten rissen, da ergriff er schnell seine Geige und entfernte sich mit unzweideutigem Ausdrucke des tiefen Unwillens."

„Aber, liebster Herr Schullehrer," sagte ich, „haben Sie denn nie etwas Genaueres erfahren?"

„Haben Sie Geduld," fiel er mir ein, „das Alter ist geschwätzig. Sie sollen schon noch erfahren, was ich selber erfahren habe. Seine Violine spielte er ungewöhnlich gut. Es war eine uralte Geige, ganz schwarz von Alter; aber einen Ton hatte sie wie eine Glocke, so hell und rein. Manchmal konnte er so beweglich spielen, daß es Einem weich um das Herz wurde, und es kam Einem dann just vor, als höre man aus der Geige heraus eine Menschenstimme klagen, die das tiefste Leid offenbarte. Als Bube schon ergriff mir das die Seele mit voller Gewalt, und ich mußte manchmal eine Thräne wegwischen, wenn er so mit dem alten, geflickten Bogen über die Saiten strich.

„Einmal, es war im Sommer, da strich ich durch die Hecken dort hinten, wo die Thäler gegen den Hunsrücken ansteigen. Ich suchte Vogelnester und Erdbeeren, die so glänzend roth und duftig im Grase standen. Plötzlich, als ich um eine Bergecke bog, höre ich leise, aber so süße, herzergreifende Töne, daß ich gleich denke: das ist Zunderbuchs und sonst Niemand! Ich biege die Zweige der Hecke leise weg und schleiche möglichst sachte heran. Da seh' ich ihn

auf der Erde sitzen, mit dem Rücken an ein bemooftes Felsstück gelehnt. Er sah und hörte nicht. Wunderbar zart ging der Bogen über die Saiten. Es waren Klänge, wie ich sie niemals gehört habe, aber so weich und schwermüthig, so herzerschütternd, daß es mir durch die Seele zitterte. Er hatte das Auge zum Himmel aufgeschlagen, aus dem heiße Thränen rannen, und ich dachte nicht anders, als er rede jetzt durch diese Töne mit den Engeln in Gottes Himmel. Ich setzte mich in's Gras und lauschte, bis er plötzlich mit einem lauten Aufruf aufsprang und davon ging. Was er ausrief, hab' ich nicht verstanden; aber es klang wie ein Namen.

„Seitdem sah ich den armen Mann mit großer Theilnahme an, und hätte Alles darum gegeben, wenn ich gewußt hätte, was ihm so schwer auf der Seele laste.

„Wenn er, und ich beobachtete ihn nun mit größerer Aufmerksamkeit, auf der Kirchweihe geigte und die jungen Leute so lustig tanzten, so zuckte es oft über sein Gesicht, als fühle er einen tiefen Schmerz. Ich war noch ein Knabe. Fragen konnte, durfte und mochte ich ihn nicht um das, was ihm fehle.

„Alle Leute hatten ihn lieb, und man sah es sehr gerne, wenn er in ein Haus trat und um die Nachtherberge anfragte. Wo er sich sehen ließ, folgten ihm Schaaren von Kindern nach; aber nie habe ich es erlebt, daß muthwillige Knaben ihren Scherz mit ihm zu treiben sich hätten beigehen lassen. Sie hatten eine große Scheu vor ihm.

„Ich weiß, daß mein Vater selig, der auch Lehrer war, zu meiner guten Mutter sagte: Was mag doch der Mann erduldet haben? Es kommt Einem manchmal vor, als triebe er das Lustigmachen als Selbststrafe, als Buße, die er sich selbst auferlegt. Solche Reden habe ich hernachmals oft in meiner Seele bewegt, und es kam mir vor, als habe mein Vater in seiner Vermuthung Recht.

„Daß mir dadurch der Mann immer wichtiger wurde, mögen

Sie wohl leicht begreifen, und ich meinte, sein Leid wüchse mit jedem Male, wo ich ihn wiedersähe.

„Als ich aus dem stillen Vaterhause fort mußte, um in der Stadt bei dem Organisten Unterricht zu erhalten, empfahl ich den armen Mann meiner sanften Mutter. Ich hätt's nicht nöthig gehabt, denn sie selbst meinte es so gut mit ihm. Er bettelte nie, aber er nahm dankbar, was ihm die reiche Liebe guter Menschen gab.

„Damals kam er mir aus den Augen und bald auch aus dem Sinne, denn die Jahre, die nun kamen, waren ernste Lehrjahre, die mich ganz in Anspruch nahmen. Es gab so viel und so Schweres zu lernen, daß ich zu anderen Dingen keinen Raum in meiner Seele fand. Zwei bis drei solcher Jahre flogen in angestrengtem Fleiße dahin, und dann, als ich leidlich befähigt war, bekam ich, nach kurpfälzischem Brauch, eine kleine Winterschule, und zwar auf einem Dörfchen auf dem Hunsrücken. Seltsam war's, daß hier Niemand von Zunderbuchs redete. Es schien, als kenneten sie ihn nicht. Mir kam er dadurch ganz aus dem Gesicht, und erst nachdem ich wieder in das Thal meiner Heimath zurückkehrte, wurde er mir wieder nahe gerückt."

„Aber haben Sie sich denn niemals nach seinem Namen, Stand und Herkommen erkundigt?" unterbrach ich den redseligen Greis.

„Glauben Sie wohl?" sagte er lächelnd. „Da waren Leute genug, die dazu auch außer mir Lust hatten; aber Niemand wußte das und, wie ich Ihnen bereits sagte, er selbst wehrte jede zudringliche Frage in einer Weise ab, die das Wiederholen derselben nicht aufkommen ließ, ohne daß er gegen Jemanden grob oder nur unartig gewesen wäre. Es war etwas so Besonderes in ihm, daß man eine ehrfurchtsvolle Scheu fühlte.

„So viel hatten die Leute herausgebracht, daß der Landstrich, auf dem er sich bewegte, etwa fünf bis sechs Stunden breit, vom Rheine bis Trier, über die Gebirge, links von der Nahe, hinging,

und die Mundart, die er redete, ähnelte auch der breiten und gedehnten, die man hinter und um den Hochwald spricht.

„Wie ich Ihnen vorher gesagt, ich kehrte endlich in's Vaterhaus heim, und nach einander starben meine Eltern hin, deren einziges Kind ich war. Die Gemeinde wünschte mich als ihren Lehrer, und der Kirchenrath in Heidelberg hatte ein Einsehen, daß ich's wurde. Es war Winter damals, und ein recht herber, kalter Winter. Wenig kam ich unter die Menschen, weil ich, traurig gestimmt, die heitere Gesellschaft mied und selber auch gerne für meinen Beruf thätig war.

„Als die Sonne wieder wärmer schien, als die Knospen zu schwellen begannen und die Veilchen und Maßliebchen blühten, und die Drosseln in den grünenden Hecken so herrlich sangen, lebte ich erst wieder auf. Ich ging wieder mehr unter die Menschen, und da kam es denn, daß ich wieder an meinen alten Freund Zunderbuchs erinnert wurde.

„Er ist lange nicht da gewesen," sagte mir ein alter Bauer, den ich nach ihm fragte. „Auch ist er gar nicht mehr so lustig wie er früher war. Das Alter drückt ihn, und es will halt nicht mehr so wie früher. Er sieht oft gar traurig drein. Und es ist auch gar kurios, wenn er Conrads Appelchen sieht, Ihr kennet's ja, Herr Schulmeister, so passirt's ihm mehr als einmal, daß er zu weinen anfängt, der alte Mann, das ist recht beweglich."

„Nun will ich Ihnen sagen, Herr Nachbar," fuhr der alte Lehrer fort, „warum ich nicht weiter fragen mochte. Das Appelchen, was, wie Sie wissen, Apollonia heißt, war das schönste Mädchen im Dorfe, still, sittig und fromm. Sie gefiel mir über die Maßen wohl, und da ich den Dienst hatte, auch allein nicht bestehen konnte, so wollte ich sie mir heimführen. Da nun der Bauer sagte: „Ihr kennt sie wohl" — so wurde ich kirschroth und schwieg; aber was mochte denn das sein, daß gerade dies liebliche Mädchen einen solchen Eindruck auf den Alten machte?

„Als gerade wie jetzt, die Reben blühten, kam die Kirchweihe,

die ja auch in diesen Tagen ist. Damals aber hielten die Leute noch auf die uralten Bräuche dabei, die jetzt mehr und mehr zu Grunde gehen. Sonntag nach Sanct Johannis des Täufers Tag ist sie.

„Am Abend vorher wurde sie eine halbe Stunde eingeläutet und von den jungen Burschen angeschossen. Im Backhause drängten sich die Frauen und Mädchen mit ihren Kuchen auf den blanken Blechen und weißgescheuerten Brettern. Aus jedem jungen Auge lachte die Lust, und im Vorgefühle des Tanzes hob sich leichter der Fuß zum hüpfenden Gange. Rottenweise standen die Bursche umher, die Sountagspfeife, den Ulmer Maßerkopf mit silbernem Beschlag und Kettchen, im Mund, und foppten die Mädchen und harrten des Kirchweihbaumes, den der Förster zu holen gestattet, und der dann nach dem Feste zum Besten der Kasse der Kirchweihburschen verkauft zu werden pflegte. In jedem Hause wurde geputzt und gescheuert, daß ja Alles blank und nett sei, wenn die Gevatterleute und guten Freunde aus den benachbarten Orten kämen. Die Maurer liefen herum, die letzte Hand an die frischgetünchten Stuben zu legen, etwa noch eine Borte zu vollenden oder eine Jahreszahl mit allen erdenklichen Schnörkeln über dem Ofen oder der Stubenthüre zu malen, oder endlich noch einmal mit der Bürste über den frischgeschwärzten Ofen zu fahren, damit er recht spiegelklar glänze. Es war eine Regsamkeit und heitere Thätigkeit überall, daß ich von meinem Fenster aus recht meine Lust sah.

„Es mochte etwa fünf Uhr sein. Ein lauer Wind kühlte schon die Hitze des Tages, da hörte man von ferne Jubel und Pistolenschüsse. „Sie bringen den Kirchweihhammel und den Baum!" riefen die Kinder und strömten dem Ende des Dorfes zu, von woher sie kommen mußten. Bald darauf kam denn der Zug. Trotz des Kinderjubels hörte man die Töne einer Violine. Ach, das waren alte, liebe, bekannte Töne, das war ja mein Freund Zunderbuchs wieder, den ich so gar lange nicht mehr gesehen!

„Ich kann Ihnen sagen, daß es mich recht freudig und doch

auch wieder recht wehmüthig bewegte; denn als ich ihn zum letzten Male gesehen, da lebten meine guten Eltern noch. Es war mir dabei, als thäten sich die goldenen Pforten meiner harmlosen Knabenjahre wieder vor mir auf, und die lange Reihe schmerzlich-süßer Erinnerungen zog an der Seele vorüber.

„Jetzt nahten sie. Voraus hüpften große Kinderschaaren im Takte, den der nun folgende Zunderbuchs in der Weise seines Spiels angab. Dann folgten die Burschе mit dem großen Hammel, dessen wolliges Vließ mit rothen Bändern verziert war. Dieser Hammel pflegte am Kirchweihtag ausgelooſt zu werden.

„Hinter diesen folgte der stattliche Buchenbaum und mächtige Strauß, in der Regel der Gipfel einer stolzen Tanne, getragen von einem starken Burschen.

„Für das Alles hatte ich keine Augen, nur für Zunderbuchs. Der Bauer hatte Recht. Die Jahre, welche zwischen dem letzten Male lagen, da ich ihn sah, und diesem Wiedersehen hatten starke Veränderungen hervorgebracht. Das war nicht mehr die stattliche, aufrechtgehende Gestalt; vielmehr war der Nacken noch mehr gebeugt. Das war nicht mehr der selbstbewußte, kräftige Auftritt, sondern vielmehr ein Dahinschleichen, dem man es ansah, daß der Weg zum Grabe wohl schwerlich mehr sehr weit sein konnte. Das war auch nicht mehr die feste Hand, die den Bogen führte, sondern das eigenthümliche zitternde Spiel ließ auf ein Zittern der Hand schließen. Und vollends das edelgeformte Gesicht! Es war bleich, abgehärmt, und das Auge sah so trübe und matt aus der tiefen Höhle heraus, daß man's kaum mehr erkannte.

„Während sich ein Knäuel um die Burschе bildete, kam er auf mich zu. „Ich hab's gehört, daß Er jetzt hier Schulmeister ist," sagte er treuherzig und reichte mir die Hand. Das hat mich gefreut!

„Kommt ein Bischen herum zu mir," bat ich ihn; aber er schüttelte den schneeweißen Kopf und sagte: „Ein Andermal!" und ging in's Dorf zu einem seiner Gastfreunde, die ältere Rechte hatten.

„Der Baum wurde nun in das mitten auf dem Markte gegrabene Loch mit dem Fuße gebracht und nun aufgerichtet, vermittelst der oben angebrachten Seile, an denen Burſche und Männer in den Dachluken der benachbarten Häuſer zogen. Oben prangte der Strauß, unter dem ein mächtiger Kranz von Blumen hing, den die Mädchen gemacht. Nun kamen alle Dorfbewohner, betrachteten und bewunderten ihn, und allmälig ſenkte ſich die Nacht auf das bewegte Dorf, deſſen Bewohner mit ſtiller Freude, Viele aber mit hochklopfendem Herzen den einzigen, vollen Freudentag des Jahres erwarteten, dem ein heiterer Himmel und ein glühendes Abendroth freundlich zulächelten, ihm einen ſonnenhellen Morgen verheißend.

„Mir aber gingen gar mancherlei Gedanken durch den Kopf, und ich nahm mir eben vor, Alles anzuwenden, den alten Zunderbuchs zu ſprechen, beſonders, um ihn zu fragen, warum ihn denn das herzliebe Appelchen ſo ſehr in Trauer ſetze; allein am anderen Tage bekam ich ihn erſt ſpät zu Geſicht, und dann war es völlig unmöglich, mit ihm zu reden, da er beim Tanz aufſpielte.

„Als die Jungburſchen Mittags durch das Dorf zogen, um ihre Mädchen mit der Muſik abzuholen, und um den Baum tanzten, ſah ich den Alten nicht. Sonſt war er immer dabei geweſen. Ich ſprach meine Verwunderung gegen meinen Nachbarn darüber aus.

„Ach Gott, Herr Schulmeiſter," ſagte der Nachbar, „der arme Schelm trägt eine ſchwere Laſt, und da er ſie Niemand ſagt, kann man ihn auch nicht tröſten, aber ſo viel iſt gewiß, er wird alle Tage trauriger. Vor einem halben Jahre begegnete ich ihm einmal auf der Hunsrücker Landſtraße und ging eine Strecke mit ihm, da ſagte er plötzlich mit einem tiefen Seufzer: „Ach, Philippspeter, wie bleibt mir der Tod ſo lange aus!"

„Habt Geduld," ſagte ich zu ihm, „der Herr weiß allein Zeit und Stunde."

„Ja wohl," erwiederte er, „aber ich wollt ſie wär' ſchon da!" „Geht's Euch denn ſo übel?" fragte ich. Darauf ſagt er:

„Nein, Philippspeter, mir geht's schon gut, aber ich hab kein Plätzchen, wo ich mich einmal hinlegen kann, um zu sterben. Denn wo ich es sollte, da kann ich nicht mehr hin, weil's mir das Herz abdrückt." —

„Weiter hab ich nichts mehr von ihm herausgebracht.

„Als des zweiten Kirchweihtages Nachmittag kam, sollte der Kirchweihhammel ausgelooſt werden. Alt und Jung verſammelte ſich am Kirchweihbaume, darauf kamen die Burſche mit den Mädchen, und Zunderbuchs geigend vorauf.

„Es war ſo die Weiſe des Ausſpielens, daß man an einen großen Nagel ein Laternchen hing, in deſſen Raum ein Talglicht brannte; an dies Talglicht war mit einem Faden ein Fläſchchen mit Waſſer gebunden. Zur Seite ſtand ein Stuhl, auf welchem ein Burſche ſtand, der ſo oft eine Nummer nannte, als eins von den um den Baum tanzenden Paaren gegen ihn kam. Bei welcher Nummer nun das Fläſchchen herabfiel, wenn nämlich die Flamme des Lichtes den Faden durchgebrannt hatte, die gewann den Hammel.

„Zunderbuchs geigte ſeine Tänze, das ganze Dorf war um den Kreis der Tanzenden verſammelt, Kopf an Kopf gedrängt, voll geſpannter Erwartung, ja alle Fremde und Gäſte hatten ſich zu ihnen geſchaart.

„Was in dem Kreiſe vorging, konnte ich aus meinem Fenſter nicht ſehen. Ich hörte nur das Jauchzen der Burſche und die Töne der Geige und die Aeußerungen der Leute über das raſche Abbrennen des Lichtes und die nahe Entſcheidung.

„Plötzlich vernahm ich einen grellen, Mark und Bein durchdringenden Ton der Violine, der gerade ſo klang, als ſtieße ein zum Zerſpringen gepreßtes Herz einen Schrei der wildeſten Verzweiflung aus. Ich erbebte im Innerſten meines Herzens.

„Ach, der arme Zunderbuchs!" hörte ich rufen.

„Was iſt denn geſchehen?" fragte ich meinen Nachbar, der mir nahe ſtand.

„Ich weiß es selbst nicht," sagte er, „aber ich will mich erkundigen."

„Nach einiger Zeit trat er in meine Wohnstube. Unterdessen hatte der Tanz eine Weile aufgehört; zwei Bursche hatten den todtbleichen Zunderbuchs weggeführt; ein anderer Spielmann trat an seine Stelle, und der Tanz ging fort, als ob nichts geschehen sei.

„Nun," rief ich dem Eintretenden zu, „was war's?" —

„Man weiß es selber nicht genau," sagte der Nachbar; „die Bursche tanzten um den Kirchweihbaum und der alte Zunderbuchs geigte und sah kaum um sich, wie er das so macht. Da geschieht's, daß Einer das schöne Appelchen zum Tanze holt. Wie das Paar an ihm vorübertanzt, sinkt seine Hand; der Bogen fährt über die Saiten und macht den erschrecklichen Ton, und darauf sinkt er selber wie ohnmächtig zusammen. Sie haben ihn zum Bäcker geführt. Weiter weiß ich nichts."

„Wieder Appelchen!" dachte ich. Es muß da etwas stattgehabt, was ich noch nicht ergründen kann. Gerade das Räthselhafte gab meiner ohnehin erregten Einbildungskraft viel zu thun. Die Lust des Zuschauens war mir vergangen. Ich nahm meine Mütze, um ein wenig in's Freie zu gehen.

„Draußen hatte eine recht friedliche Sonntagsstille Platz gegriffen. Hin und wieder gingen Menschen auf dem Dorfwege. Die Vögel sangen lustig ihr Abendlied und aus den Weinbergen hauchten die Traubenblüthen ihren herrlichen Duft. Die Sonne war eben am Rande der Berggipfel gegen den Hunsrücken hin, und eine frische Kühle stieg aus den Wiesen des schönen Thälchens auf, durch das unser Bach fließt.

„Dorthin zog es mich. Ich hatte in dem Wäldchen, das rechts die Bergseite bekleidet, damals so mein Lieblingsplätzchen. Sie kennen ja die große Eiche, die dort steht, Herr Nachbar? Nun, an dem Fuße derselben hatte ich mir von abgeschältem Rasen eine Bank gemacht, wo ich manchmal saß und ausruhte von des Tages

Last oder ein gutes Buch las. Ich sehnte mich, gerade jetzt allein zu sein, und richtete dorthin meine Schritte.

„Auffallend war es mir, daß ich frische Fußtritte im schwellenden Grase fand, wo man abgehen mußte vom Pfade nach meinem Plätzchen; allein ich dachte, vielleicht sei ein Flurschütze daher gegangen und achtete weiter nicht darauf. Als ich aber näher kam, war mir's, als hörte ich tiefe Klagelaute aus einer Menschenbrust. Ich dachte: „Es ist doch merkwürdig, was die menschliche Einbildungskraft vermag! Nun hast Du den armen Zunderbuchs im Kopf und kannst den Gedanken an ihn nicht los werden. Da hörst Du ihn denn auch gleich in Deiner Nähe wehklagen, und doch war's vielleicht nur ein Ast, der sich an einem anderen rieb, den der leise Abendwind bewegte, oder eben dieser leise Lufthauch säuselte durch die dürren Blätter der hohen Erlen."

„Doch horch! — Da seufzte es wieder, so tief, so tief, daß ich stehen blieb. Jetzt, bei schärferem Hinhorchen, vernahm ich ein unterdrücktes Schluchzen.

„Es überlief mich eiskalt. Also doch kein Spiel der erregten Einbildungskraft, dachte ich, und ging ganz leise meinem Lieblingsplätzchen zu; denn von daher klang der Ton. Als ich ganz nahe war und die Zweige sachte auseinander bog, sah ich wirklich Zunderbuchs dasitzen. Er sah mich nicht; hatte mich auch nicht gehört. Er saß in vorgebeugter Stellung. Beide Ellnbogen stützten sich auf die Kniee und in den hohlen Händen ruhte das Angesicht. Er weinte so heftig, daß seine Thränen auf die Erde rannen.

„Sie mögen sich wohl denken, Herr Nachbar, daß mich der Anblick des Mannes tief erschütterte, zumal meine Seelenstimmung dazu recht geeignet war. Thränen hab ich meiner Lebtage nicht sehen können, ohne das tiefste Mitleid zu empfinden; aber die Thränen des Mannes, der so mächtig sich zu beherrschen verstand, der so oft das tiefe Weh in die wunde Brust hinabgedrückt und ihm Schweigen geboten hatte, waren für mein Gefühl überwältigend.

Es mußte etwas Außerordentliches sein, was die eiserne Macht des Willens dieses Mannes so urplötzlich gebrochen hatte.

„Sollte ich ihn seinem Weh überlassen oder sollte ich tröstend ihn anreden? Die Frage drängte zur Entscheidung. Ich kann es betheuern, daß keine eitle Neugierde den Wunsch erregte, einen tiefen Blick in das Herz und das Leben dieses Mannes zu thun; mir fiel das Wort der Schrift ein: „Weinet mit den Weinenden!" Ich hielt mich für berufen, zu seinem Troste jetzt zu ihm zu treten. Ich beugte vollends die Hecken auseinander und trat ihm näher, eingedenk des Wortes, mit dem der Herr in die Mitte seiner trauernden Jünger trat, und sprach: „Friede sei mit Euch!"

„Der alte Mann zuckte vor Schrecken zusammen. Er dachte wohl nicht, daß ihm hier Jemand nahe sei. Schnell fuhr sein Kopf in die Höhe. Als er mich erkannte, trocknete er schnell seine Thränen mit der Hand. Der Ausdruck seines Gesichtes wurde freundlich. „Ach, Er ist's, Herr Schulmeister," sagte er darauf, und es klang ebenso, als ob er sich freue, daß eine Menschenseele ihm nahe sei, daß er sagen könne, was ihn drücke. „Nun," fuhr er fort, als ob er für sich einen Beweggrund suche, das schwere Geheimniß zu brechen, „Er ist immer dem armen Zunderbuchs freundlich gewesen. Ich weiß es von Seiner Mutter, Gott hab' sie selig. Die war auch gut. Vor Ihm brauch' ich ja mein Leid nicht zu verhehlen."

„Er sprach die Worte so beweglich, daß mir auch schier das Weinen kam; ich sagte: „Nein, ich hab's gewiß immer gut mit Euch gemeint, und was Ihr mir sagt, das schwör' ich Euch, soll auch bei mir bleiben." Nun setzt ich mich zu ihm.

„Was ist Euch denn heute begegnet?" fragte ich traulich. „Kann ich Euch vielleicht helfen?"

„Helfen?" fragte er mit schmerzlichem Tone; „nein, das kann Er nicht; helfen kann nur Einer, der alle Bürden abnimmt. Hier (er deutete auf seine Brust) brennt's arg."

„Theilt mir's mit!" bat ich herzlich. „Es wird leichter, wenn man sein Leid Anderen mitgetheilt, die Theil daran nehmen."

„Ein langer, prüfender Blick fiel auf mein Gesicht. Er mußte ihm Gewißheit gegeben haben, denn er sagte: „Warum denn nicht? Hat Er Zeit, Herr Schulmeister, so will ich ihm Alles sagen, Alles, was mich so schwer drückt."

„Ich versicherte ihn, daß ich von nichts abgehalten wäre, ihm zuzuhören.

„Wohlan denn," sagte er und seufzte tief auf. „Es ist das erste Mal, daß ich einem Menschen mein Leid klage."

„Mein Vater," hob er an, „war weit her, aus Böhmen, und kam dort oben an der Saar in die Kohlenwerke als junger Kerl. Er verstand sein Bergmannsgeschäft und war Sonntags ein gar beliebter Spielmann bei den Knappen. Auch der Herrschaft machte er sich bald geneigt, und nach wenig Jahren war er Steiger. Es glückte ihm halt. Haus und Gut erwarb er sich und eine brave Frau. Ich war ihr einziges Kind. Mein Vater war ein braver Mann, aber er hatte einen Hauptfehler — einen gewaltigen Stolz, und diesen Stolz, diesen Hochmuth pflanzte er auch in meine Seele schon frühe. Er hielt sich für besser als andere Leute, und suchte nur immer Gesellschaft und Gunst Hoher heraus. Längst hatte er das Geigen für Geld aufgegeben; aber die Vorliebe für das Spiel der Geige steckte tief bei ihm im Holz. Ich mußte es auch lernen und that's gerne. Damals dachte ich nicht daran, daß es einst noch vor Hunger sichern würde. Als mein Vater alt geworden, die Mutter starb frühe, da wurde ich sein Nachfolger im Amt als Steiger. Lustig war ich, aber sehr hochmüthig auf meinen Reichthum und mein Amt. Wo ich unter der Knappschaft oder sonst auftrat, forderte ich den ersten Platz. Das stieß die Leute von mir ab. In's Wirthshaus ging ich nicht, weil die Leute mir auswichen. So geigte ich daheim desto fleißiger. Durch meinen Reichthum gelang es mir, Eingang in das Haus eines Revierförsters zu gewinnen, dessen Tochter ich lieb hatte. Sie war mir auch nicht abhold, und wir wurden Mann und Frau. Ach, sie war gut, zu gut für mich, der ich nach und nach ein Wucherer wurde. Darum

nahm sie mir auch Gott im ersten Wochenbett, und mir blieb das mutterlose Kind. Mein ganzes Herz hing an dem Kinde, das aufblühte wie eine Blume. Sie war noch schöner wie ihre Mutter. Ach, Herr Schulmeister, hat Er das schöne Appelchen gesehen?"

„Ich bejahte, nicht ohne Schamröthe.

„Nun, die gleicht ihr wie ein Tropfen Wasser dem anderen. Durch meinen Hochmuth entfremdete ich mir auch meine Vorgesetzten. Das Pochen auf meinen Wohlstand machte mich trotzig. Ein Wortwechsel brachte den Beamten so auf, daß ich abgesetzt wurde. Kränkte das auch anfangs meinen Stolz, so nahm ich mir das doch vor den Leuten nicht an. Ich baute mein Gut. Günstige Zeiten mehrten meinen Wohlstand. Ich war der Reichste im Dorfe. Mein Evchen war ein Gegenstand vieler Bewerbungen. Alle Burschen sahen sie gerne. Sie war schön und reich — konnte es sich fehlen? Aber ich litt nicht, daß sie sich mit Einem einließ. Ich wollte sie nur an einen Mann verheirathen, der mir auch gefiele und meinem Ehrgeiz entspräche.

„Ich kurzsichtiger Mensch wollte der göttlichen Fügung vorgreifen, die die Ehen im Himmel schließt, und diejenigen sich finden läßt, die für einander passen.

„Da kam ein Revierförster auf das nahe Forsthaus. Es war ein junger, schöner, stattlicher Mann von gutem Herkommen; aber man munkelte allerhand. Er sollte ausschweifend, fürchterlich roh und boshaft und ein Spieler und Säufer sein, der auf seiner früheren Stelle einen armen Familienvater niedergeschossen habe, weil er ihm Vorstellungen gemacht, daß er mit dem Lesen dürren Holzes ja doch keinen Schaden verursache. Ein Spieler und Säufer war er, das wußte ich wohl, und roh und unbarmherzig war er auch, das sagten ja laut die armen Leute; aber ich dachte, Evchen wird ihn schon bessern. Er sah sie gern, das wußte ich wohl; aber sie ihn nicht, denn — sie hatte einen Anderen lieb. Nicht weit von uns wohnte eine Wittwe, arm und dürftig, aber unbescholten. Sie hatte einen Sohn, so alt wie mein Kind. Sie waren zusammen

in die Schule gegangen, zusammen confirmirt worden, hatten zusammen als Kinder gespielt. Sie hatten sich unendlich lieb, und ich wußte es nicht, wenigstens war es mir damals ein Geheimniß. Denk ich jetzt so daran, so mein' ich, das Herz müßte mir brechen! Der Conrad war ein Muster von einem braven Burschen, und auch ein Bild von einem schönen Burschen. Wie glücklich hätte ich sie und mich selbst machen können; aber der Hochmuth steckte in mir, und er war des Teufels Handhabe. So war ich blind und taub gegen Evchens Leid, und nun irr' ich umher gleich dem ewigen Juden, ohne Ruhe, ohne Frieden; trage die Bürde meines Jammers; möchte gern sterben und kann nicht, und sie sind Beide todt!" —

„Er bedeckte seine Augen mit seinen Händen und jammerte laut!

„Der Förster mochte erfahren haben, daß ich ihn gern als Eidam habe; er suchte an mich zu kommen. Ich kam ihm überfreundlich entgegen. Er wußte aus schlauer Berechnung mich zu täuschen, so daß ich nichts von alledem mehr glaubte, was ihm die Leute nachsagten, und ihm schon nach wenigen Wochen mein Jawort gab.

„Als ich ihr das sagte, war Evchen trostlos. Jetzt erst merkte ich, woher der Wind wehte, und mein Zorn kannte keine Grenze mehr. Ich tobte, raste, ja ich mißhandelte das Kind, das nie mich durch einen Ungehorsam oder eine Unart betrübt; ich fluchte ihrer Liebe zu dem braven armen Conrad. Sie war trostlos, ich hart wie ein Stein. Die Vaterliebe war in meinem Herzen gestorben. Der Hochmuth herrschte nur darin.

„Von nun an bewachte ich sie auf Schritt und Tritt, und zwang sie zur Verheirathung mit dem Förster. Niemand war glücklicher als ich. Des Kindes Schmerz und Thränen machten keinen Eindruck auf mich. In der Freude meines Herzens über den angesehenen Schwiegersohn verschrieb ich ihm Hab und Gut, und hielt mir für meine alten Tage nichts, nicht einmal den Sitz in meinem Haus aus. Um meine Freude voll zu machen, starb

Conrads Mutter, und er ließ sich als Soldat anwerben in Saarlouis. War der fort, dann, so dachte ich, wird sich ja Alles geben! Ach, wie ist der Mensch so blind, wenn er von einem bösen Geiste, wie ich von dem Hochmuthe, beherrscht ist! Der Förster wußte Alles. Er trug dem Conrad einen erschrecklichen Haß.

„Ich machte eine Hochzeit, die vier Tage dauerte. Seit dreißig Jahren war so keine im Dorfe gehalten worden; aber mein Kind war wie das Lamm zur Schlachtbank geschleppt worden. Alle Welt sah's, nur ich, ich allein nicht!

„Am letzten Hochzeitstage ging auch der Conrad zu den Soldaten fort. Abends ging Evchen hinaus; gleich darauf auch der Förster. Sie kam mit rothgeweinten Augen wieder. Der Förster blieb fast zwei Stunden aus. Er kam endlich wieder und war ausgelassen lustig; allein diese seine Lustigkeit hatte etwas an sich, das sie entsetzlich machte. Er lachte, aber dies Lachen klang wie teuflische Lust. „Schwiegervater," rief er, „spielt uns Eins auf, ich möchte tanzen!" Ich spielte auf und er tanzte nicht, er raste. Es fiel uns Allen auf, aber wer dachte etwas Arges? —

„War er früher ausschweifend, so wurde er's jetzt noch mehr. Jeden Abend war er betrunken und mißhandelte mein armes, sichtlich und zusehends hinwelkendes Kind. Er verspielte hohe Summen in Einem Sitze. Sagten ihm die Leute etwas, so rief er: „Der Alte hat ja Geld und Alles ist ja mein!" Als ich ihm selber Vorstellungen machte, rief er aus: „Alte Eule, willst Du auch krächzen? Nimm Dich in Acht, sonst stopfe ich Dir das Maul!" Und diese Worte begleitete er mit Geberden, die es deutlich genug machten, es seien eben keine leeren Worte.

„Etwa ein Vierteljahr ging es so fort. Er vernachlässigte seinen Dienst. Die Vorgesetzten zogen ihn zur Rechenschaft, und da sich allerlei schlechte und faule Händel fanden, wurde er abgesetzt. Das knickte zuerst meinen Hochmuth. — Jetzt zog er in mein Haus, und ich war täglich Zeuge, wie elend mein armes Kind war, und in meiner Seele erwachte die Hölle.

„Um diese Zeit entstand ein beängstigendes Gerüchte.

„Wo der Weg nach der Stadt führte, war ein dichter Schlag zur Seite des Weges. Dort pflückten Kinder Erdbeeren und fanden ein Wamms, das sie heimbrachten. Es waren schwarze, dicke Flecken dran, wie wenn's Blut wäre, und die Leute erkannten es sogleich für das Sonntagswamms des armen Conrad. Seiner Verwandten Einer ging nach Saarlouis und fragte bei dem Werber nach ihm; aber Niemand wußte etwas von ihm. Da er sich nur hatte anwerben lassen, aber noch kein Handgeld erhalten hatte, so fragte auch der Werber nicht weiter nach, als er nicht kam.

„Jetzt wurde die Sache ruchbar. Man sagte fast laut: „Der Unhold hat ihn todtgeschlagen!" Das kam endlich dem Gericht zu Ohren, und in dem Schlage wurde nachgesucht, und siehe da! Man fand den Leichnam des Conrad mit zerschmettertem Hirnschädel, und dabei mein Beil! —

„Ihr mögt Euch denken," sagte nach einer stummen Pause der schwerathmende Zunderbuchs, „daß wir alle Beide eingesetzt wurden als seine Mörder. Das gab einen langen Prozeß. Ich wurde, weil alle Zeugen für mich sprachen, freigegeben. Er aber wurde in der Haft behalten, bis er endlich es eingestand, er habe ihn erschlagen an jenem Abend. Er ist darauf öffentlich hingerichtet worden.

„Als ich heimkam, wie fand ich Alles verändert! Der verworfene Mensch hatte schwere Schulden gehabt, die Niemand kannte. Als er und ich in das Gefängniß gesetzt wurden, kamen die Schuldner mit ihren Forderungen. Evchen litt furchtbar. Sie mußte Hab und Gut verkaufen. Was übrig blieb, nahmen die Gerichte.

„Da stand ich nun, herabgestürzt von meiner Höhe, in Schande, Armuth und Elend. Ach, meine Buße begann! In Conrads Hüttchen zogen wir, Evchen und ich. — Und dieser leidende Engel klagte nicht. Still trug sie das Weh, bis ihr das arme, gequälte Herz brach.

„Nun war das Maß voll! —

„Auf dem Grabhügel meines gemordeten Kindes brachte ich manche Nacht hin; aber es war zu spät. Die treue Seele hatte ausgelitten. Ihr Lebensglück hatte ich zerstört. Ich war ihr Mörder! — —

„O, da hat's mich hinausgetrieben in die Welt, ohne Rast, ohne Ruhe. Das Kainszeichen stand auf meiner Stirne. Mit der Geige verdiente ich mein wenig Brod. Das war meine Buße, daß ich mit dem Weh im Herzen der Leute Lustigmacher sein mußte. Und wenn ich recht lustig geigte, dann schnitt das Schwert des Schmerzes durch meine Seele und zerriß sie! Dann sah ich mein Kind, wie es mich im Tode noch ansah mit dem Blicke der Vergebung; aber es kam dennoch kein Frieden in meine arme Brust. So trag ich's nun schon zwanzig Jahre und darüber. O sagt, sagt, kommt der Tod bald?"

„Er hatte seine Hände zusammengepreßt und sah mich mit einem Blick an, der mein Blut schier erstarren machte.

„Ich sprach zu ihm Worte des Trostes, Worte der Liebe.

„Er hörte mir mit großer Andacht zu.

„Habt Dank!" sagte er dann. „Ja, ich will harren, bis der Herr die Last des Lebens mir abnimmt. Was Ihr sagt, ist Balsam für mich!"

„Aber," fragte ich, „was war's doch, was Euch so ergriff, als Ihr vorhin am Kirchweihbaume geigtet?"

„Ich will's nicht verhehlen," rief er aus. „Heute ist der Jahrestag von Evchens Hochzeit. Während ich so geigte, gingen alle die Schicksale, die ich erduldet und selbst verschuldet, an meiner Seele vorüber, und die alten Wunden bluteten wieder. Da blickte ich herab und — Appelchen tanzte gerade vorüber. Da war mir's, als sei's mein Kind, mein armes Kind. Innerlich hat es mich da geschüttelt, meine Sinne sind mir vergangen, und der Bogen, der über die Saiten fuhr, brachte einen Ton hervor, der mir wie ein

Gruß der Hölle durch die Seele drang. Da bin ich umgesunken. Nun kennt Ihr mein Leid," sagte er, drückte meine Hand, und ehe ich mich's versah, war er weg. Ich hab' ihn nicht wieder gesehen!"

„Auch nichts mehr von ihm gehört?" fragte ich mit großer Theilnahme.

„Doch," sagte der alte Schullehrer, „doch. Ein Jahr nachher, ich war schon mit Appelchen verheirathet, da kam einmal ein Glashändler in's Dorf, wie sie so aus der Gegend da hinten an der Saar mit ihrem Glaskarren im Lande herumfahren, den fragte ich nach Zunderbuchs.

„Ach ja," sagte er, sich erinnernd, „das war Steiger's Joseph aus unserem Dorf." Er erzählte mir nun die Geschichte des Armen, wie ich sie schon kannte.

„Er ist seit einem Jahr und länger nicht mehr hier gewesen," sagte ich. „Glaub's wohl," erwiederte der Glashändler. „Er war lange Jahre nicht mehr in unser Dorf gekommen; aber im vorigen Sommer, gleich nach Johannistag, sahen ihn die Leute daher wanken an einem Stabe. Man sah's ihm an, daß er krank war, und daß sein Stündlein nicht mehr ferne sei.

„Wir hatten Alle so viel Mitleid mit ihm. Einer seiner Kameraden aus der Jugendzeit nahm ihn freundlich auf und erquickte ihn; aber er war so still, so leidmüthig, daß ihn der Mann am Ende nicht mehr mit Fragen quälen mochte. Abends ging er 'mal hinaus, kam aber nicht wieder.

„Die Leute warteten auf ihn bis zehn, bis elf Uhr; als er aber da auch nicht kam, da wurd's ihnen unheimlich. Sie suchten ihn, fanden ihn aber nirgends, bis endlich die Kinder sagten, sie hätten ihn auf den Kirchhof gehen sehen.

„Da gingen sie hin, ihn zu suchen, und fanden ihn liegend auf dem Grabe seines Kindes, und er war todt. Das ganze Dorf beklagte ihn. Sie hatten ihm ja Alle vergeben seinen Uebermuth,

den er so schwer gebüßt hatte. Er wurde ehrlich begraben neben seinem Kind.

„Ach," sagte der Glashändler, „Herr Schulmeister, der Hochmuth ist vor Gott ein Greuel, und des Zunderbuchs Geschichte sollte alle harten Väter warnen, ihre Kinder nicht zu einer Ehe zu zwingen, da wird nur Herzeleid daraus und Jammer!"

„So sprach der Mann," schloß der alte brave Lehrer; „und er hat Recht. Es wird mir kühl; gute Nacht, Herr Nachbar!"

Er ging in's Haus. Es war dunkel geworden. Ich saß noch lange da, recht tief bewegt, und dachte an des Dichters Wort:

„Wo Gleiches sich zu Gleichem findet,
Da gibt es einen guten Klang!"

Eine Historie ohne Titel.

Der Candidatus SS. Ministerii Traugott Adami, welcher in X., einem zwei Meilen von der Provinzial-Hauptstadt belegenen Städtlein, wo einst sein Vater Prediger gewesen, in einem engen Stüblein wohnte, hatte einen Freund, der ein Magister seines Zeichens, seit Jahren, wie er, auf ein Amt hoffte, und immer die Erfahrung des Kranken am Teiche Bethesda machte, daß nämlich ein Reicherer, Freigebigerer, Klügerer oder Zudringlicherer, als er, den ersten Segen wegschnappte und ihm das Nachsehen und Trübsal-auf-Noten-blasen ließ. Seit Jahren hofften Beide, die die trefflichsten Zeugnisse aufzuweisen hatten, jener auf eine fette oder magere Pfründe, dieser, der Magister Mukk, auf das warme Nest eines Conrectors oder dergleichen. Das Schicksal hatte nun einmal beschlossen, daß Beide nur die Molken, Andere stets den Rahm vom Milchtopfe des Glückes erhalten sollten. Beide waren arme Teufel von Haus aus, wunderliche Käuze dabei. Adami war eine gute, weiche, treue, fromme Seele, bei dem aber oft das Herz mit dem Kopfe davon lief. Mukk dagegen ein erzschnurriger Patron, der gern seine Kapriolen in eigener Manier schnitt und tausend Possen in petto hatte, indeß sein Herz treu und edel war. Einen completteren Stoiker gab es kaum als ihn. Ruhig und gleichmüthig im Mißgeschick, konnte er mit Witzen und Possen seine dürre Brodrinde kauen und einen tüchtigen Zug klares Wasser nehmen: dann schritt er in seinem Dachstübchen fideliter auf und ab und

pfiff ein Liedchen, indem er so seine Verdauungsstunde hielt. War das geschehen, ging er heiteren Sinnes auf eine kritische Accentenjagd oder gab seine Stunden, wovon er lebte. Ein Weh hatte er, daß er nicht bei seinem Special Adami leben und wohnen konnte. Dem aber stand ein Häkchen im Weg. In X. konnten Zweie vom Unterrichtgeben nicht satt werden, sintemal Adami dabei hungerte wie eine Kirchenmaus, und in dem Wohnorte Mukk's war's just gerade so. Darum waren briefliche Mittheilungen ihre Seligkeit, und alle Woche mußte Einer dem Anderen schreiben, so war's eingeführt. Ihre Herzen waren eng verwachsen; aber nicht die Leidensbrüderschaft, nicht die gleiche Armuth, nicht die gemeinsam durchlebten Jubeljahre des akademischen Lebens hatten ein so unzertrennbares Band um ihre Herzen geschlungen, sondern mehr als dies Alles, ihre gleiche Denkart, das jedesmalige Zusammentreffen ihrer Ideen, ihres hohen Strebens, mit einem Worte, ihre geistige Einheit bei aller Verschiedenheit ihrer Individualitäten.

Im innigsten, schönsten Zusammenleben waren ihnen die drei akademischen Jahre dahingeflossen, wie drei hohe Festtage und ihre Freundschaft war fest geworden, trotz dem, daß oft Mukk's wunderliche Streiche des sanften, gefühlvollen Adami's Mißbilligung erhielten, und der ihn dafür recht ärgerlich einen Grillenfänger schalt. Die glücklichsten Jahre flohen dahin und das eiskalte Philisterthum fiel wie ein Maifrost in die Frühlingsblüthen auf die warmen Jünglingsherzen. Das Fehlschlagen ihrer Wünsche und Hoffnungen wirkte auf Beide verschieden. Adami wurde dadurch stiller, trüber gestimmt, in sich selbst verschloss'ner; seine Stimmung war wehmüthig ernst, ja, zuletzt wankte sein Zutrauen in sich selbst. Die Musik war allein seine Trösterin, und wenn er an seinem Piano saß — das er in theueren Zins bei dem Juden Schmuel Offenbacher gemiethet — und in den Tönen seine Empfindungen aussprach, dann vergaß er sein Weh und seine Armuth und phantasirte sich hinweg über Raum und Zeit, über Sorge und Aerger in eine reine, heilige Welt voll Frieden, Freude und

Seligkeit, und nicht selten rollten die Thränen eines unaussprechlich seligen Gefühls über seine Wangen, und ein süßes Bild, das seine Seele bewahrte, trat frisch und heiter vor ihn — aber es war ja unerreichbar ihm entschwunden und — mit einem klagenden Adagio, das ein Seufzer aus tiefer Brust begleitete, schloß er, stand auf und trat zum Fensterchen, das die Aussicht auf ein allerliebstes Thal bot, indem Tieck's Worte ihm in's Gedächtniß kamen:

Vorüber, ihr Schafe, vorüber,
Dem Schäfer ist gar zu weh!

Bei Mukk war das anders. Er pflegte zu sagen: Wenn's Noth thut, kann ich arm sein und reich sein, Mangel und Ueberfluß haben! Ihm galt das ziemlich gleich. Er konnte lachen, wo Adami's Herz hätte brechen mögen. Habe ich nur soviel, sagte er, daß der Leichnam in statu quo bleibt, um's Andere kümmere ich mich nicht, und ich bin reicher in meiner Armuth, als mein Nachbar, der Harpax, der aus Sorge wegen seiner Goldfüchse keine Nacht ruhig schläft und aus Geiz sich nicht satt ißt. Was ist denn Armuth, haranguirte er sich selbst, die Narren draußen meinen, der Mangel an klingendem Verstand, an Gemächlichkeit und Wohlleben und üppiger Schwelgerei, am Flittergolde der Ehre, an Kleiderpracht et caetera! Fehlgeschossen! Zwar ist Gold der nervus rerum, der über manche Sandwüste hinaus zu einer frisch blühenden Oase führt — aber das Bedürfniß bestimmt seinen Werth. Bin ich nicht reich bei meiner mageren Kost? Bin ich nicht reich und lebe alle Tage herrlich und in Freuden in meinem Knurrwinkel am warmen Ofen, obgleich ich keinen Champagner, Madera, Xeres, Tokaier oder Rüdesheimer und Johannisberger trinke, sondern das klare Quellwasser und am Geburtstage meines Adami einen Krug Merseburger Gerstennektar? Bin ich nicht reich, obgleich ich nur einen Rock habe, der auf der Akademie noch seine Jugendjahre verlebte? O ihr Thoren, der wahre Reichthum ist eine Mens sana in corpore sano und das ist mein! Nach solchen Monologen sang er aus heiterer Brust:

Die Zeit ist schlecht,
Mit Sorgen trägt
Sich Mancher ohne Noth.
Nur wo ein Herz in Freude schlägt,
Da ist die Zeit noch gut!

doch blieben die folgenden Verse ihm in der Kehle stecken, wenn er an sein karges Mahl dachte und an den Diogenischen Wasserpokal, den er sich selbst kredenzen mußte. So waren schon mehrere Jahre verflossen und die Freunde hatten sich nicht gesehen; so war schon manche trügerische Seifenblase des Glückes zerplatzt, — da saß Adami am Tisch und schrieb an seinen Special Mukk:

„Du hast doch wohl auch in Deiner Kindheit das Mährlein vom „Hans Dudeldee" und dem „Fischlein" und der „hochfahrenden Frau Ilsebille" gehört, Mukk? Sieh', das wiederholt sich recht ergötzlich in meiner Erdenpilgrimschaft, und der Narr, der Dudeldee, das bin ich, und die Ilsebille, die sitzt mir im Kopf. Als die letzten Sparpfennige meiner Mutter, der sanften Engelseele, die im Reiche des Friedens ist, verzehrt waren, trotz aller möglichen Sparsamkeit, und keine Aussicht auf eine Sinecure da war, und die Sorge um das tägliche Brod an meiner Heiterkeit zu nagen anfing wie der Wurm an der Blüthe — da wurde ich Schulmeister zu Marienthal und hatte mein Auskommen und meine Kinder liebten mich. — Warum war ich nicht zufrieden wie Du, Mukk? und aß mein ärmlich Stücklein Brod? — Aber die Ilsebille im Kopfe rührte sich, der Hochmuthsteufel, der meinte, er müsse höher hinauf — gerade als ob da oben auf den Sonnenhöhen des Lebens das Glück allein wohne. Ich verließ meine Schulmeisterstelle und zog hierher nach X., wie Asmus omnia sua secum portans. Ich war wieder der Herr Candidat, und hatte nichts zu leben. Die Reue blieb nicht aus; aber der, der die jungen Raben speist, vergaß meiner nicht. Ich fing an, Privatstunden zu geben wie Du, und aß wieder ein selbsterworbenes Stücklein Brod.

„Und wenn ich nun so den ganzen Tag hindurch mit meinen Knaben in den Sandwüsten der Grammatik herumgewandert war —

und der stille freundliche Abend sich auf die paradiesische Umgebung meines Städtchens herabsenkte — dann wanderte ich hinaus in die frische Gottesluft, auf den Hügel, der in Osten sich sanft erhebt, und blickte der sinkenden Sonne nach, und dachte an Dich und an die seligen Tage, wo ich mit Dir in den ehrwürdigen Ruinen des Heidelberger Schlosses umherwanderte, dann war ich glücklich, mein Mukk, und ich vergaß mein Alleinsein. So manches herrliche Bild der Vergangenheit trat vor die Seele — auch Eins, — doch stille davon! — — und meine Seele war gewiß froh, denn sie war fromm gestimmt; — aber kehrte ich dann wieder heim, dann fand ich nur die stillen Wände meines Stübchens und meine Bücher und Deine Briefe — und mein Piano. Hätte ich Deine Ruhe, ich wäre glücklich gewesen auch so. Das Menschenherz ist nie ohne Wünsche. Auch das Meine war es nicht. Der alte Pfarrer von Dornbach starb. — Sieh', da that sich das Eldorado auf und ich hisste die Wimpel auf, richtete die Masten, spannte die Segel — der Hafen lag vor mir — ich war im Geiste schon eingelaufen — ach, ich dachte nicht, daß mein Schiff auch im Angesichte des Hafens noch zerschellen könnte! Ich meldete mich bei dem Consistorio geziemendst um Dornbach. Klar, nackt und ehrlich stellte ich meine wahre Lage dar, nur betteln konnte nicht.

„Um der Sache mehr Nachdruck zu geben, ging ich selbst in die Provinzialhauptstadt, mündlich das Fehlende zu ergänzen. Aber meine Hoffnungen wurden zu nichte. Warum? fragst Du. Weil ich keine Lust bezeugte, das gelbe, alte, keifende Töchterlein eines der Herren zu meiner Lebensgefährtin zu machen, weil — Mukk — weil ein anderes Engelsbild mir die Seele füllt. — Ein Mitbewerber um Dornbach war reich und konnte also die Thüren der Herzen öffnen, nahm das Mädchen zum Weib und erhielt Dornbach. Ich aber hatte nun einen unversöhnlichen Feind im Consistorio und — ging tiefgebeugt, aus dem Himmel meiner Hoffnungen in die leere, arme Wirklichkeit herabgeschleudert, heim und fing das alte Leben wieder an. Ein Gast kehrte nun noch bei mir ein, der Mißmuth,

und träufelte neuen Wehrmuth in meinen bitteren Lebenskelch. Nur Deine Briefe und meine Musik die blieben meine Freuden und der Genuß der schönen Natur meine Erholung. Seitdem habe ich nun schon dreimal mich um Stellen beworben, und jedesmal wurde ich abgewiesen. Die Gegenwart ist wüst und leer, die Zukunft dunkel — nur die Vergangenheit bleibt mir zum Ersatz. O, die ist reich, unaussprechlich reich, und ihr Reichthum gibt auch der Gegenwart einen Theil jener Herrlichkeit. Deine Liebe ist der Lichtpunkt derselben, und die ist mein, wie die Meine ewig Dein!"

Mukk erhielt diesen Brief an einem Sonnabend, nach einer mühe- und arbeitvollen Woche. Er saß im Knurrwinkel und rauchte sein Pfeifchen, und machte Glossen über die Narrheit der Menschen. Aber ihm war wohl zu Muthe, und seine Glossen waren keine menschenfeindlichen, sondern satyrische. Er hatte just eben vorher seinem Nachbar, dem reichen Gewürzkrämer, einen Possen in seiner Art gespielt. Seit langer Zeit war Mukk ein Bauchredner, und hatte dadurch sich manchen Privatspaß gemacht, aber lange her die Kunst nicht mehr geübt. Aus seinem Dachstübchen sah er in die Schlafstube des Reichen, wo dieser seine Geldkasten verwahrte und mit der knöchernen Hand seine Thaler zählte, die er Wittwen und Waisen abgestohlen und durch fürchterliche Wucherzinsen gemehrt. Eben zählte er wieder. Die Brille saß auf der Nase und das stiere Auge folgte der geübten Daumenbewegung. Da rief plötzlich eine Donnerstimme hinter ihm: „Dein Geld her, oder Dein Leben!" Der Alte fuhr herum, wie von einem elektrischen Schlag getroffen. Das Geld rollte unter den Tisch. Er wollte schnell sich darnach bücken — aber die Angst riß ihn empor nach der Thüre. Die aber war ja verriegelt dreifach. — Wo war der Dieb? — „Daniel!" rief er seinem alten Diener, „Daniel, um Gottes Willen, komm' mir zu Hülfe!"

„Ha, ha, ha," lachte eine Stimme wie Daniels Stimme — „wie kann ich denn helfen, der Kerl hat mich todt geschossen!"

„Daniel," rief der Alte und seine Haare sträubten sich, „hat

er Dich todt geschossen? Du treuer Knecht! Ach, so wohlfeil dient mir keiner mehr! so zufrieden ist keiner mit der scheelen Wassersuppe!"

„Geizhals!" rief eine krächzende Stimme aus einem der Geldkästen jetzt, „Geizhals, gib's den Armen, was Du gestohlen!"

Der Alte erstarrte. „Greulicher Spuk!" rief er — „den Armen geben, dem Lumpengesindel, daß es in Fusel den Schweiß meiner Arbeit vergeude?" —

„So halt's, Du Nimmersatt!" rief's jetzt unten im Hof — „aber wuchere nicht mehr, sonst verwandle ich Dein Geld in Spreu und Du sollst betteln und nichts bekommen!"

Jetzt sank der Alte erschöpft in den Stuhl und der Gerufene klopfte an der Thüre.

Aber der alte Geizhals öffnete nicht, bis Daniel versicherte, er lebe, und es sei keine Menschenseele im Hause, als er und sein Herr.

Mukk lachte wie toll, und am anderen Morgen ging der Alte zum ersten Mal seit Jahren in die Kirche und gab einen Heller in's Almosen.

Mukk saß wieder im Knurrwinkel, da klopfte es an die Thür und der Postbote brachte einen Brief von Adami. Hochauf jauchzte er, herzte den erstaunten Briefträger, gab ihm freudig einen Theil seines Erübrigten, und riß in der Ungeduld das Siegel entzwei, denn er hatte lange vergeblich auf Briefe gewartet.

Als er ihn gelesen, warf er ihn auf den Tisch und rief: „O Du armer Jonas, hat Dir denn auch diesen Kürbis wieder der Wurm angefressen, daß er dürre wird!" — Er las ihn noch einmal, und jetzt wurde er fast unwillig über des Freundes Klagelieder. Er setzte sich und schrieb: „Blas' eine Feder in die Luft, Traugott, und thue, was Dein Name sagt! Geberdest Du Dich doch wie ein Weib, Junge! Warum klagst Du so und bist so kopfhängerisch? — Mir kommen auch die gebratenen Tauben nicht in den Mund — aber ich bin zufrieden — sei's auch! Warst Du

aber auch nicht ein Narr? Warum nahmst Du die gelbe Schönheit nicht? Gelbe Rosen sind ja auch Rosen! Sie ist alt —? Hast Du's denn aber durchaus nicht bedacht, daß Reife der Jahre auch Reife des Verstandes und Herzens mit sich führt? Das ist viel werth. Wie erkleklich müßte der Anblick gewesen sein, wenn Du Filius Adami solch ein liebes Evachen heimgeführt, und sie nun Dir statt des Paradieses so eine Art Höllchen bereitend, ein eisernes Hausregiment eingeführt und ein Pantöffelchen, nicht von Sammt und Seide, sondern von Blei oder Eisen, über Deinem Lockenkopfe geschwungen hätte! Wenn ich mir das ausmale — dann möchte ich mich zu Todte lachen und ein Pas Zephir tanzen. Du hättest Dir die Phrase lammsartiger Ehemänner angewöhnt: „mit Deiner Erlaubniß, Weibchen!" hättest im Schlafrock an der Wiege gesessen und die Kinderchen gewiegt, Windeln getrocknet, und just so viel Pfeifen Knaster geraucht, als sie Dir erlaubte. Wäre ich einmal zu Dir gekommen, hättest Du mich vorgestellt mit den Worten: „Schönster Engel, das ist, mit Deiner Erlaubniß, mein Freund Mukk!" O Du schönes, ungenirtes Junggesellenleben, wie wärst Du zu Schanden geworden! Wie wäre in der ledernen Philisterei solch einer Heirath jeder Lebensreiz zu Schanden gegangen. Das Herz wäre eingeschrumpft zu einer ägyptischen Katzenmumie! Gottlob, daß es so nicht gekommen! Du hättest in einen saueren Apfel gebissen, der Dir übler würde bekommen sein, als jener ominöse unseres Ureltervaters. Sei froh und klage nicht. Unser Loos scheint es einmal zu sein, von der Welt vergessen zu werden — wir, Freund, wir vergessen unserer nicht. Und bleibt die Welt unsere Schuldnerin, so sind wir ja reiche Kapitalisten — denn wir haben gewiß eine große Schuldnerin, und der himmlische Vater zahlt uns die Zinsen mit dem Kapital am Tage der großen Abrechnung. Nur vergiß nicht, was Gries sagt:

„Immer lustig, immer heiter,
Geht sich's leichter durch die Welt!"

„Mein Prinzip ist das, und ich befinde mich wohl dabei,

mache meine Possen und bin glücklich. Ich muß Dir doch auch ein Späßchen erzählen. Hier in meinem gebenedeiten Krähwinkel gibt's auch Gelehrte (mich nicht eingerechnet). Einer von diesen ist Oberbürgermeister. Diese Leute sind nun der eigentliche Centralverstand der Bürgerschaft. Sie denken und sorgen für sie, die Bürgerschaft nämlich — essen und trinken wohl auch für sie, letzteres im eminentesten Sinne bisweilen.

„Kürzlich klopft's an meiner Dachstubenthür. Ich setze mich in Positur, den Besuch geziemendst zu empfangen — und siehe — der Herr Bürgermeister treten ein, machen gar höfliche Bücklinge und nehmen Platz. Wie alle gelehrte Unterhaltungen, fängt auch die unsere bei dem Wetter an und endigt bei dem Doctor Philosophiae, zu welchem Se. Wohlgeboren absonderliche Lust verspürten, sintemalen es doch gar schön sei, die zwei bedeutungsvollen Buchstaben: Dr. vor dem Namen zu führen, wie er das aus einigen Regierungsrescripten ersehen. Er argumentirte ganz richtig, wie so Viele unserer ehrenwerthen Zeitgenossen, und bewies mir sonnenklar, daß es Fakultäten gäbe, bei denen man für eine klingende Inaugural-Dissertation von hundert Kapitelchen im Augenblick ein Diplom erhalten könne.

„Ich konnte das nicht widerlegen, da er mir Beispiele angeführt. Jedoch bemerkte er, wolle er so leicht nicht dazu kommen. Er wolle eine Dissertation, wenn auch nicht schreiben, doch wenigstens einsenden. Nachdem er nun mir einige Mal den Fuchsschwanz gestrichen, rückte er heraus, daß, da er bekanntlich vor Tabellen, Berichte- und geheimen Relationenmachen nicht zu sich selbst kommen könne, er mir das lukrative Geschäft auftragen wolle. —

„Wissen Sie denn etwa einen Gegenstand, worüber Sie eine philosophische Brühe machen wollen?" fragte ich.

„Darüber hatte er nicht Zeit gehabt, nachzudenken; darum wolle er mir das überlassen. Sie schreiben sie, denke ich, lateinisch; das ist ja die gelehrte Sprache!" sagte er.

„Wie meinen Sie," sprach ich ernst, „wenn Sie eine Dissertation de lana caprina schrieben?"

„Vortrefflich," rief er aus, „vortrefflich, theuerster Herr Mukk! Sie sollen ein Honorar haben, das meiner würdig ist!" Ich versprach die Abhandlung und er ging, selig in der schönen Hoffnung, von dannen.

„Nun setze ich mich hin und schreibe, wie ich eben gelaunt war, das bunteste, schnurrigste und verrückteste Zeug, was ich nur ersinnen konnte. Spare nicht die bitterste Satyre über die Doctorfabrik, und das Alles schreibe ich, so viel möglich, in elegantem Latein.

„Wer war seliger als mein Bürgermeister, der keine Sylbe Latein los hat! Die Dissertation mit dem goldenen Anhange geht ab. Mein Männchen posaunt sich schon als Docter aus und — —

auch aus unumwölkter Höhe
kann der zündende Donner schlagen! —

„Da kommt die Dissertation zurück mit dem Gelde — und eine fürchterliche Fakultätsnase hinterdrein. Die Persiflage hatte gewirkt. — Mein Zweck war erreicht — aber ich saß in der Schwemme und sitze noch drin — denn nun haßt mich der von seiner Höhe herabgestürzte Doctor in spe grimmig, und — mir wird zuletzt nichts übrig bleiben, als — den Staub von meinen Füßen zu schütteln und von dannen zu ziehen, und durch die Welt zu wandern, bis ich ein Plätzchen finde, wo ich meinen Stab in die Erde setze, daß er grüne. Sieh', wir Beide haben uns die Suppe versalzt, aber wer war der größte Narr?

Dein Freund Mukk."

„Wenn Du das selbst sagst, Hasenfuß, so brauche ich's nicht zu sagen!" rief ärgerlich Adami aus, da er den Brief empfangen und gelesen. Es gehört eine eigene Natur dazu, sich mit Lachen einen Backenstreich zu geben, von dem noch lange hin die Wange funkelt! Mukk's toller Streich verbitterte dem Treuen einen ganzen Tag. Zuletzt konnte er sich doch des Lachens nicht erwehren, und

schrieb ihm, daß er zu ihm kommen soll, um mit ihm brüderlich sein karges Stücklein Brod zu essen, und ihre Wege für die Zukunft gemeinsam zu bedenken.

Ein Gedanke war seit kurzem in Adami's Seele aufgedämmert, der ihn sehr beschäftigte. Waren auch seine Hoffnungen, bisher dem Abendrothe gleich, nur der Nachglanz einer untergegangenen Sonne gewesen — jetzt war auch dies Abendroth allmälig verglommen und düster seiner Hoffnung Himmel geworden.

Im Vaterlande war kein Heil für ihn mehr zu finden. Es stieß ihn ja kalt von sich. Dies Bewußtsein schmerzte ihn unendlich, und nur der Gedanke konnte ihn erheben, daß er nicht durch solche Mittel, die das Gewissen verdammt und das Urtheil der Edeln brandmarkt, sein irdisches Glück gegründet.

Arm — aber edel, und die Armuth schändet und drückt nicht, sprach er zu sich selbst. Daß er hier nicht bleiben konnte, war ihm zur Gewißheit geworden. Wohin aber? — Nach Amerika! sprach sein guter Genius. Dort, wo der Tag anbricht, dort, wo Kenntnisse und Rechtlichkeit zu einem sicheren Ziele führen, dort, wo Menschenwerth noch Etwas gilt, dorthin wollte er mit Mukk, dem Herzensfreunde, dessen Zustimmung er sich im Voraus versichert hielt. Aber Eins hielt ihn. — O, er liebte ja, allein freilich wohl eine Unbekannte.

Immer hegte er noch die Hoffnung, sie zu finden, deren Bild in seinem Herzen rein und heilig lebte. Und mit dieser Liebe war es so gekommen.

Einst in den Ernte-Ferien, wo Mukk in den romantischen Odenwald gewandert war, saß Adami an einem wunderschönen Mittag auf seinem Lieblingsplätzchen im Garten des Heidelberger Schlosses.

Dies war jenes stille heimliche Plätzchen am Ende der Terrasse, ohnweit des Pavillons, wo von überhängenden Gebüschen beschützt, eine kleine Bank steht, von der aus man über die sich unten ausbreitende Stadt mit dem Fluß und der Brücke hinüber,

die ganze herrliche Ebene vor sich hat, durch welche sich der Neckar wie ein Silberband schlängelt, welche in Westen die Gebirge begrenzen, hinter denen in wunderbarer Herrlichkeit die Sonne nach heiteren Sommertagen hinabsinkt. Links streift der Blick an den herrlichen Ruinen des Schlosses hinweg, und rechts öffnet sich das liebliche Thälchen des heiligen Berges, in welchem die Hirschgasse so still und freundlich liegt. Tief unten brauset der Strom über sein Granitbett hin, oben aber herrschet Frieden.

Dort saß er oft in stillen Betrachtungen, oft las er hier die Meisterwerke der Alten und Neueren, und die Feststunden, die er hier verlebt, machten das Plätzchen ihm unendlich theuer. Hier saß er denn an jenem Tage unter der Ahornstaude und dem blühenden Flieder. Ueber ihm in den Zweigen flötete eine Nachtigall ihr herzerquickendes Lied. Das Buch entsank seiner Hand — er lauschte der Sängerin. Ringsum war's stille. Nur das Brausen des Stromes scholl herauf. Nahende Menschenstimmen störten die Nachtigall in ihrem Liede. Adami griff wieder zum Buche, es war Jean Paul's Titan. Immer näher kamen die Redenden. Jetzt traten sie das Pfädchen herauf zur kleinen Anhöhe, auf deren Gipfel Adami saß, der sich, so viel er konnte, unter die herabhängenden Zweige barg, um nicht gesehen zu werden. Er erreichte seinen Zweck. Es waren Fremde, die das Schloß besahen. Ein ältlicher, wohlgekleideter Mann mit einem freundlichen Gesichte kam voraus. Er kehrte dem Jüngling den Rücken und sah auf die unaussprechlich reizende Landschaft.

„O, wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!"

sagte er leise, und es war unverkennbar, diese Worte kamen aus einem tief fühlenden, edlen Herzen.

„Amalie!" rief er dann, „komm doch hierher, wenn Du eine der schönsten Aussichten in der Welt genießen willst!"

„Wo sind Sie denn, lieber Vater?" fragte unten eine Stimme, deren Wohlklang in Adami's Seele drang.

„Hier!“ war des Vaters Antwort, und bald darauf hüpfte ein Mädchen herauf, und blieb mit dem Ausruf: „O Gott, wie schön!“ an des Vaters Seite.

Adami hatte nie etwas Herrlicheres gesehen. Blonde, reiche Locken ringelten sich um den blendendsten Nacken, und um ein Gesichtchen von unendlichem Liebreiz. Er hatte Zeit, aus seinem Observatorium die liebliche Erscheinung zu betrachten. Solch eine feine, im herrlichsten Ebenmaße gebaute, schlanke Gestalt, war ihm noch nicht vorgekommen. Sie war eben in der Zeit, wo die Jungfrau sich, wie die junge Rose entwickelt. Dieses Bild prägte sich seiner Seele ein, und er fühlte tief im Innern, dieser Augenblick habe über sein Leben und Lieben entschieden.

Beide, Vater und Tochter, überließen sich nun ganz dem Genusse, den ihnen die herrliche Stelle gewährte. Keins von Beiden sprach.

Endlich brach der Vater das Schweigen.

„Wie glücklich ist der, liebe Amalie, der nach vollbrachter Arbeit hier eine Stunde ruhen könnte von den Plackereien!“

Das Mädchen nickte mit dem niedlichen Köpfchen und sagte: „Oder auch lustwandeln in diesen herrlichen Räumen. Eins, meine ich, müßte die Seele eben so sehr erheitern, erquicken, stärken — als das andere.“

Der Alte schwieg wieder eine Weile, dann sagte er:

„Hätten wir doch nur Jemanden, der uns die Einzelnheiten zeigen, uns auf den Wolfsbrunnen begleiten könnte!“

Das Mädchen nickte wieder und sah unverwandt hinaus in die Gegend.

Da zog's den Jüngling mit einer namenlosen Gewalt, und er, der sonst so Schüchterne, wurde von einer unbekannten Hand fortgezogen. Er trat hervor und sagte:

„Ich mache mir eine Freude daraus, Ihren Wunsch zu erfüllen!“

Die Worte waren heraus — aber nun war's ihm, als schnüre

es ihm die Brust zusammen. Eine Feuergluth brannte auf seinen Wangen.

Die beiden Fremden fuhren in der größten Ueberraschung herum. Allein es lag in diesen Augen nur das dankbare Anerkenntniß einer Gefälligkeit und — vielleicht ein Wohlgefallen an dem schönen Jüngling, der so bescheiden, so mit mädchenhafter Schüchternheit vor ihnen stand.

Adami's Muth kehrte jetzt, wo er der Lieblichen in das seelengute blaue Auge geblickt, zurück. Er war gefaßter, als er es selbst, wenn er später die Situation überdachte, begreifen konnte.

„Sie sind sehr gütig," sagte darauf der alte Herr, zu dem, wie es schien, bittend die Jungfrau hinsah, mit gar heiterer Miene und wohlwollendem Stimmtone, „daß Sie uns Wildfremden Ihre Dienste anbieten; allein so sehr ich auch wünschte, Ihr gütiges Erbieten annehmen zu können, muß ich doch Anstand nehmen, da wir vielleicht Sie um eine kostbare, der Wissenschaft geweihte Stunde berauben könnten!"

„Das gar nicht," antwortete der Studio, und sein Auge sah recht treuherzig in das des alten Herrn. „Wir haben jetzt Ferien. Ich versäume durchaus nichts. Zudem," setzte er hinzu, „habe ich eine Schuld abzubüßen; ich war hier ein lauschender Zeuge Ihrer Herzensergießungen, und — diese waren der Art, daß ich die Stunde, die ich in der Gesellschaft von Menschen verlebe, die so innig und rein sich der schönen Natur freuen können, nur für Gewinn rechnen kann. Lassen Sie uns, so Sie es anders genehmigen, gemeinsam in dem großen Buche des Herrn eine der schönsten Stellen lesen!"

Hätte ein anderer Mund dieß gesprochen und ein anderer Blick diese Worte begleitet, der alte Mann würde sie wohl für eine leere Tirade gehalten haben. So aber war es gewiß keine, auch keine Angel, um ein Stündchen in der Nähe eines schönen Mädchens zu sein, wie anfangs der alte Herr zu glauben Lust zu haben schien. Sie kamen aus einem offenen Herzen.

Der Alte sah das Mädchen an, und es schien, als hätten die Worte Adami's sein Herz getroffen und das ihre nicht gefehlt.

Er reichte dem Jünglinge die Hand.

„Es scheint," sagte er, „uns habe ein guter Geist hierher geführt, der uns zur Erfüllung eines sehnlichen Wunsches hilft. Da wir denn nun schon gewissermaßen bekannt sind, so nehmen wir dankbar Ihr Erbieten an."

Adami's Seele streifte nun die letzte Fessel der Befangenheit ab. Ihm war unaussprechlich wohl zu Muthe.

„Da nun mein Amt als Cicerone in diesem Moment anhebt," sagte er, „so bitte ich Sie, noch einige Schritte heraufzutreten. Hier in meinem Versteck, wo ich so manche schöne Stunde verlebt habe, können Sie noch weit herrlicher die Aussicht genießen, und in Ruhe genießen, die Ihnen nicht schädlich sein dürfte, da der Weg zum Wolfsbrunnen in dieser Wärme ermüdend ist."

Ein freundlicher Blick Amaliens fiel auf ihn. Sie traten herauf und setzten sich auf die Bank.

„Wahrlich, die Wahl Ihres Lieblingsplätzchens, junger Freund, macht Ihnen Ehre!" sprach der Greis.

Adami's Buch lag noch da.

Amalie sah es und griff darnach. „Entschuldigen Sie die weibliche Neugierde!" scherzte sie und schlug es auf. „Ach! Jean Paul's Titan!" rief sie, „und gerade hier die herrliche Schilderung von Isola bella!" Sie las eine Weile — dann sagte sie: „Ja, hier muß man den Titan lesen, um seinen hohen Werth zu fühlen, und das Herrliche in das offene Herz aufzunehmen, und begeistert zu werden für alles Erhabene und Heilige!"

„Ja wohl!" sagte Adami fast unwillkürlich, und es war ihm, als sei ihm jetzt auch das Engelbild erschienen, nach dem sein Herz sich gesehnt.

Ob die Jungfrau gefühlt, was sein Herz gefühlt und in dem Wörtlein ausgehaucht? — Sie erröthete und that eine nichtsbedeutende Frage, die schnell von Adami beantwortet wurde.

„Haben Sie denn," fragte er, „auch schon Alles Sehenswerthe des Schlosses gesehen?"

„Wir sind soeben erst durch die dunkele Halle heraufgekommen," sagte das Mädchen.

„O dann, wenn anders der morgende Tag noch Ihrem Aufenthalte hier bestimmt ist," rief Adami, „lassen sie heute den Gang nach dem Wolfsbrunnen. Es bleibt Ihnen noch viel zu sehen übrig, und der Nachmittag ist schon weit vorgerückt. Morgen führe ich Sie dahin."

Der Alte lächelte. „Wir sind, Gottlob! an keine Zeit gebunden. Wollen Sie so das Maß Ihrer Güte voll machen, so nehmen wir's mit Freuden hin."

Darauf führte der Jüngling sie denn wieder hinab in die duftenden Gänge des Gartens, hin in den Stückgarten, wo die alten Linden stehen, und die Aussicht so schön ist.

„Sehen Sie sich das jetzt nicht so an," sprach er, „wir kehren noch einmal hierher zurück, um das schönste Schauspiel zu sehen, das die Erde bietet — einen schönen Sonnenuntergang."

Er führte sie nun hinab an den klaren Krystallquell des Fürstenbrunnens, im dunkelen Schatten der hohen Bäume. Er geleitete sie hinauf auf die gewaltige Ruine des gesprengten Thurmes, und erzählte ihnen das Historische.

Wie gerne lauschte das reizende Mädchen der sanften, schönen Stimme des Jünglings, der heute so beredt, so hinreißend sprach! Mit jedem Schritte wuchs das Wohlgefallen des Alten an dem freundlichen, gefälligen, bescheidenen und doch so kenntnißreichen und gefühlvollen jungen Mann. In seiner Nähe genoß er doppelt diese Schönheiten. Und trog nicht der Jungfrau seelenvoller Blick, der oft so lange auf dem Jünglinge heftete, so gewann er auch ihr Wohlwollen immer mehr.

Sie kehrten jetzt wieder zurück, stiegen die schmale Stiege wieder herauf und traten in den Schloßhof, wo die herrliche Ruine des Rittersaales sich ganz ihrer Aufmerksamkeit bemeisterte;

dann traten sie in die ehrwürdige Schloßkapelle, wo einst die gewaltigen Dynasten, wo Könige sich vor dem Ewigen in den Staub beugten.

Nicht ohne eine ernste, heilige Stimmung traten sie auf die Altane, wo der Blick über die friedliche, lebenvolle, ihr Licht weithin ausbreitende Stadt schweift, links wieder die herrliche Ebene vor sich hat, rechts aber von den näher auseinanderrückenden Granitbergen begrenzt wird, zwischen denen sich der Neckar herauszuwinden scheint.

Lange freuten sie sich des schönen Anblicks.

„Aber Sie haben uns ja noch Nichts von dem berühmten Fasse gesagt?" fragte der Vater.

„Weil diese plumpe Masse, diese barocke Idee in meinen Augen nur den allerkleinsten Werth hier oben hat," sagte Adami. „Kommen und sehen und urtheilen Sie dann selbst." —

Als sie heraus traten, sagte lachend der Alte: „Das ist wahr, es ist eine sehr triviale Episode in diesem poetischen, erhabenen Ganzen, und zieht den Geist recht eigentlich aus den erhabensten Regionen in die gemeinste und materiellste herab — in die —"

„Darum lassen Sie uns schnell den alten Standpunkt wieder gewinnen," fiel Adami ein; „die Sonne will zur Ruhe gehen. Es flammt schon dort über dem alten Riesen, der Vorhut der Vogesen, dem Donnersberge — das schönste Schauspiel wartet unserer!"

Sie gingen nun zurück nach dem Stückgarten. „Hier unter den Schwesterlinden lassen Sie uns auf der Steinbank Platz nehmen!" sagte Adami, „denn von hier aus können wir in behaglicher Ruhe den Zeitpunkt abwarten, wo wir an die Brustwehr der Mauer heraustreten müssen, um Nichts zu verlieren."

Und immer höher und gluthiger flammte der Himmel im abendlichen Scheidestrahle der Lichtgeberin. Große Wolkenmassen zogen am Horizonte dahin, deren Saum im reinsten Golde glänzte. Kleinere verschwammen im abendlichen Gluthmeere. Feierliche Stille herrschte rings umher. Es war Feierabend im schönsten Sinne

des Wortes. Was sonst so sehr selten der Fall zu sein pflegt, heute war der Garten leer an Lustwandelnden.

Um so ungestörter konnten sie, deren Herzen so harmonisch gestimmt waren, das herrliche Schauspiel genießen.

Immer röther wurde der Himmel. Wie vergoldet lag die schöne Ebene da, aus deren Saatfeldern der silberne Strom blitzte. Jetzt schien die Sonne auf den Gipfeln der Berge zu ruhen. Noch einmal schien's, als wollte sie sich satt sehen an dem lachenden Garten Gottes, ehe sie hinabgehe, einer anderen Hemisphäre das Lebenslicht zu spenden aus ihrer unerschöpflichen Fülle.

„Lassen sie uns jetzt heraustreten an das Geländer!" unterbrach Adami das andächtige Schweigen, in das alle Drei versunken waren.

Sie traten heraus. Allgemach sank die Sonne hinab, und tiefer wurde das Roth des Himmels. Jetzt sah man noch ihren Rand. Noch einmal schien's, als recke sie sich empor, dann sank sie hinab. Aber noch lange lag die Gluth am Himmel, bis sie verschwamm und der Abend seinen duftigen Schleier über die Gegend breitete.

Noch waren Amaliens und ihres Vaters Blicke auf den Punkt gerichtet, wo die Sonne hinabgesunken war. Der Alte hatte seine Hände gefaltet. In Amaliens blauem Himmelsauge glänzte eine Thräne des Entzückens.

Adami aber stand und sah in diesen Himmel und drückte das schöne Bild in seine Seele, daß es ihm nicht mehr entschwinde. Für ihn war der Sonnenuntergang ein Sonnenaufgang der reinsten Liebe geworden.

Der Alte dachte zuerst an die Heimkehr.

„Das war einer der schönsten Abende meines Lebens," sagte er, „und nie habe ich mehr die Nähe der ewigen Liebe gefühlt, nie andächtiger gebetet, als heute!"

Er trat zu dem Jüngling und reichte ihm die Hand.

„Gott lohn's!“ sagte er mit Wehmuth. „Ich kann Ihnen nicht genug danken; aber wann ich und wo ich die Sonne noch niedergehen sehe, ehe sie mir ganz hinabsinkt, da werde ich Ihrer gedenken und Ihnen ein dankbares Andenken weihen!“

Amalie schien keine Worte finden zu können. Sie sah nur Adami an; allein in diesem Blicke, der noch von der schönen Freudenthräne glänzte, lag eine so rührende Dankbarkeit, ein so inniges Wohlwollen, daß des Jünglings Herz bebte in dem seligsten Entzücken.

„Welchen Weg gedenken Sie nun einzuschlagen, lieber Führer?“ fragte der Alte im herzlichsten Tone.

„Den, der uns am gemächlichsten und schönsten unter dem Laubdache der blühenden Akazien hinabführt,“ antwortete der Selige und reichte Amalien seinen Arm. — Wie wurde ihm aber, als der weiche, runde Arm des herrlichen Wesens in dem seinigen lag? Ach, er war ja seiner nicht mehr mächtig. Er drückte ihn leise an die hochklopfende Brust. — Ein leiser Seufzer entschlüpfte den Rosenlippen kaum hörbar.

Still gingen sie dahin. Ihre Herzen feierten noch einmal die heiligen Stunden nach, und Adami's Herz schwelgte in der reinsten Himmelswonne.

„Wir wohnen im Badischen Hofe!“ sagte der Alte, der sich noch nicht recht orientiren konnte.

Adami geleitete sie dahin.

Noch einmal drückte er Amaliens Hand, die sie ihm willig ließ.

Der Alte drang nun in den Jüngling, heute sein Gast zu sein, mit aller Gutmüthigkeit des Alters. Aber so sehr auch Amaliens Auge zu bitten schien, er konnte es nicht annehmen. Sein Herz war zu voll — es sehnte sich nach Einsamkeit. Er versprach, sie morgen Punkt acht Uhr abzurufen. Noch einmal dankte der Greis, und diesmal auch Amalie innig und sinnig, und mit einem herzlichen ‚Gute Nacht!“ schied der Glückliche, der nun

noch einmal den lieblichen Traum des heutigen Tages nachträumte, und erst sehr spät in Morpheus Arme sank.

Die Frühsonne des anderen Tages weckte den Jüngling. Ihre ersten Strahlen fielen durch das Fenster seines Dachstübchens auf sein Lager.

Schnell sprang er auf und ordnete den einfachen Anzug. Aber er nahm den besten, den er hatte, ein schwarzes, altdeutsches Kleid unter dem er die einfache leinene Wanderhose trug. Er sah nach der Uhr. Es war noch zu frühe, hinzugehen zu der Geliebten. Er griff nach dem Titan und las dort die herrlichen Schilderungen der reinsten Liebe, die auch er im Herzen trug. Er las und las lange. Endlich sah er wieder nach der Uhr, und schon war acht Uhr vorüber. Er eilte in das Gasthaus und fragte.

„Sie sind vor wenig Augenblicken auf den Riesenstein gegangen," sagte der Kellner.

Rasch flog der Jüngling die nächste Straße hinauf auf den Pariser Weg und hinauf zum Riesenstein.

Schon von unten sah er Amaliens schneeweißes Gwand. Sie saß auf der morschen Bank vor dem Häuschen, und stützte ihren schönen Arm auf den Tisch, der dort feststand. Sie sah und kannte ihn schon von weitem und kam ihm entgegen.

Adami bat sehr um Entschuldigung. „Ich fürchtete, Ihnen früher beschwerlich zu fallen," sagte er.

Mit wenigen, aber vielsagenden Worten widerlegte sie seine Meinung und bezeugte ihre Freude über seine Ankunft.

„Ach," sagte sie mit kindlicher Freudigkeit, „wie ist es so schön hier!"

Auch Adami wäre beinahe in dieselben Worte, aber nur in Beziehung auf die Jungfrau, die, wie die frisch erblühte Frühlingsrose mit verschämten Wangen und sanft leuchtendem Auge vor ihm stand, ausgebrochen.

Heute war sie über alle Beschreibung schön, da das blendende Weiß des Gewandes so herrlich ihr stand.

Adami konnte das trunkene Auge nicht von ihr wenden. Sie schien es zu bemerken, und wurde verlegen.

In dem Augenblicke kam der Vater vom Riesenstein her.

„Guten Morgen, guten Morgen!" rief er und reichte dem Jüngling die Hand, sie treuherzig schüttelnd. „Es ist merkwürdig," sagte er, „wie ich mich so leicht an eine werthe Person gewöhnen kann. Glauben Sie mir, Herr, mir fehlte heute schon Etwas — ich habe das Schöne dieser Stelle gewiß so nicht genossen, wie ich es hätte genießen können, wären Sie bei mir gewesen. Sie haben uns gefehlt, wahrhaftig. Nicht wahr, Malchen?!" —

Amalie hauchte ein leises: Ja hervor, und mit ihm zog ein hoher Purpur über ihre Wangen und Stirn.

O, wie that das dem Jüngling, dessen Leben so einsam war, so wohl! Wie erweiterte es seine Brust, und wie zog durch alle Thore das Bewußtsein in seine Seele, das hochbeglückende, Amalie wolle ihm wohl.

Ein frischer, aus Westen blasender Morgenwind machte es für Amalie wünschenswerth, den Riesenstein zu verlassen. Adami führte sie über die Brücke hinüber, den Weg nach dem Stifte Neuburg. Neue Schönheiten entfalteten sich überall. Besonders sind die Ansichten des Schlosses herrlich, die sich hier dem Auge darbieten. Oft standen sie und schauten. Das heiterste Gespräch, die munterste Laune, die offenste Vertraulichkeit verschönerte den Lustgang.

„Wahrlich," sprach der Alte, dessen Corpulenz viel zu seiner großen Ermüdung geholfen, „der Geist hat auf diesem Wege viel Nahrung gehabt, jetzt wollen wir auch dem Leibe das nicht vorenthalten, was Ziegelhausen bieten kann."

Indeß nun Amalie in liebenswürdiger Vertraulichkeit bei Adami stand, bestellte der Vater das frugale Mahl, das bald darauf unter heiteren Scherzen eingenommen wurde.

Nachdem der alte Herr gehörig ausgeruht und durch heitere Gespräche die Zeit verkürzt worden war, machte Adami den Vorschlag, über den Neckar zu setzen und nach dem Wolfsbrunnen zu

gehen. Freudig nahm man den Vorschlag an. Er saß an Amaliens Seite im Kahn. Ihr Athem bestrich seine Wange, er sah oft in das schöne blaue Auge. Wer kennt nicht die Seligkeit, die in solchen Momenten die Seele des Liebenden erfüllt!"

An seiner Hand wandelte sie den Pfad durch das Thal hinauf bis zur Mühle, hinter welcher im Schatten alter, ehrwürdiger Bäume Jetta's Quell liegt, wo die muntere Forelle in den klaren Quellen spielt.

„O, wie schön, wie herrlich!" rief das entzückte Mädchen. „O erzählen Sie uns doch die Volkssage von der Seherin, die einst hier des Raubthieres Zahn zerriß."

„Mit Freuden," erwiederte Adami, „aber kennen Sie denn nicht der Hellwig schönes Gedicht vom Wolfsbrunnen?"

Man verneinte die Frage.

„So erlauben Sie, daß ich, statt zu erzählen, es Ihnen vorlese!" Er zog das Büchlein aus der Tasche, das er zu diesem Zwecke eingesteckt. Auf der frischen blumigen Wiese lagerte man sich, und der Jüngling las nun mit seiner schönen ausdrucksvollen Stimme, mit tiefem Gefühle das schöne Gedicht.

Amaliens Auge hing an seiner Lippe. Sie war ganz Ohr. Selbst der Vater fühlte sich wunderbar hingerissen von des Jünglings schönem Vortrage, durch den das Gedicht noch um Eins so schön erschien. — —

Amaliens Thränen flossen, als er geendet. Jetta's Unglück hatte ihr Herz bewegt. Still stand sie auf und ging zu dem Teiche hin, wo der Forellen Schaar heimlich und kirre die Semmel haschte, die sie sinnend in die klare Fluth warf. Sie setzte sich. Ihr Herz war bewegt. Ohne zu wissen, was sie that, pflückte sie die schönen Vergißmeinnicht, die am Rande des Wassers wuchsen. In diesem Augenblicke fühlte sie es — daß sie den Jüngling liebe, der wie ein freundlicher Genius sie hier begleitete, und ihren Aufenthalt in Heidelberg so sehr verschönerte. Sie dachte an Jetta's unglückliche Liebe, und der Gedanke durchbebte ihr Herz, daß die zarte, heilige

Neigung zu Adami auch für sie ein nie versiegender Thränenquell werden könne.

Während hier Amalie in stillen Träumen saß, sprach der Vater mit Adami noch über die Schönheiten des Gedichts der geistreichen Frau. Unvermerkt lenkte sich ihr Gespräch auf die Sage selbst, auf den Wolfsbrunnen und seine jetzige Lage, und — auf die Forellen, die man hier pflegte, und der Alte ging hin, ein Gericht davon zu bestellen.

„Das Mittagsmahl ist uns nun heute einmal verdorben," sagte er, „so wollen wir doch einigen Ersatz uns zu verschaffen suchen. Gehen Sie doch hin, junger Freund, und suchen Sie Amalien, daß sie heute unsere Hauswirthin mache!"

Adami's Auge hatte die Liebliche begleitet — er fand sie bald. Noch saß sie sinnend im Grase des Ufers und pflückte Vergißmeinnicht. Leise nahte er sich. Sie sah ihn nicht, bis er neben ihr stand. Ihre Heiterkeit war gewichen und hatte einer stillen Wehmuth Raum gemacht.

„Ich dachte an Jetta," sagte Amalie, zu ihm aufschauend, „und habe mir ein Andenken an diesen schönen Ort gepflückt."

Adami sah die Blumen. Er ergriff ihre Hand — aber reden konnte er nicht. Ihm war so seltsam zu Muth, und nur mit Mühe wurde er seiner Rührung Meister. Aber da, als er in Amalien's Auge geblickt, da löste sich der Zauber. Er sprach mit sanftem, herzgewinnendem Ausdruck:

„Amalie, ich habe die glücklichsten Stunden eines armen Lebens in Ihrer Nähe gelebt. Es ist mir, als sei ihr Ende nahe; geben Sie mir ein Andenken dieser Stunden, einen Beweis, daß auch Sie meiner wohlwollend gedenken!"

Sie sah ihn durch Thränen lächelnd an. „Wir bleiben ja noch einige Tage — und wenn auch" — sagte sie ernster, weicher, „wahrlich, Ihre aufopfernde Güte, Ihre Freundschaft gegen uns, die Freuden, die Sie uns bereiteten, sie sichern Ihnen in unseren

Herzen ein inniges Wohlwollen. Es waren schöne Tage" — fuhr sie fort —

„Amalie!" rief des Vaters Stimme, „wo steckst Du denn?" —

Da sah sie ihn mit einem Blicke an, in dem die Seele, die ganze treue, liebende, reine Seele des Mädchens lag, und — drückte die Vergißmeinnicht in seine Hand. „Denken Sie meiner dabei," flüsterte sie, „und welken sie auch — die Erinnerung bleibt ewig grün und schlingt sich wie das frischgrünende Epheu selbst — um die Trümmer unseres schönsten Glücks!"

Und dahin flog sie wie das gescheuchte Reh, und als sie noch einmal umsah, — da lag eine hohe Purpurröthe auf dem reizenden Gesicht.

Adami stand da in einem Entzücken, das ihn unfähig machte, ihr zu folgen. An seine Brust drückte er die Blumen — an seinen Mund. „Sie ist mir gut!" rief er leise aus, „nun bin ich nicht mehr arm — das schönste Erdenglück blüht mir ja nun noch heute und morgen. Und geht's dann vorüber schnell im Fluge — dann war ich doch glücklich, und diese Augenblicke wiegen ein Leben auf."

„Nun sag' mir Einer," rief des Alten Stimme, „wo das junge Volk steckt? — Heda! junger Freund, sollen denn die köstlichen Forellen umsonst getödtet worden sein? Wo um's Himmels Willen sind Sie denn?"

Adami suchte sich zu fassen, so gut er konnte. Er trat hervor.

„Ich habe die Forellen gefüttert!" sagte er.

„Seltsam," lachte der Alte, „ich habe an das Gegentheil gedacht, daß nämlich die Forellen uns füttern sollen! Nun sie werden durch Letzteres ihre Dankbarkeit für Ersteres an den Tag legen wollen."

„Kommen Sie nur, daß wir Amalien ein wenig an die Hand gehen."

Adami folgte. Aber welch' ein Anblick erwartete ihn?

Da stand die Jungfrau am Herde, das weiße Schürzchen war um den schlanken Leib geschlungen — es stand ihr lieblich an.

Adami stand in seliges Schauen versunken.

Er malte sich das schönste Bild — Amalien einst so als liebende, sorgende Gattin am eigenen Herde. Es war so süß, so schön. —

Amalie schien in seiner Seele zu lesen. Sie erglühte höher und schlug das schöne Auge nieder.

Der Alte war ungemein heiter.

„Kommen Sie," sagte er, „ich sehe, wir können doch Nichts helfen, wir wollen eine Pfeife im Freien rauchen."

Sie luſtwandelten unter ernsten Wechselreden unter der Bäume lieblichen Schatten. Mittag war schon längst vorüber, da rief endlich Amalie zum Mahl am Steintisch unter den Bäumen.

„Das ist das festlichste Mahl, welches ich je genossen," sprach Amaliens Vater.

Die Blicke der Beiden begegneten sich und senkten sich, denn in jedem stand Aehnliches zu lesen.

Der alte Mann sann eine Weile, dann fragte er: „Bleiben Sie noch lange hier?" —

„Meine Studirzeit hat erst begonnen," sagte Adami; „noch zwei Jahre sicher bleibe ich hier."

„Dann sehen wir uns nächsten Sommer hier wieder!" rief er freudig aus. „Ist Dir's auch recht, Amalie?"

„Ich war zu froh hier, um das nicht zu wünschen!"

„Ja, ja," fuhr er fort, „das wollen wir, wenn's dem Vater über uns gefällt. Dann aber nehmen wir den kleinen Rudolph mit, denn, offen gestanden, das Kind fehlt mir doch gar sehr!"

Amalie sagte: „Wie wird er sich freuen, uns wieder zu sehen!"

„Und wie will ich mich freuen!" sagte aus dem Herzen heraus Adami, daß er selbst erschrack. Aber der Alte schien nichts zu bemerken. Amalie aber erröthete.

„Wahrhaftig! So soll's sein!" rief der Alte noch einmal aus. „Aber," sagte er, „Sie begleiten uns doch Morgen nach Schwetzingen?"

Adami versprach es mit jubelndem Herzen.

„Kinderchen," sagte der Alte darauf und sah nach der Uhr, „wollen wir noch einmal den Sonnenuntergang ganz sehen auf dem Schlosse, dann müssen wir aufbrechen."

Und so geschah's denn, und in der frohen Hoffnung des Wiedersehens gingen sie nun über den Berg dem Schlosse zu, das sie ziemlich spät erreichten.

Die Sonne war schon im Scheiden. Noch einmal genossen sie das überschwänglich herrliche Schauspiel, und als sie die Stelle verließen, sagte leise Adami zu Amalien: „Da will ich jeden Abend stehen und träumen und hoffen, bis Sie wiederkehren!"

Der gute Junge ahnte nicht, daß die Sonne seines Glücks heute auch für immer untergegangen war.

Als er am anderen Morgen in den Gasthof trat, kam ihm der Kellner entgegen. „Die Herrschaft ist vor Tagesanbruch schnell abgereist. Wohin? weiß ich nicht. Diese Zeilen habe ich den Auftrag, an Sie abzugeben."

Das Blut in Adami's Adern wurde zu Eis. Das Leben schien aus ihm gewichen. Er nahm das Blatt aus des Kellners Hand und ging langsam hinaus. Der Kellner schüttelte den Kopf und sah dem Jüngling nach, indem er zu sich selbst sagte: „Es ist gewiß der alte Herr nicht, der dem so nahe geht!" —

Der Jüngling ging gesenkten Hauptes die Straße hin und kam, ohne zu wissen wie, auf sein enges, stilles Stübchen. Dort schien ihm das Bewußtsein erst wiederzukehren. „Ja, ja," sagte er leise und sein Auge wurde feucht, „sie ist untergegangen gestern Abend!" —

Erst nach einer Weile erbrach er das Blatt.

Eine feste, schöne, kaufmännische Hand schrieb:

„Es ist ewige Ebbe und Fluth im menschlichen Leben, mein

junger Freund. Heimgekehrt in der Nachfreude des schönen Tages finde ich einen Brief, der mir meines kleinen Rudolphs, des letzten Kindes, das meine geliebte, nun ruhende Gattin mir geschenkt, schweres Erkranken meldet. Wir scheiden mit dankbarer Erinnerung, mit wahrer Liebe von Ihnen. Will es Gott, so sehen wir uns nächstes Jahr wieder. Leben sie wohl! Nehmen Sie meinen innigen Dank und die Versicherung meiner aufrichtigen Liebe! A."

Und unten auf dem Blättchen stand von einer schönen weiblichen Hand geschrieben:

„Sie enden schnell, die schönen Stunden — ach, zu schnell, und bange Sorge gesellt sich zur Wehmuth. Aber die Erinnerung bleibe und die schöne Hoffnung! Amalie."

Nun waren die Pforten des Paradieses geschlossen für Adami. Nur die Liebe Amaliens blieb ihm, die ja so leise und rührend aus ihren Zeilen sprach. Er konnte lange nicht auf das Schloß hinaufgehen. Es war ihm zu schmerzlich. Als aber der Frieden wieder allmälig in sein Herz zurückgekehrt und die Sehnsucht sanft geworden war, ja, da war's sein liebster Aufenthalt, und er sah die Sonne untergehen, dachte an Amalie, drückte ihre Blumen und ihren Brief an sein Herz, und sandte ihr seinen Liebesgruß in die unbekannte Heimath. Erst jetzt fiel es ihm schwer auf's Herz, daß er ja nie nach ihrem Namen, nie nach ihrer Heimath gefragt, nie ihnen den Seinigen genannt hatte. O wie verwünschte er diese thörichte Versäumniß, die ihn der Aussicht beraubte, jemals in der Zwischenzeit Etwas von der Geliebten zu erfahren.

Mukk kehrte von der Odenwaldfahrt heiter zurück. Allein er konnte sich kaum in seinen Special finden. Der war ganz verändert.

„Gott, der Herr, weiß," sagte er zu ihm, „in welche kuriose Form Du umgegossen worden bist. Du lachst ja nun alle Quatember einmal, und schneidest Gesichter, wie ein schmachtender Schäfer aus Arkadien. Du gehst im Mondschein spazieren, pflückst Vergißmeinnicht, weinst einmal — Kerl," rief er plötzlich, „werde vernünftig

und fidel — sonst ziehe ich, hol' mich dieser und der, davon! Schlag' Dir die Grillen aus dem Kopf, Damon, Dein Phillis wird nicht verloren sein."

Aber Adami blieb sich gleich, und erst nach langer Zeit wurde er heiterer.

„Nun ist doch wieder mit Dir auszukommen," sagte Mukk, der seitdem hinter die Geschichte gekommen war; „laß Du's gehen. Flehe den Abendstern an in rührenden, herzbrechenden Versen, das soll ja der Stern der Liebe sein, und es wird schon gut gehen. Das Püppchen ohne Zunamen und der Alte, mit dem es Dir geht, wie mit dem Winde, von dem man ja nicht weiß, von wannen er kommt, wird sich wieder einfinden!"

Der Winter kam. Adami arbeitete mit seinem ehrlichen Mukk, dem er doch seine Heilung verdankte, rüstig und unermüdet. Amalie lebte in seinem Herzen fort. Das wollte ihm Mukk auch nicht wehren, nur das melancholische Hinbrüten, das seine Kraft zu erlahmen, seinen Fleiß zu tödten drohte, wollte er scheuchen, und das gelang der edeln Seele vollkommen durch seine Reden und Possen. Die Eisdecke, unter der die ewige Liebe die Natur warm und sicher gebettet, schmolz vor den warmen Strahlen der Sonne. Der Frühling mit seinen Blüthen kam, und die Hoffnung zog wieder siegend in des Jünglings Busen ein, und die Lebensfreude mit ihr. Je näher der Sommer kam, desto froher wurde er.

Mukk freute sich des gelungenen Werks, und doch wußte er nicht, warum der Freund jeden Abend im Stückgarten unter den Linden saß, oder an dem Geländer lehnte, und so sehnsüchtig in die untergehende Sonne sah.

Sie ging unter und ging auf, und die Tage flohen und der Herbst färbte Wald und Flur mit seinen flammenden Farben — Amalie kehrte nicht wieder.

Die getäuschte Hoffnung beugte den Liebenden tief.

Mukk schien in seiner Seele zu lesen. Er hatte Mitleid mit ihm, doch ehrte er den stillen Schmerz, und griff ihn nie mit harten Worten an. Aber er zog wieder den Jüngling unvermerkt in den Zauberkreis seiner immer grünen Heiterkeit und Laune, er zog ihn mit dem Riesenarm treuer Freundschaft an das ernste, heilige Studium, ohne daß es Adami merkte.

Auch dieser kommende Winter ging wieder in stillem Wirken hin — der Frühling und Sommer kam und schied, und Amalie blieb fern.

Adami seufzte, aber er glaubte an ihre Liebe, und die Seine lebte im inneren Heiligthume seines reinen Herzens ewig jung fort.

Ausgerüstet mit allen Reichthümern der Wissenschaft kehrten die Jünglinge heim voll froher Hoffnung und heiterer Aussicht. Wie sie sich getrübt, wissen wir, und wie die Armuth, die auf die Hochschule sie begleitet, auch wieder mit ihnen heimkehrte, und nun drückender und immer drückender wurde, der Freunde Briefe thaten's kund. Aber sie blieben die Alten auch in diesem bitteren Wechsel des Geschicks.

Adami lehnte an seinem Fensterchen und sah trüben Blickes hinaus in die winterliche Landschaft. Das Jahr ging zu Ende, und nur Ein Gulden war in der Tasche des Armen — und Schmuel Oppenheimer, der Besitzer des geliehenen Piano's, hatte achtzehn Gulden zu fordern an ihn, als Miethzins vom Instrumente. Wenn Tritte auf dem Gange vor seinem Stübchen hörbar wurden, bebte der Candidat — er fürchtete, der Jude komme, den er zwar als ehrlich kannte — der aber doch *ein Jude* war, von dem er viel Gutes nicht hoffte. Der Gedanke an die Auswanderung nach Amerika's freiem Boden stieg wie ein glänzendes Meteor in seiner Seele auf — aber verschwand auch eben so schnell wieder — denn mit dieser Auswanderung erblich ja für immer die Hoffnung, Amalie einst wieder zu sehen, von der er sich doch nicht trennen konnte, so chimärisch sie auch zu sein schien. Die Erinnerung

an die Geliebte ergriff ihn mit aller Stärke. Er setzte sich an das Instrument, den stillen Vertrauten seiner Liebe, und griff zarte, wehmüthige Accorde, wie eben die Stimmung seiner Seele war. Er hauchte das stille Weh den Tönen ein. Der Schmerz, den das Adagio ausgesprochen, löste sich in das Andante der aufdämmernden Hoffnung auf, und dieses ging endlich in ein Allegretto moderato über.

Immer mehr und mehr vertiefte sich Adami in sein Spiel. Er war Meister seines Instruments in hohem Grade, und eine Welt voll Harmonie schlummerte in seiner Brust. Solche Momente weckten sie dann, und er vergaß Alles um sich, sich selbst; er hörte und sah nicht, was um ihn vorging, denn in höheren Regionen schwebte der Geist von den Tonwellen hinaufgetragen und alles Weh schwand in diesen Silberblicken seines kümmerlichen Daseins. Auch jetzt war wieder einer solcher Augenblicke musikalischen Somnambulismus' gekommen. Darum hörte er denn auch nicht, daß ein knöcherner Finger an die Thüre pochte — endlich aber, als kein Herein! erscholl, die Thüre sich öffnete und der Jude Schmuel Oppenheimer hereintrat. Der Jude hatte schon eine Weile den herrlichen Phantasien des meisterhaften Spielers mit Beifall gelauscht. Er sah's ein, daß er den Glücklichen jetzt nicht aus dem idealen Himmel in die nackte, arme Wirklichkeit herabziehen dürfe, darum setzte er sich stille hin und horchte. Und je länger Adami spielte, je wunderbarer das Spiel den Israeliten ergriff, der so Etwas nie gehört. Er legte ein Zeitungsblatt, das er in der Hand gehalten, auf den Schreibtisch und horchte mit aller Anstrengung. In Adami's Seele war jetzt Frieden, jener stille Gottesfrieden, der höher ist als alle Menschenvernunft. Er war ausgesöhnt mit der Welt. Liebe zu allen Brüdern erfüllte sein Herz, und eine fromme Rührung ergriff ihn — noch einige Uebergänge — und er fiel in den alten, ehrwürdigen, herrlichen Choral ein, und seine reine, metallreiche Tenorstimme sang Paul Gerhard's köstliches Lied:

„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt,
Der treuen Vaterpflege
Deß, der den Weltkreis lenkt,
Der Wolken, Fluth und Winden
Bestimmte Ziel und Bahn:
Der wird auch Wege finden,
Die dein Fuß gehen kann!"

Der Jude war aufgestanden und immer näher zu dem Jüngling hingetreten. Er hatte die Hände andächtig gefaltet und eine Thräne tiefer Rührung bebte in den grauen Wimpern des ehrlichen, frommen Israeliten.

Adami sang nun auch den zweiten Vers und den dritten des herrlichen Liedes. Leise schlich der Jude wieder zum Tische. Da lag das Buch offen, in welchem Adami seine Einnahmen und Ausgaben aufzuschreiben pflegte. Des Juden Blick fiel auf diese Worte:

„An Schmuel Oppenheimer 18 fl. Miethzins schuldig."

Da ergriff die ehrliche Seele rasch die Feder, und schrieb in der frommen Rührung seines Herzens darunter:

„Zu Dank zahlt." S. Oppenheimer, Trödler.

Und als es geschehen war, da erfüllte ihn eine mächtige Freude; das Bewußtsein einer guten That ergriff ihn, und er brummte mit leuchtendem Antlitze die Melodie mit. Aber die herzzerschneidenden Dissonanzen des ehrlichen Juden fielen auf Adami's Gehör wie ein elektrischer Schlag. Er fuhr herum und sah seinen begeisterten Zuhörer mit offenem Mund an.

Der aber ergriff seine Hand und rief: „Gott lohn's Ihnen, Herr, Sie haben meine Seele erquickt!"

Adami stand auf. „Es freut mich," sagte er, „daß Ihr meine Gefühle getheilt habt, Schmuel, und Sinn habt für solch einen Genuß! Könnte ich Euch nur auch mit solchen Tönen zahlen! An ihnen bin ich reich, an Geld arm wie Hiob."

„Nein, Herr!" rief der Jude, „wer eine Seele erquicken kann,

ist nicht arm. Sie haben mich bezahlt, überreich. Hier steht die Quittung." Er deutete auf das Buch.

Adami sah hin, sah wieder auf den Juden, und traute seinen Sinnen kaum.

„Ei, wie ungläubig," tadelte der Jude. „Nu, meint der Herr denn, ein Jude habe kein Herz?"

„O Du hast ein's, und ein gutes, redliches, Du ehrliche Seele," rief Adami, und drückte mit Wärme die gelbe Hand des Juden. „Möge Gott Dir einst eine schwere Last vom Herzen nehmen, wie Du sie mir jetzt davon nahmst!"

„Dein Wille geschehe!" sprach mit einem Blicke gen Himmel der Jude; „aber noch Eins bitte ich," setzte er hinzu, „spielen Sie mir noch einmal das Lied — und singen Sie's, ich will ja auch nicht mehr mitsingen — und darnach reden wir ein Wörtchen im Vertrauen."

Da setzte sich denn der von des Juden Edelmuth gerührte Jüngling wieder an das Piano, und sang das salbungsvolle Lied noch einmal mit Dank und Freude zu dem Geber jeder guten Gabe! —

„Ach," sagte der Jude, als er geendet, „das war eine Stunde der Andacht, wie ich sie noch nicht erlebt in der Synagoge!"

Er ergriff nach einer Weile das Zeitungsblatt wieder.

„Herr," sagte er, „ich weiß, Sie spinnen keine Seide hier, und die Raben des Propheten Elias kommen nicht mehr, den Hungrigen zu speisen. Weiß Gott, Sie haben mich schon manchmal gedauert, wenn ich so in ihr trauriges Gesicht sah. Nu, so einen braven, frommen Herrn verläßt der Gott Abrahams nicht, und die Hülfe kommt, wenn sie auch nur durch die Hand eines armen Israeliten käme. Da hab' ich gelesen ein Blatt von der Zeitung, und gefunden etwas Nares für Sie. Der gewaltig reiche Banquier Arnoldi in der Hauptstadt sucht einen Lehrer und Erzieher für sein Jüngelchen. Es ist eilf Jahr alt, und der —

der hat Geld. Da dachte ich, das wäre Etwas für Sie. Wie meinen Sie?" Adami horchte hoch auf. Er nahm das Blatt, las, las wieder, und sagte dann traurig: „Ach, guter Schmuel, das Blatt ist schon einen Monat alt. Die gute Stelle wird besetzt sein!"

Das hatte der ehrliche Jude übersehen.

Er ließ traurig den Kopf auf die Brust sinken und schwieg.

Nach einigen Augenblicken sagte er heiterer: „Da kann auch Rath werden; morgen gehe ich in die Stadt, da kann ich Bescheid holen. Schreiben Sie ein Briefchen an Herrn Arnoldi!"

Das leuchtete dem Candidaten ein. Er setzte sich und schrieb an den Banquier, und bat um Antwort, und der Jude ging fröhlich und von des Jünglings Segenswünschen begleitet von dannen.

Zwei Tage vergingen für Adami in größter Spannung. Abends spät kam endlich der Jude. Auf seinem fröhlichen Gesichte las der Neugierige die günstige Antwort.

„Wie ist's?" fragte er.

„Nu, wie ist's?" wiederholte der Jude, „gut ist's. Die Stelle ist Ihnen gewiß. Schmuel hat Etwas geredet. Sie sollen kommen, Ihre Zeugnisse mitbringen, und wahrscheinlich das Contractchen abschließen!"

Da kam die Freude in des Jünglings Herz, und der wärmste Dank gegen Gott. Und den ehrlichen Juden schloß er an seine Brust.

„Mein!" rief Schmuel, und seine Stimme zitterte, „drücken Sie mich alten Mann nicht todt in der Freude, sonst kann ich mich ja nicht mit Ihnen freuen und Sie nicht besuchen in Ihrem Glücke."

„Ja, das mußt Du, erhlicher Mensch," sprach Adami, „und kein Gast soll mir willkommener sein als Du."

Am anderen Tag ordnete Adami Alles zur Abreise, die er zu Fuße machen wollte, weil er mußte.

Schmuel kam zum Abschied! „Haben Sie denn auch Geld zum Reisen und Logiren im Wirthshause?“ fragte er Adami.

„Mit einem Gulden komme ich aus, so viel habe ich noch.“

„Ei,“ rief der Jude, „Sie kennen die Welt schlecht. Herr, dafür essen Sie ja kaum einmal sich satt. Sie können nicht leben und reisen wie unser Eins, das eine Tagreise mit einer Kreuzersemmel macht. Nehmen Sie die zwei große Thälerchen Vorschuß von mir. Erhalten Sie Ihr erstes Geld, so zahlen Sie mich ehrlich, dafür kenne ich Sie.“

„Mensch,“ sagte bewegt der Candidat, „Dich sendet mir die Vorsehung als einen rettenden Engel. Wie will ich Dir's lohnen?“ —

„Nu, muß dann Alles gelohnt sein? So Dir's wohl geht, gedenke an mich! sagte einst Joseph zu Pharao's Mundschenken, dem er Heil geweissagt. Thun Sie deßgleichen und Schmuel Oppenheimer will sonst Nichts.“

Dankbar drückte Adami seine Hand. „Der Herr vergesse meiner, wenn ich jemals Deiner vergesse!“ sagte er mit Zuversicht.

Und am anderen Abend wanderte ein müder Pilger durch das Thor der Provinzialhauptstadt, durch die langen, breiten Straßen hin, nach dem Gasthause, das Schmuel ihm genannt hatte. Gegenüber stand ein hohes, großes Gebäude, hell erleuchtet. Wundersam nahmen sich die blühenden Blumen aus, die in den doppelten Fenstern standen, durch die das Licht magisch herüber auf Adami's Fenster schien.“

„Wer wohnt da drüben?“ fragte er den Diener, der ihn heraufgeführt.

„Der große Mogul unserer Stadt, der reiche Banquier Arnoldi,“ erwiederte der Gefragte.

„Wann kann man ihn wohl am Schicklichsten sprechen?“ fragte wieder Adami den Diener, der ihn groß ansah.

„Morgen um zehn Uhr kommt er aus dem Comptoir. Haben Sie Etwas bei ihm zu suchen?“

„Dies und Jenes und gar Nichts,“ erwiederte Adami dem

naseweisen Frager, und der schob sich darauf mit höhnischer Miene zur Thüre hinaus.

Eine unruhige Nacht folgte dem stillen Abend. Mancherlei Träume umgaukelten ihn. Bald wurde er freundlich empfangen, und erhielt die Stelle alsbald und Geld, seine Schuld bei dem ehrlichen Schmuel zu tilgen; bald aber wurde er mit Stolz und Hohn abgewiesen, und zu seinem Elend kam noch die Schuld an Schmuel, die ihn quälte und marterte.

Einige Tage später schrieb er an den Freund:

„Was wirst Du sagen, Mukk, daß ich Dir von hier aus schreibe? Was wirst Du sagen, wenn Du erfährst, daß ich hier lebe fortan im schönsten, im glücklichsten Verhältniß? — O, wo soll ich anfangen, Dir die wunderbare Wendung meines Schicksals zu erzählen?! Schmuel Oppenheimer's edle Handlung kennst Du aus meinem letzten Briefe, weißt auch, mit welcher Aussicht ich hierher zu reisen Willens war. Das Alles weißt Du — aber wie der Himmel des Herzens stille Wünsche erfüllte, wie sich das Alles zum herrlichsten Ziele gewendet, das will ich Dir erzählen. In Dein treues Herz will ich das Meine ergießen, daß es nicht vor Freude breche. Ich kam hier an, müde und von banger Besorgniß gefoltert. Am anderen Morgen ging ich in das palastähnliche Haus Arnoldi's. Ich kann Dir kaum das Gefühl schildern, das mich durchbebte, als ich die Marmortreppe hinaufstieg. Man wies mich in ein großes Prunkzimmer, dessen Wände mit köstlichen Gemälden in goldenen Rahmen verziert waren, mit einem Wort, hier herrschte eine Pracht, die mich fast niederdrückte. Was mich besonders anzog, war ein Wiener Flügel von vortrefflicher Arbeit. Ich mußte lange warten, und die Langeweile wollte sich nachgerade einfinden, als mich die Neugierde trieb, näher an den Flügel zu treten — da stand auf dem Notenbrett eine herrliche Symphonie von meinem Lieblingsmeister — Beethoven. In diesem Augenblicke dachte ich durchaus nicht daran, wo ich mich befand, ich setze mich auf den gepolsterten Drehstuhl und greife in die Klaven. Mukk, welch' ein Ton! Welche

Fülle, Rundung und Reinheit! Ich mußte spielen. So begann ich denn die Symphonie, die ich noch nicht kannte. Je weiter ich spielte, desto mehr ergriff das herrliche Werk, desto mehr wurde meine Seele voll Wonne, und so spielte ich sie wahrscheinlich zu Ende. Gewiß weiß ich das nicht, aber nun war meine Seele zu voll, sie mußte sich entladen — ich spielte — gewiß habe ich besser nie gespielt, und so sehr vergaß ich mich, daß ich aus vollem Herzen Körner's Gebet zu singen anfing, und zu Ende sang. Als ich aber nun mit einigen vollen Accorden schließen wollte, da klopfte mir Jemand kräftig auf die Schulter und eine wohlbekannte Stimme rief: „Herr, Sie sind ein Virtuose!" Da fuhr's wie Blei in meine Adern. Ich wandte mich bestürzt um — und — mein Alter vom Heidelberger Schlosse stand vor mir, und hinter ihm in unendlichem Liebreiz Amalie! Mir vergingen die Sinne, ich mußte mich an den Flügel lehnen — der aber starrte mich mit offenem Mund an, und was Amalie machte, weiß ich nicht.

„Der Alte brach zuerst das Schweigen. Er reichte mir seine Hand. „Wie kommen Sie hierher? Wie fanden Sie uns?" fragte er.

„Ich bin ja der Candidat Adami, der eine Hauslehrerstelle bei Herrn Arnoldi sucht, der hier wohnen soll!" sagte ich Etwas verblüfft.

„Herr Gott Dich loben wir!" rief der Alte und riß mich an seine Brust. „Ich bin ja der Arnoldi, den Sie suchen!"

„Da schwindelte mir, Mukk, und ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Beides aber war mir nahe.

„Seien Sie tausendmal willkommen, theuerer Adami, von nun an Freund und Genosse meiner Familie.

„Fordern Sie Ehrensold, so viel Sie wollen — Alles ist zugestanden! Amalie! so komme doch her, Kind, und freue Dich, daß ich den lieben Jungen habe und einen Spieler, von dem Du noch lernen mußt! Wo ist Rudolph?" — So ging das in einem Athem fort, ohne Unterbrechung. Er rannte hinaus.

„Da stand Amalie vor mir — im Erröthen der lichten Freude. Ich sah sie an — und sagte: „So sehen wir uns doch wieder!" aber mehr konnte ich nicht sagen, denn meine Kehle war wie zugeschnürt, meine Stimme versagte den Dienst.

„Ach," sagte sie, „diese Freude hatte ich nicht erwartet! Ich kannte Sie nicht, als Sie da am Flügel saßen und so herrlich spielten und sangen — aber ich fühlte, daß eine verwandte Seele mir nahe sei. Und nun sind Sie es selbst!"

„Da kam der Alte wieder mit dem Knaben, einem schönen Jungen, von frischem, blühendem Aussehen und mit einem geistvollen Auge. Er führte ihn zu mir. „Sieh', Rudolph," sagte er, „das ist der Herr, der so freundschaftlich gegen Deinen ihm fremden Vater war, den Du zu kennen wünschtest — er ist nun fortan Dein Führer und Lehrer. Liebe ihn, er ist gut. Suche seine Liebe Dir zu erwerben und zu verdienen!"

„Der Knabe blickte mich mit gewinnender Freundlichkeit an. Er reichte mir seine Hand. „Das will ich," sagte er fest. „Seien auch Sie mir gut!"

„Ich zog ihn in meine Arme, an meine Brust, und — Mukk, lächle nicht, die hellen Thränen rieselten mir aus den Augen! „Gott gebe, daß ich Ihre Wünsche erfülle!" sagte ich mit Wehmuth, aber mit einem innigen, frommen Gefühl und dem Entschluß, meine Pflicht ganz zu thun und unermüdet, zu dem Vater.

„Der Alte zog mich nun auf's Sopha zwischen sich und Amalien. Er ließ meine Hand nicht los.

„Adami also heißen Sie? Nun weiß ich's doch. Wie oft habe ich mich geärgert, daß ich nicht gefragt, Ihnen meinen Namen nicht und dabei gesagt hatte, brauchen Sie Hülfe — Arnoldi's Hand, Haus und Herz ist Ihnen offen! Wie ging's Ihnen denn aber bisher? Freilich, wie der ehrliche Jude mir sagte, nicht gut. Hätte ich doch gewußt, daß Sie es seien!" —

„Ich mußte nun erzählen. Ich that's, einfach, wahr, unge-

schminkt. Beide hörten mit der gerührtesten Theilnahme zu. Ich verschwieg nicht, daß ich sie jeden Sommer erwartet hatte.

„Ja, ja," rief Arnoldi, „wir wollten auch. Die Erinnerung war viel zu schön, aber mich plagte die infame Gicht, und so mußte ich jeden Sommer in's Bad, bald in dieses, bald in jenes, und meine liebe Amalie mußte Krankenwärterin werden. Nun bin ich geheilt und Sie sind hier bei uns, nun reisen wir einmal zusammen nach Heidelberg."

„Ein Comptoirdiener rief ihn ab. Aergerlich folgte er.

„Die alte Zeit stand jetzt wieder vor mir in aller leuchtenden Herrlichkeit. Amalie war mir nahe, wie damals.

„Ach," sagte ich, „wie oft habe ich in der scheidenden Sonne nachgesehen und Ihrer gedacht, theuere Amalie!"

„Sie erröthete und fragte den kleinen Bruder etwas.

„Ich fuhr zusammen, wie ein armer Sünder. Ich hatte ja an den Knaben nicht gedacht.

„Sie bat mich zu spielen.

„O die weibliche Feinheit weiß so schön wieder in's ruhige Gleis zu leiten! Ich wußte ihr Dank und spielte nun, aber befangen und ohne Theilnahme, mein Spiel war ja nur der Deckmantel meiner Verlegenheit, in die das Herz mich gebracht, das mit dem Kopfe davon gegangen war.

„Arnoldi kam wieder um die Zeit des Mittagmahls. Jetzt wurde ich den Freunden des Hauses vorgestellt, die mit zu Tische saßen, und er erzählte dann ausführlich die Begebenheiten von Heidelberg.

„Ein heiterer Tag verstrich und ein genußvoller Abend kam. Wir musicirten und sangen, Amalie und ich. Sie spielt bezaubernd schön und singt wie ein Seraph. Wie glücklich ist Dein Freund! O wärest Du bei mir, daß Du meine Freude theilen könntest! —

„Am anderen Tag begann ich Rudolphs Unterricht. Mein Weniges wurde gebracht. Der Alte ließ sich's nicht nehmen, mir die Hälfte des ansehnlichen Gehaltes zu meiner nöthigen Einrichtung

zu geben. So konnte ich meinen guten Juden ehrlich zahlen und dem Armen auch die achtzehn Gulden wieder erstatten, die er nur mit Widerstreben nahm. Und nun fließt mein Leben hin, wie ein sanft dahinrieselnder Bach über Blumen. Ich sehe Amalien bei Tische und Abends, wo denn die heiterste Freude unseren Kreis verschönt. Und wie traulich, wie liebevoll sie ist, Du glaubst es kaum. Mukk, welche Tage erwarten mich?" — —

Der las den Brief mit inniger Freude. Aber am Ende warf er ihn doch ärgerlich auf den Tisch. Er überdachte seines Freundes Lage, und fürchtete für ihn. Das warme Herz liebt, sagte er zu sich selbst, liebt mit aller Kraft einer reinen, tiefen Empfindung. Wenn er nun erwachte, bitter getäuscht? Wenn nun der alte Herr, der doch ein Kaufmann, ein Profit- und Geldmännchen ist und zweifelsohne bleiben wird — am Ende die Liebe sieht und den armen Teufel schaßt? — Dann — ist er ärmer und elender als je, und was ihm ein Glück dünkte, war nur ein Abgrund des Elends für ihn!

Er antwortete:

„Wenn der Himmel voll Geigen hängt, summt's und brummt's in allen Ecken und Winkeln, und der ehrliche Verstand, dem die Ohren zu gellen anfangen, schnürt sein Bündel und geht los und läßt das Herz allein, das mitunter die dummsten Streiche und halsbrechende Capriolen macht! Sei nicht unwirrsch, Traugott, über den geharnischten Prologus. Wie ich mich freue über die günstige Wendung Deines Geschickes, ich brauche Dir's nicht erst zu sagen, Du kennst ja mein Herz. Aber mir bangt! Freund, ich beschwöre Dich, halt ihn fest, den ehrlichen, nüchternen Burschen, er führt Dich, ich glaube es sicher, auf glücklichere Pfade, als jetzt Dein aufgeregtes Herz. Bedenke doch, daß, bei aller Herzlichkeit der Behandlung, bei aller Achtung, die Dir widerfährt, dennoch stets ein untergeordnetes Verhältniß, ein dienendes, das Deine ist. Und Du erhebst kühn Dein Auge zu der Tochter des Millionärs. Weißt Du, was das heißt? Es heißt, wie Ikarus weiland zur

Sonne fliegen wollen, und herabstürzen und den Hals brechen. Mein Wort scheint Dir rauh, es wird vielleicht Dein Gefühl verletzen — aber noch hat sich die Leidenschaft Deiner so nicht bemeistert, daß Du nicht fähig wärest, ein verständiges Wort zu hören und zu kapiren. Halt es in den Schranken, Dein Gefühl, theuerer Freund, und bedenke, was zu Deinem Frieden dient! Amen. — Dein Rothstall ist zu einem Lusthause worden — das Lusthaus meiner Armuth zu einem Rothstalle. Mein Bürgermeister sticht, wie ein Muskito, und ist nicht abzuwehren, wie eine rachgierige Bremse. In Deiner Herrlichkeit scheinst Du Deines Freundes Lage ganz vergessen zu haben, sonst würdest Du gesagt haben, zieh' in das warme Nest, das ich verlassen habe, Mukk! Ich will's thun — und ehe dreimal das Morgenroth des Himmels jungfräuliche Wange schminkt, bin ich in X.... in Deinem Neste, und fahre fort, Trübsal auf Noten zu blasen, wo Du aufgehört. Dann sind wir einander näher, und die zwei Meilen überspringe ich leicht. Ehe Du Dich's versiehst, wird Mukk in seinem leberbraunen Bratenröcklein vor Dir stehen und Dir die Hand schütteln." —

Mukk hatte sich verrechnet — der Himmel machte einen Strich durch des Bürgermeisters Rechnung, und er starb, und alle Weinschenken des Städtleins gingen ihm zu Grabe. Er blieb, wo er war, und fühlte sich glücklich, daß die liebgewordene Gewohnheit nicht von ihm entfernt wurde. Nun war ihm sein Dachkämmerlein noch einmal so theuer, das er aufgegeben mit Schmerzen, und wiedergefunden mit Freuden. Aber das, was der Eingang seines Briefes und dessen erster Theil beabsichtigte, gelang desto besser. Zwar verletzte er des Freundes weiches, jetzt so sehr empfindliches Herz tief, also daß ein tiefes Weh in Adami's Brust einzog. Zwar riß ihn Mukk heraus aus seinem Himmel, der ihn beseligte, und schleuderte ihn mit rauher Hand hinab, tief hinab in den Koth eines miserablen, mit den ehernen Fesseln einer starren Convenienz belasteten Lebens — aber Adami's Verstand sah doch zu klar, als daß er hätte die gute, ja die liebevolle Absicht

seines Freundes verkennen können. Mit Thränen im Auge dankte er ihm.

Wirklich fand Adami so viel einfache, ungeschminkte Wahrheit in dem, was Mukk schrieb, daß er ernstlich zu überlegen anfing, und von nun an sich Gewalt anthat. Aber welch eine Mühe kostete es ihn! So mußte der größte Reiz seines Lebens welken, und seine Freude mit.

Ein inneres Leiden sprach sich deutlich genug in seinem Gesicht aus. Amalie hatte das veränderte Benehmen des Jünglings mit Schmerz beobachtet. Sie liebte ihn mit aller Kraft einer engelreinen, weiblichen Seele, seit sie ihn zum ersten Male gesehen. Hochbeglückt fühlte sie sich, als er nun von der Hand des Himmels in ihren Familienkreis geführt wurde. Das fromme Mädchen sah darin die Billigung ihrer Liebe. Und er war ja auch noch der Alte. Aus seinem ersten Blicke sprach ja seine Liebe, und die Folgezeit ließ ihr keinen Zweifel gegen die sie beglückende Wahrheit aufkommen. Sie sah im Geist eine schöne Zukunft nahen, obgleich ihr unschuldig Herz nie mehr wünschte, als jetzt der Himmel ihr verliehen. Da änderte sich plötzlich Adami's Wesen. Eine scheue Ehrerbietung trat an die Stelle seiner Zutraulichkeit. Das Familienverhältniß, das sie in ihm einen geliebten Bruder sehen ließ, war zerrissen, und das Dienstverhältniß trat in Adami's Wesen sichtbar und scharf hervor.

Sie sah ihn oft mit fragendem, zweifelndem, wehmüthigem Blick an. Er schlug dann das Auge nieder und ging hinweg, und es wollte ihr manchmal scheinen, als nehme sie an seinen Augen Spuren vergoss'ner Thränen war. Das stille Leiden des Liebenden rührte sie tief, und doch konnte sie keinen Grund dafür finden, sie mochte sinnen, wie sie wollte. Ihr und ihres Vaters Benehmen blieb sich gleich; ja man konnte es deutlich wahrnehmen, wie der alte Mann ihn täglich lieber gewann — denn seine Pflichten erfüllte er mit einem heiligen Eifer, mit musterhafter Treue.

Arnoldi bemerkte endlich selbst das veränderte Verhältniß,

Amaliens Wangen bleichten, und Adami schlich betrübt umher, und eine Oede war in seinem Haus. Er forschte, beobachtete, und errieth die Quelle.

Da ereignete sich Etwas, was sonst wenig zu ändern pflegt. Arnoldi kündigte die Ankunft eines lieben Schwestersohnes an, der forthin bei ihm arbeiten und einst, wenn er in die Tage träte, von denen man vorzugsweise zu sagen pflegt: „sie gefallen mir nicht!" — für Rudolph das Geschäft leiten sollte. — Diese Nachricht, mit scheinbarer Gleichgültigkeit gegeben, wirkte wie ein elektrischer Schlag auf Adami. Das ist Amaliens bestimmter Gatte, dachte er, und er fühlte, wie eine Todtenblässe sein Gesicht entfärbte.

Nach kurzer Zeit erschien der junge Richter, ein schöner, bescheidener, liebenswürdiger, junger Mann, der mit allen Zeichen herzlicher Liebe aufgenommen wurde, und mit Amalien sich unterhielt, wie der Bruder mit der Schwester. Das verwandtschaftliche Du berechtigte ihn zu Vertraulichkeiten, die jedoch stets in den Grenzen des vollkommensten Wohlstandes blieben. Richter, ebenfalls ein Verehrer der Musik, schloß sich recht fest an Adami an. Er sang einen trefflichen Baß. Nun war ihr Terzett voll, und eine neue, schöne Unterhaltung blühte auf, die nur für Adami etwas sehr bitteres hatte. Mehrere Wochen vergingen so. Richter's Verhältniß zu Amalien blieb sich gleich. Nur Adami's aufgeregtes, ja in sich zerrissenes Gemüth sah eine wachsende Zuneigung des Jünglings zu Amalien. In dem Maß aber, wie Adami's Trübsinn zunahm, wurde Amalie liebevoller gegen ihn, soweit ihr jungfräuliches Gefühl es zuließ. Adami nahm es mit wehmüthiger Freude wahr. Arnoldi war auch ernst und nachdenkend. Adami sah darin bitteren Unwillen gegen sich, weil er das Herz der Tochter von dem Neffen entfernte, die zu verbinden, Arnoldi's Absicht zu sein schien.

In dieser zerrissenen Stimmung seines Innern schrieb er an Mukk:

„O, wie hast Du so wahr geredet, Mukk! Es ist Alles eingetroffen, wie Du es voraus sah'st. Ich bin unglücklich, denn ich bin der, der unschuldig hier im Hause das Unkraut unter den Weizen väterlicher Absichten streut.

„Ich habe Dir ja gefolgt, Mukk, ich habe die unendliche Liebe zu Amalien tief in den Hintergrund meines Herzens gedrängt. Ach, wie ist es mir so schwer geworden, und wie bitter ist seitdem der Kelch, den ich trinke! Amalie liebt mich, daran ist nicht zu zweifeln. Ihre Wangen bleichen, denn sie sieht mein Ringen und Kämpfen, und ahnet, daß mein Herz unterliegen wird, und das untergräbt sichtlich den Frieden ihrer Seele. Ich Unglücklicher! Mußte ich denn dem Herzen, das mich liebt, Elend geben! — Arnoldi scheint zu ahnen, was vorgeht, allein er bleibt sich unverändert gleich. Nur bisweilen ruht sein Blick mit seltsamem Ausdruck auf mir. Und in dieser traurigen Stimmung muß ich nun singen mit Ihr, und immer tiefer den Pfeil in das arme Herz drücken, der es zerreißt. Nun ist mir aber endlich Alles klar geworden, was Arnoldi's Herz bewegt. Er bemitleidet mich, das unterliegt keinem Zweifel, denn Amaliens Hand gehört einem Neffen, Namens Richter, der seit einigen Monaten hier ist. Der alte Mann reicht und drückt mir wohl noch wie sonst die Hand, vielleicht auch noch herzlicher als sonst, und überhäuft mich mit Geschenken — ach, das Schönste, Beste kann er mir Armen nicht geben! Er fragt mich nicht, was mir sei? er läßt mich meinen stillen Gang gehen. Richter schloß sich freundschaftlich an mich an. Aber ich mußte einen inneren Widerwillen niederkämpfen, ehe ich seine Gesinnung erwiedern konnte, und ganz kann ich es doch nie. Ich bin der Friedestörer hier im Haus. Ich verbittere den edelsten Menschen die Freuden ihres Lebens. Was soll ich länger hier? Soll die Noth größer werden? — Nein — mein Entschluß steht fest! Und wenn mein Herz bricht — was ist's denn weiter? Beglücken kann ich ja doch Niemanden — mein Schicksal will es so — so will ich denn auch nicht länger

unglücklich machen. Aber wohin? fragst Du, Freund! Wohin anders, als an Deine Brust, und da ausweinen meinen Schmerz, und mit Dir diesen Welttheil verlassen, und nach Amerika's freiem, gesegnetem Boden auswandern! Gewiß, Du stimmst mit ein! Auch Du stehst ja allein auf der weiten Erde, und Dein edles Herz erkannte nur ich. So komm denn, wir wollen hin über das Weltmeer. Ach, wie wird's mir sein ohne Amalien? Und doch muß es so sein! Alles könnte ich sein, nur nicht undankbar gegen den edlen Arnoldi. Ich erwarte keine Antwort von Dir, Freund! Ich komme. In der Stille des Abends verlasse ich dieses theuere Haus, bete noch einmal für sie — und scheide dann. Bitte Du Gott, daß es mir nicht zu schwer werde!"

Dieser Brief setzte Mukk gar nicht in Erstaunen, ob er ihn gleich sehr betrübte. Er hatte ja so Etwas vorausgesehen. Er überlegte die Sache reiflich, ging auf und ab und blies dicke Rauchwolken in die Luft. Dann setzte er sich in seinen Knurrwinkel an den Ofen, und erwog Alles, las mehrmals den Brief Adami's. „Solltest Du Dich täuschen?" fragte er plötzlich sich selbst. „Sollte Arnoldi vielleicht die Absicht haben, Dich dennoch zu beglücken? Er ist ein edler Mensch."

Wie ein Lichtstrahl in die Finsterniß fällt, so wirkte diese Vermuthung auf ihn. Er wollte sogleich an Adami schreiben — aber der Brief erreichte ihn ja nicht mehr. Wahrscheinlich war er unter Wegs zu ihm. Da blitzte ein Entschluß in ihm auf. Freudig sprang er vom Stuhl empor, warf sein Magisterkäppchen in die Höhe und rief: „Victoria!" Schnell ließ er seinen Hausphilister, wie er ihn noch burschikos nannte, kommen. Der Alte, ein wackerer Schreinermeister, der auf seinen Miethmann viel hielt, weil er oft schon sein Brod mit dem Nahrungslosen getheilt, und ihn liebte, trotz seiner seltsamen Art, seinen Possen und Streichen, trat herein.

„Hört, Alter!“ sagte er, „ich fliege aus. Wohin? das rührt Euch nicht. Wahrscheinlich bleibe ich etwa acht Tage aus. In der Zwischenzeit wird ein Mann ankommen, der so und so aussieht, Adami heißt, und nach mir fragen wird. Ihr nehmt ihn freundlich auf, führt ihn in meine Stube, und gebt ihm diese Zeilen. Darauf wird er mir nichts, dir nichts Besitz von der Stube nehmen. Ihr werdet gefällig gegen ihn sein, und damit Basta! Wie gesagt, in acht Tagen komme ich wieder!“

Der alte Mann sah ihn kurios an, dachte bei sich: „Was wird denn das wieder absetzen?“ — versprach Alles, und Mukk zog seinen leberbraunen Bratenrock an, nahm Hut und Stock, und wanderte, die Worte singend:

„Bemooster Bursche zieh' ich aus — Ade!“

von dannen. Die Zeilen, die er an Adami geschrieben, lauteten also:

„Der Herr Magister Mukk, gebenedeiten Andenkens, hat mir, sothanem Brieflein nämlich, den Auftrag ertheilt, den Herrn Erhofmeister Adami geziemendst zu becomplimentiren, was ich hiermit, vermittelst eines Kratzfußes, gethan haben will! Sein Auftrag lautet ferner: genannten Herrn höflichst zu ersuchen, sich's hier selbst komode zu machen, und zu thun, als ob er zu Hause sei; ferner, daß Herr Mukk nicht da, dürfe den Herrn nicht derangiren, sintemal er nothwendigerweise nach H..... gemußt, dort dem Buchhändler Pfiffikus eine Uebersetzung des alten Possenmachers Aristophanes zu einem erklecklichen Honorar zu verhandeln, damit das Reisegeld nach Amerika nicht fehle; ferner möge Herr Erhofmeister Adami die Güte haben, derweile sich selbst zu unterhalten, bis Herr Mukk fideliter wieder in sein Kämmerlein einziehe, was binnen acht Tagen bestimmt der Fall sein wird.“ —

Mukk zog heiter seine Straße. Eins nur quälte ihn, der Gedanke, dem Freunde zu begegnen. Und wie er erwartet hatte, geschah es. In einem Städtchen, wo er sich ausruhte, sah er ihn draußen vorüberziehen in Eile. Wie drängte es ihn, den theueren Freund an's Herz zu drücken — und doch mußte er sich beherr-

schen, und die Freude des Wiedersehens nur auf einen kurzen Augenblick und verstohlen genießen. So froh auch Mukk war, ihn wieder zu erblicken, so sehr erschrak er über das bleiche, abgehärmte Aussehen des Freundes.

Es war an einem Sonntage, just nach dem Gottesdienst, als ein Mann in einem leberbraunen Röcklein in Arnoldi's Haus trat. Es war ein hoher, stattlicher Mann, dessen stolzer Gang gar sehr mit seinem ärmlichen, obwohl reinlichen Anzuge contrastirte. Die hohe ernste Stirne verhielt sich seltsam zu dem heiteren, satyrischen Blick und dem muthwilligen Lächeln, zu dem sich oft der Mund verzog. Es war Mukk.

Er wurde gemeldet.

„Was will der kuriose Patron?" fragte Arnoldi sich selbst, als Mukk mit dem feinen Anstand eines Weltmannes, ernst und fest ihn in's Auge fassend, hereintrat.

„Ich wünschte, den Herrn Candidaten Adami zu sprechen," sagte er.

Arnoldi entfärbte sich. „Sie sind vielleicht ein Bekannter des jungen Mannes?"

„Ich darf mit Stolz sagen, sein einziger Freund!"

„Da thun Sie offenbar dem Guten zu viel," entgegnete Arnoldi, „denn ich rechnete mich zu den treuesten, wohlmeinendsten Freunden Adami's."

„So wären wir nahe verwandt! edler Mann," sprach Mukk, und eine innige Freude strahlte aus seinem lebhaften Auge; „ich darf dann frei und offen zu Ihnen reden. Ich heiße Mukk —"

„Mukk?" rief Arnoldi, „ja, dann kenne ich Sie, seltsamer Mensch, und dieser Brief ist von Ihrer Hand?" —

„Das ist er, Herr," erwiederte fest Mukk, „und hätte ich Sie gekannt, wie ich Sie jetzt beurtheile, ich würde Sie wahrlich kein Geld- und Profitmännchen genannt haben. Aber wie kommen Sie zu dem Brief?"

„Adami hat ihn in der Eile verloren, und trügt mich meine

Ahnung nicht, so hat dieser Brief einen bedeutenden Antheil an einer unüberlegten, uns Alle betrübenden Handlung ihres Freundes, der mir noch halb ein Räthsel ist." —

„Das glaube ich auch," sagte Mukk lakonisch.

„Und das können Sie so mir nichts, dir nichts sagen?" rief fast ärgerlich Arnoldi.

„Freilich, weil ich Ihnen hier einige Briefe geben will, die Ihnen über Adami's Handlung die Augen öffnen, und die Goldstufe seines Innern erkennen lassen sollen."

Er reichte ihm die Briefe. Arnoldi nahm sie, und warf einen erwartungsvollen Blick auf Mukk. Der aber trat ans Fenster und blickte hinaus, und sein Auge erhob sich zum Himmel, und sein Herz betete: „O Herr, hilf, o Herr, laß wohlgelingen! Amen."

Arnoldi las lange und eifrig; als er den letzten Brief gelesen, wischte er eine Thräne vom Auge.

„Das ahnete ich," sagte er. „Ich habe in seiner Seele gelesen. Ein Opfer wollte er mir bringen, der edle Mensch, und opferte sein Herz, und wußte nicht, daß er auch Amaliens Herz opfern wollte. O hätte er gesehen in mein Inneres, er würde den Wunsch gelesen haben, ihn und Niemanden sonst zum Schwiegersohne zu haben."

Da sprang Mukk herzu, und ergriff den Alten, und tanzte im Saale herum; dann ließ er ihn fahren, und sprang wie besessen, und jubelte und schrie.

Arnoldi rief: „Hat Sie die Tarantel gestochen?"

„Nein, Herr, nein, aber die Welt ist zu enge für meine Wonne! O Gott!" rief er aus, „wie wird sich das enden!"

„Kommen Sie doch zur Vernunft, Mensch," sagte Arnoldi. „Mir wird ja bange für Sie!"

„Machen Sie sich kein Kopfbrechens," sprach Mukk. „Ich bin bei vollem Verstande; aber wenn ich mir das traurige Gesicht denke, wie's nun nach schweren Kämpfen lächeln wird in Seligkeit, dann weiß ich ja nicht, wie ich meinem Herzen Luft machen soll!"

„Setzen Sie sich denn doch zu mir, und sagen Sie mir, wo ist denn Adami?"

„Ei, daheim sitzt er in meinem Knurrwinkel und kaut an den Nägeln, oder setzt mit seinen Thränen mein Dachstübchen unter Wasser. Er macht Pläne, Herr, nach Amerika auszuwandern."

„Lieber Herr Mukk, reden Sie denn doch nur einmal verständig! Wie denken Sie denn, daß wir ihn wieder bekommen?"

„Dafür lassen Sie mich nur sorgen. Ein wenig muß ich ihn noch narren, ehe er seine Himmelfahrt hält. Lassen Sie mich machen. Bereiten Sie Alles hier zu. Ich bringe ihn hierher, ohne daß er's weiß."

Arnoldi konnte aus dem lustigen Kauze nichts herausbringen. Er wußte nicht, was er thun wollte. Sein Plan war es gewesen, Amalien mit Adami zu verbinden. Sein Geburtstag sollte nur noch abgewartet werden. Er liebte Adami mit voller Seele. Er sah es ein, nur durch Adami könne die geliebte Tochter beglückt werden. Er hatte sich ein Freudenfest für sein Vaterherz bereiten wollen — da machte Adami den fatalen Streich.

Er erzählte das Alles dem ruhiger gewordenen Mukk, der seine Hand fast zerdrückte. Dagegen erzählte ihm der denn seinen Plan, hierher auf Kundschaft zu gehen.

Der Alte erkannte bald das edle Herz Mukk's. Trotz seiner seltsamen Possen und Ideen gewann er ihn lieb.

„Sie sollen Amalien sehen, und ihr selbst diese Briefe geben!" sagte Arnoldi und rief nach ihr.

Da trat denn das schöne bleiche Mädchen mit den verweinten Augen herein. Sie erschrak beim Anblicke Mukk's.

„Adami's Busenfreund Mukk," stellte ihn der Alte vor, „der uns Nachrichten von ihm bringt."

Da flog eine leise Röthe über die bleiche Wange.

Zitternd nahm sie die Briefe und ging.

Der Vater folgte ihr bald nach und sagte ihr seinen Plan. O wie lebte sie jetzt auf's Neue auf. Sie sank an des Vaters

Brust. „Amalie," sagte der Vater, „Dein Glück ist ja nur das Ziel meiner Wünsche und Bestrebungen. Adami ist edel — sei glücklich!" —

Hier legt der Erzähler die Feder nieder und läßt jedes Herz sich selbst die Scene ausmalen, und nachfühlen die Seligkeit, die mit der jungen Hoffnung Amaliens Brust durchströmte.

Noch nicht volle acht Tage später rollte ein schöner Wagen dem Thore von Mukk's Wohnorte zu, hielt an, dieser stieg heraus, hing sein Bündel auf den Rücken und wanderte frohen Muthes seiner Wohnung zu.

Dort saß Adami in schwermüthigen Träumereien, doch um Vieles ruhiger und männlich gefaßter, als vor acht Tagen, da er Arnoldi's Haus verlassen. Es war vorüber für diese Welt, das schöne Glück. Was konnte er noch wünschen? Nur fern von der Gegend, wo ihr Athem wehte, konnte völlige Ruhe ihm wiederkehren, wenn sie je wieder kam. Da trat denn Mukk herein, und der Freund flog an seine Brust.

Sie hatten sich lange nicht gesehen. Wie innig umfingen sie sich! Adami's stiller Schmerz brach seine Fesseln, Thränen entstürzten seinem Blicke.

Mukk wollte es fast das Herz abdrücken, und er fluchte im Stillen über das Wort, das er an Arnoldi gegeben, und über den Vorsatz, den er selbst gefaßt, den Freund zu überraschen auf dem Gut Arnoldi's N . . . . . .

„Sei ein Mann," brummte er, noch ärgerlich über sich selbst, „und laß das Weinen über eine Weiberlarve. Du hast edel gehandelt, und man wird wohl Dein Andenken segnen, das sei Dein Trost. Das Schicksal legt einmal das Ei unseres Glückes überall neben das Nest. Soll man sich darüber zu Tode grämen? Nein, sage ich, man muß größer sein, als das Schicksal, und lachen, wenn es narrt oder eine saure Miene zieht. Komm', laß uns von Amerika reden! Hast Du Reisegeld?"

Adami nickte. „Ich auch," sagte Mukk. „Ich habe meinen Aristophanes passabel verkauft. Nun wollen wir schnell abmachen,

den Staub von den Füßen schütteln und einen Spaziergang nach Philadelphia machen, wie Seume nach Syrakus."

Adami nickte schmerzlich lächelnd.

„Kannst Du Dir denken, Adami, daß ich entsetzlich großmüthig und freigebig geworden bin? Alles, was ich hier habe, vermache ich meinem Philister, und nehme nur Wäsche und derlei Utensilien mit; das ist bald gepackt. Ich denke, übermorgen reisen wir ab?"—

Adami stimmte in Alles ein. Er ließ Mukk mit sich machen, was er wollte. So weh' ihm auch Adami's Schmerz that, so kehrte doch bald Mukk's alte Heiterkeit zurück.

Am Tage der Abreise stellte Mukk sich krank.

„Herr Adami," sagte er, „ich kann nicht gehen, wir müssen einen Wagen nehmen!"

„So warte Deine Genesung ab, und laß uns dann erst ziehen."

„Nein," rief Mukk, „was einmal bestimmt ist, muß bleiben. Die Consequenz ist eine gar schöne Sache. Sei ohne Sorge, Freund Hein mag mich noch nicht. Ich muß erst die Amerikaner noch ein wenig foppen."

Der Wagen wurde bestellt, und so fuhren denn die Freunde ab in der Richtung nach X., wo Adami von dem wackeren Schmuel Oppenheimer wollte Abschied nehmen.

Unvermerkt lenkte aber der Postillon vom Wege nach X. ab, und nahm die bezeichnete Richtung nach dem Landgute Arnoldi's. Da Mukk über Zahnweh klagte, mußte der Wagen geschlossen werden. Und so fuhren sie dann in die Welt hinein, ohne daß sie die Gegend sahen, durch die sie kamen. Mukk war ungemein lustig trotz seiner Zähne Pein. Er machte tausend Possen und Witze, und selbst Adami, dem es war, als schlösse jetzt das Leben seine Thore hinter ihm, mußte manchmal lächeln.

Am dritten Reisetage kamen sie Abends spät nach R....., dem Gute Arnoldi's.

An dem Herrnhause, das jetzt den Namen eines Wirthshauses erhalten hatte, stiegen sie aus, und begaben sich sogleich in die

bereiteten Zimmer. Mukk war sehr krank, auch am anderen Morgen noch. Er kleidete sich zwar an, allein er legte sich auf's Bett und erklärte, er könne durchaus nicht weiter. Adami wich nicht von dem Bette. Wagen kamen an, es gab ein gewaltiges Trippeln und Trappeln im Hause.

„Das Gasthaus scheint Ruf zu haben," sagte Mukk; „doch wollte ich, daß ich Ruhe hätte." Nun ging's gar neben ihrem Zimmer bunt durcheinander. Die Fremden hatten jedoch die Rücksicht gegen den Kranken, nur zu flüstern. Der mußte oft den Kopf in's Kissen drücken, um — seinen Schmerz — nein, seine Freude zu verbergen. Endlich sprang er auf.

„Der Lärm wird mir zu arg!" rief er sich wüthend geberdend, und faßte Adami beim Arm, riß die Thür auf und schob ihn vor sich in den Saal. —

Da stand Amalie im bräutlichen Schmucke, das Myrthenkränzchen im Haar; an ihrer Seite Richter, festlich gekleidet, Arnoldi und mehrere Freunde mit dem Prediger im Ornate.

Adami erbleichte, zitterte.

„Nun so schieb Dich doch!" rief Mukk und zerrte ihn zu Amalien. „Weg da, Herr," rief er Richtern zu und schob ihn an Amaliens Seite. „Herr Prediger, thun Sie, was Ihres Amtes ist!"

Adami schien ohne Leben zu sein.

Da trat Arnoldi herzu, und legte seine Hand in die Amaliens und sprach: „Gott segne Euch!" Und die Thränen rollten aus seinen Augen.

„Willst Du das herrliche Mädchen nicht, Du grundtoller Emigrant, so geh' in's Teufels Namen nach Amerika, und ich freie um sie!" rief Mukk.

Da sank Adami in Amaliens Arme. Aber er mußte sich auf das Sopha setzen, um zu sich selbst zu kommen. Langsam erwachte er zum freudigen Bewußtsein.

„Ist's denn kein Traum?" fragte er Amalien, an deren Herzen er lag.

„Traum? Narr, Du meinst, weil mein Zahnweh einer war, so müsse Alles ein Traum sein!" rief Mukk. „Herr Prediger, ich bitte Sie, machen Sie fort, sonst wird mir der Mensch noch zum kompletten Narren."

Arnoldi selbst drang darauf, und so wurde denn das glückliche Paar getraut, und das Glück kehrte in Adami's Brust ein.

Ein frohes Mahl vereinte sie jetzt. Und als sie am Tische saßen, öffnete sich die Thüre und Schmuel Oppenheimer trat herein, bewillkommt von Allen wie ein Freund, umarmt von Adami.

Der ehrliche Jude weinte vor Freude. Er mußte neben Adami sitzen. Nun wechselten sie die fröhlichen Reden, und Alles klärte sich auf.

„Gehst Du nun noch einmal durch?" fragte Mukk.

„Das läßt er bleiben," antwortete Arnoldi, „denn Amaliens Arme halten ihn fest."

Zum Nachtisch überreichte Arnoldi den Neuvermählten ein Papier. — Es enthielt die Schenkung des Guts. Mukk mußte versprechen, sein Leben bei ihnen zuzubringen. Schmuel wurde reich beschenkt, daß er seinen Trödel mit einem besseren Handel vertauschen konnte.

Und als nun Alle in der höchsten Freude beisammen saßen, fragte Mukk:

„Sagt, Freunde, wäre die Geschichte Adami's und seiner Liebe wohl ein Stoff zu einer passablen Erzählung?" „Ja freilich!" lachten Alle. „Allein welchen Titel gäben wir ihr?" fragte Richter.

„Alle Ingredienzien sind da: Armuth und Reichthum, ein edler Vater und ein verliebtes Pärchen, ein Possenreißer (ich, mit Verlaub) und ein wackerer Jude et caetera, Ueberraschungen und dergleichen; nur der Titel fehlt. — Nein!" rief darauf Mukk, „jeder Titel wäre zu alltäglich — darum gar keiner und damit Lieb am Ende!"

Die Zukünftige.

Eine Geschichte.

1.

In den gebirgigen, waldreichen Theil Oberschlesiens müssen mir diesmal meine lieben Leser folgen; denn die Begebenheit, welche ich erzählen will, hatte dort ihren Verlauf.

Da liegt denn vor uns eine wundervolle Landschaft. Es ist Morgen, die Sonne hat sich durch die herbstlichen Nebel siegreich hindurchgedrungen. Auf Wälder, Felsen, Wiesen und Felder hat sie den duftigen Nebelschleier niedergelegt, daß ihr strahlend Antlitz die Welt schauen könne. Auf den Nadeln der Tannen, auf dem Moose der Felsen, auf den Kräutern des Feldes und den zahlreichen Zeitlosen der Wiesen glänzen die Milliarden der krystallenen Thauperlen, und in jeder spiegelt sich der Sonne Glanz, und es ist, als ob Gold und Diamanten überall ausgestreut wären in unendlicher Fülle.

Nirgends aber ist der Anblick in die blitzende Landschaft schöner, als vor dem Forsthause zu Tiefenau, das auf der Anhöhe über dem Dorfe liegt.

Gerade im Vordergrunde senkt sich das Land wellenförmig hinab zum Thalgrunde. Kein Wald hemmt die Aussicht in der Nähe; nur in der Ferne, die Berge bedeckend, bildet er den dunkelen Rahmen um das schöne Bild. Der Thalgrund, der sich vor dem Blicke öffnet, ist breit. Wiesen, welche zahllose Zeitlosen so rosenroth erscheinen lassen, als sei's im Lenz, und Ackerland theilen sich unter die Herrschaft in ihm. Erst da, wo das Dorf sich im Kranze

der Obstbäume birgt, zeigen sich mehr Aecker, und an diese schließen sich, näher dem Dorfe, die Gärten. Weiter über das Dorf hinaus zeigen sich noch Stellen, wo der Pflug seine Furchen zieht, niederer Schlagwald häuft sich dann, und endlich folgt dunkeler Hochwald. Rechts reihen sich Berge an Berge, immer einer höher als der andere, und alle sind sie gekleidet in das dunkele Gewand des Nadelholzes, aus dem hier und da eine Esche im hellsten Goldgelb des herbstlichen Farbenschmucks, oder das glühende Roth eines wilden Kirschbaumes hervorsieht und bunte Blumen in das dunkele Gewand der Berge wirkt. Links treten schrosse, wildzerklüftete Felsen nahe heran an den noch immer grünenden Wiesengrund. Ein Gießbach braust darüber hin, herrliche Wasserfälle bildend, bis er tiefer im Thalgrund sanfter fließt, aber sein klares Wasser immer noch wild genug fortwälzt, und sich dann auf ein Mühlrad wirft und es schäumend zwingt zu raschem Umlauf. Hinter den Felsen thürmt sich der Berg auf, und bald ist wieder der Hochwald herrschend, wie ringsum auf allen Höhen.

Auf der freien Stelle, von wo aus dies Landschaftsbild seine Pracht entfaltet, steht das Jäger- oder Forsthaus und beherrscht die Aussicht über Thal, Dorf, Wald und Berge. Es ist ein alterthümlicher Bau, an dem mehr denn ein Jahrhundert vorüberging und seinen Stempel ihm aufdrückte; zwei Thürme stehen an den Flanken des großen Gebäudes, und dazwischen dehnt sich das Haus ziemlich lang hin und endet nach oben in zwei spitze Giebel, auf denen, wie auf den Spitzdächern der Thürme, mächtige Wetterfahnen mit allerlei Zierrath in die Lüfte ragen. Drei Reihen Fenster über einander zeigen die Vorderseite. Ein Balkon, breit und massenhaft, ruhend auf Tragsteinen, welche groteske Thiergestalten aus dem Reiche fabelhafter Phantasien darstellen, zieht sich an der ganzen Fronte von einem der ebenso weit, als der Balkon breit ist, vortretenden Thurme bis zum anderen. Dahinter ist die erste Fensterreihe, hoch und oben im Rundbogen endend, mit runden Fensterscheiben, in denen, namentlich in den Rundbogen, noch Glasmalereien sichtbar sind. Ueber

diesen erhebt sich die zweite Reihe mit eben solchen Scheiben, doch minder hoch, und über diesen die niedrigere dritte. In den beiden Giebeln sind noch Gemächer und Fenster, doch nur sehr kleine.

Ein gealtertes Portal aus Eichenbohlen, mit Nägeln beschlagen, deren nußdicke Köpfe alle ein Kreuz zeigen, führt in die unteren Räume, wo zuerst eine große Treppenhalle sichtbar wird, dann führen Thüren in Küchen und Vorrathsräume. Ueber dem Portale zeigt sich ein altes Wappen, das jedoch vom Zahne der Zeit zernagt ist. Mächtige Zimmer reihen sich um einen großen, gewölbten Saal, dessen Ausgangsthür auf den Balkon führt. In der Treppenhalle sind überall Geweihe und Stangen verkrüppelter Art von den barocksten Formen angenagelt und bilden ein waidmännisches Raritätenkabinet, das aber zum Inventarium gehört nach den Bestimmungen des letzten Bewohners, und das zu vermehren des Nachfolgers erste Pflicht ist. Ueber alle dominirt ein riesiger Vierundzwanzigender und ein schaufeliges Elengeweih von ungeheueren Verhältnissen, als ebenbürtiges Gegenüber.

Da mußte ein Waidmannsherz Generalmarsch schlagen! Aber um dies seltsame Gebäude ist's todtstille. Nur die Wetterfahnen zähren im Morgenwind und ein paar Dutzend Thurmdohlen schwirren kreischend um das leere Haus. Es ist keine Menschenseele darin; denn den letzten Oberförster haben sie begraben, und die lachenden Erben haben das alte Rattennest ausgeleert, ehe diese Bestien seine Hinterlassenschaft zernagt. Ein neuer Oberförster ist ernannt; er soll heute einziehen mit Hab' und Gut und Sack und Pack.

Gegen acht Uhr Morgens wackelt die Anhöhe eine Frau herauf, deren Umfang unglaublich massig ist. Es wird ihr sauer, die Höhe heraufzusteigen, und mehr als einmal muß ihr die Magd die Hand reichen, daß sie über den vom niedergesenkten Nebel schlüpfrigen Boden, ohne zu fallen, wegkomme. Das war gut; denn, Hundert gegen Eins, sie wäre in solchem unglückseligen Falle wie eine runde Tonne hinabgerollt bis zum Baumkranz des Dorfs. Es ist die Frau Tanneberg, des Försters stattliche Ehehälfte aus dem Dorfe

Tiefenau da unten. Jetzt hat sie glücklich die Höhe vor dem Forsthaus erreicht. Der Schweiß perlt über das fette Gesicht, in dessen immensen Backen sich die stechenden Aeuglein verkriechen. Sie pustet und ächzt und kann schier keinen Athem kriegen. Beide Arme auf die Hüften gestemmt, sucht sie sich zu erholen. „Hol's der Kuckuck," ruft sie dann endlich aus, „ich bin das Heraufsteigen müde! Man kriegt's ores, wie der Mardochai, der Handelsjüd, sagt, sich so zu plagen für mir nichts, dir nichts! Muß ich da herauf, um das Rattennest zu fegen! Und wem zu Dank?"

„Wer sollt's denn sonst thun?" sagte die Magd, „und wer versteht's, wie Sie? Der Herr Oberförster wird sich schön bedanken." Die Dicke überhörte das Letzte.

„Wer's thun sollte? Catharine, der Schulz; denn es ist königliches Eigenthum; aber siehst Du, der Herr Forstmeister hat sein Nest voll adeliger Fräuleins, Du kennst ja die dürren, bleichen Pensionspuppen, und der Herr Oberförster ist noch ein Junggeselle. Merkst Du's? Da schreibt er: die Frau Tanneberg sei so eine reinliche Hauswirthin, die würde wohl am besten die Räume fegen können. Daß Dich der Markolph bisse! Seit acht Tagen putzen wir die Spinnweben ab, und doch ist's noch nicht sauber. Heut soll er kommen, da muß der Staub noch einmal abgewischt sein und die verrückten Geweihe in der Halle müssen mit dem Spinnenkopf gefegt werden. Ja, so eine Junggesellenwirthschaft, wie sie der Alte geführt, ist ein rechter Unsegen! Da sieht man, was ein Frau ein Heil ist. Aber siehst Du, Catharine, die Männer — die Tappse — erkennen's nicht. Gelt, wie brummt meiner, wenn wir scheuern und fegen? Der ließ' sich auch einspinnen von den Kreuzspinnen, und Mohrrüben könnte man auf den Stubenböden ziehen. So sind sie Alle miteinander. Grillenfänger, Keutterer, Grammler, Brummköpfe. Das Beste ist, Catharine, wir kümmern uns nicht d'rum und machen's justement, wie wir wollen, und denken: La die Baßgeige brummen! Mußt's auch 'mal so machen, wenn Du den Peter kriegst!"

„Ach, gehen Sie doch!" sagte die Magd verschämt.

„Na, Ampel, ich glaube gar, Du willst in's Kloster gehen und den Peter auch so 'ne alte Junggesellenwirthschaft führen lassen? Stell' Dich nicht einfältig! Willst Du 'ne alte Jungfer werden? He?"

„Das freilich nicht!" sagte halblaut die Magd.

„Na, eben d'rum schwatz nicht so einfältig! Ich bin eine Frau, die's gut mit Dir meint; d'rum sollst Du auch mit mir offen reden; ich weiß doch, wo Barthel den Most holt! Laß Dir's gesagt sein! Zieh' Dir ihn nach Deiner Hand, ehe Ihr den ersten Scheffel Salz miteinander esset. Da gilt's. Hab's justement auch so gemacht."

Die Magd nickte beifällig und sagte: „Von Ihnen kann man Etwas lernen."

„Aber, Frau Tanneberg, was wird's geben," hob sie darauf wieder an, „der junge Herr Oberförster ist ja auch wieder so ein Einsiedler und Waldbruder?"

„Ja freilich; aber wart's nur ab! Ich will ihm schon die Hölle heiß machen und ihm Eine freien. Ich versteh's!"

„Sie? Ach Herr Jerum! Wen denn? Wen haben Sie denn auf dem Strich?"

„Ja, das kann ich Dir noch nicht sagen," sprach wichtig die dicke Försterin. „Man muß doch erst wissen, wer für ihn paßt. Meinst Du, ich sollte mein Gewissen belasten? Der edle Gellert sagt: „Mein Gewissen beißt mich nicht meines ganzen Lebens halber." Da will ich mir auch den Wurm nicht hineinpflanzen, der nicht rastet. Ich muß ihn erst kennen, daß ich weiß, wer für ihn paßt, verstehst Du? Aber dann soll's auch bald fertig sein."

„Ja, ja," sagte das Mädchen, „da haben Sie Recht. So 'ne Ehe kuppeln, die hintenach es treibt wie Katzen und Hunde, das muß ein rechter Dorn in der Seele sein; aber wer ist er denn eigentlich?"

„Nun, ein Adeliger, so ein Herr von. Den Namen hab' ich vergessen," sagte die Frau. „Wenn er nur kein Hochmuthspinsel ist, der Unsereins über die Achsel ansieht! Siehst Du, das adelige Volk meint, Unsereins sei eben nur Canaille, und Canaille heißt

Hund, denn mein Mann schimpft den Caro und die Waldine so, das liebe Vieh. Wär' er so eine Can — wollt' ich sagen, so ein stolzer Narr, dann ließ ich ihn laufen, und er möcht' sich eine Frau suchen, wo er wollte. Ist er aber ordentlich und manierlich, dann sollst Du's erleben, was die Frau Förster Tanneberg fertig bringt. Meinst Du, der Forstmeister mit seinem Vierteldutzend heirathslustiger Dunzelchen wäre so artig, wenn er nicht dächte: die kann Einer an den Mann helfen? Ja, Catharine, an mir versiehst Du Dich. Ich bin nicht so dumm, als ich aussehe. Siehst Du, ich kann so fein hinten herum kommen, daß es so ein Tollpatsch von Mann gar nicht merkt. Doch — wir wollen anfangen, sonst könnt' er uns erwischen über der Arbeit. Plaudern können wir ja dabei doch, wie's uns gefällt."

Sie wackelte gegen das Portal, schob den großen Schlüssel in die Thür und schloß auf.

Catharine trug Spinnenkopf und Handbesen, und folgte der gewichtigen Herrin leichteren Trittes.

Immer plaudernd, wurden die monströsen Geweihe und Stangen abgestäubt, dann die Halle gekehrt; und nun stiegen sie hinauf, um den Staub, der sich mittlerweile wieder auf Kamine und Fensterbrüstungen gesetzt, leise abzuputzen. Sie legten die letzte Hand an's Werk.

Dort stellte sich Frau Tanneberg wieder hin, stemmte die Arme auf die Hüften und sagte: „Nun, seh' mir 'mal die Scheiben an! Da saß ein alter Knaster d'rauf von Anno Tobak her. Man sah gar die Bilder nicht. Jetzt glänzt's und blinkt's und des Herrgotts liebe Sonne und Licht kann wieder herein. Und der schöne eingelegte Boden! Bei dem alten Knasterbart sah er aus wie eine uralte Tenne, auf der Erbsen gedroschen werden, so hatten sich die Nägel der Jagdschuhe in den Schmutz getreten, der ihn seit zwanzig Jahren bedeckte. Da ist jetzt, nach vieler Mühe, eine andere Welt. Die alten Ledertapeten zeigen freilich nicht mehr die Jagden der Tiger und Löwen, die mit Gold hineingepreßt waren, als noch des großen

Kurfürsten höchstseliger Herr Vater oder ich glaube gar, damals war Schlesien Oesterreichisch — also die Kaiser hier jagten, oder sonst hohe, unbekannte Herrschaften, polnische Starosten, oder solche hohe Herren. Damals muß es eine köstliche Zeit gewesen sein! Ich wollte, die Wände könnten reden, Catharine, da sollten wir Etwas zu hören kriegen! Geschichten, daß das Herz popperte oder die Haut gänsemäßig würde! Die waren auch nicht katzengrau!

„Weißt Du was? Mich friert's hier im Saale. Komm, wir haben ja noch Zeit; laß uns ein Bischen auf den Balkon treten, in die liebe Sonne! Man kann ja da auch plaudern und hat das schöne Land vor sich. Wer nur da wohnen könnte!"

Sie traten Beide hinaus und lehnten sich behaglich auf die Brüstung, schauten über die Gegend hin und freuten sich des köstlichen Anblicks.

Plötzlich hörte man den klatschenden Knall einer Fuhrmannspeitsche von ferne, den das Echo der Höhen lange nachhielt.

„Was war das?" fragte erschreckend die dicke Frau ihre Magd.

„Eine Peitsche war's," sagte die Magd. „Ich versteh' mich d'rauf."

„Meiner Six, Du hast Recht!" äußerte die Försterin. „Gib Acht, bald wird ein prächtiger Wagen mit zwei oder drei Rappen daherrollen. Vorn auf dem Bock ein Kutscher in Livree, mit breiter Silberborte um den Hut, hintendrauf ein Jäger mit wallendem Federbusche!"

Die Magd riß weit ihre Augen auf und starrte nach der Lichtung im Walde, woher der Ton gekommen war.

Jetzt sah man einen Frachtwagen mit zwei Pferden langsam nahen. Ein großes Tuch war über seine Ladung gebreitet, die nicht erheblich sein mußte, da sie nicht sehr hoch über die Leitern hinausreichte. Vorne saß auf einem Strohbündel ein Mann, der eine warme Marderpelzmütze über die Ohren und das halbe Gesicht und einen alten grauen Mantel mit grünem Halskragen um die Schultern gezogen hatte. Er blies dicke Rauchwolken aus einer

kleinen Pfeife, die man „Jagdkloben" nennt, und hinten an den Wagen war ein Reitpferd gebunden, aufgezäumt und gesattelt. Sonst sah man Niemanden außer dem Fuhrmanne, der, mit der Peitsche klatschend, nebenher ging.

Vor dem Forsthause hielt der Wagen. Der mit der Marderpelzmütze grüßte herauf zu den beiden Zuschauerinnen und sagte höflich: „Mit Gunst, ist dies das Tiefenauer Forsthaus, wie ich vermuthe?"

„Gehorsamst aufzuwarten!" sprach mit einem namhaften Knix die Frau Tanneberg, die artig zu sein verstand.

„So sind wir am Ziele, Fuhrmann," sagte der Mann und stieg ab.

„Alle Wetter!" flüsterte die Försterin ihrer Catharine zu, „ich glaub' gar, das sind die Habseligkeiten des Oberförsters? Da hätt' ich mich geschnerrt! Da sieht's schofel aus, schofele Massematte, sagt Mardochai, der Jüd. Keine Caroſſe, keine Rappen! Catharine, der ist entweder von dem Wasserpolackenadel, wo zwei und dreißig auf ein Loth gehen, oder es ist ein Irrthum und seine Ahnen waren Kirchenmäuse! — Doch wir müssen hinuntergehen. Halte Dich in anständiger Entfernung von mir. Der braucht's nicht zu wissen, daß wir so vertraut mit einander sind! Ich bin's meinem Stande schuldig."

Kurze Zeit darauf trat Frau Tanneberg aus dem Portale, machte einen herzgewinnenden Knix und sagte: „Wen hab' ich denn die Ehre —?"

Vor ihr stand ein Mann von etwa fünfzig Jahren, aber noch ungemein rüstig. Sein Haar trug so die Kümmel- und Salzfarbe, der Schnurrbart aber war noch kohlschwarz. Er hatte die Mütze höflich abgenommen, und Frau Tanneberg sah in ein freundlich, ehrlich Angesicht. Er hatte den alten Mantel auseinandergeschlagen, daß man den grünen Rock, mit Apfelgrün am Kragen, sehen konnte, die Hirschfängerkuppel und dergleichen, Alles bedeutend fadenscheinig

und verbraucht, auch an diversen Stellen ansehnlich geflickt und geriestert.

Er verbeugte sich linkisch, sagte aber mit Pathos und Selbstgefühl: „Ich habe die Ehre, meines gnädigen Herrn, des Herrn Oberförsters Freiherrn von Distelheck Haushofmeister, Jäger, Leibdiener, Koch und Haushalter zu sein, und heiße Conrad Früchtelmeier, Ihnen höflichst zu dienen."

„Freut mich, daß ich die Ehre habe," sagte Frau Tanneberg und neigte sich mehrmals. „Ich bin, wenn sie erlauben, die Frau des Försters Tanneberg aus Tiefenau da unten, und habe im Auftrage des Herrn Forstmeisters von Drossel das Forsthaus hergestellt und eben den letzten Staub abgefegt. Ich hoffe, Herr Früchtelmeier, es wird Ihnen gefallen."

„Zweifle nicht," sagte Conrad mit einer Verbeugung, „wo so eine weise Frauenhand gewaltet hat, da wird's nach Wunsch stehen; denn des Herrn Forstmeisters Gnaden haben in einem Briefe an meinen gnädigen Herrn gesagt, der Amtsvorgänger sei, was man im gemeinen Leben einen Schweinigel nennt, gewesen; aber er habe die Frau Tanneberg mit der Säuberung des Hauses betraut, und die sei, wie überall ein Muster, so auch in der Reinlichkeit eine leibhaftige Holländerin, was so viel sagen will, als die sauberste, reinlichste Frau unter der Sonne."

Auf dem breiten Antlitze der Frau Tanneberg lag der Glanz der Verklärung. Ihr breiter Mund lächelte zum Entzücken, und der Mann saß sattelfest in ihrer Gunst.

„Ach, du mein Däuschen!" rief sie, „zu viel Ehre, viel zu viel! Ich bin eine Hausfrau wie tausend andere; aber sehen Sie, Herr Früchtelmeier, man liebt die Sauberkeit, wie es sich ziemt, das ist die ganze Hexerei. Freilich, der selige Herr Oberförster hielt auf das Gegentheil. Da ist in vielen Jahren kein Besen in das Haus gekommen. Er haßte unser Geschlecht, und man weiß, die Mannsleute lassen's beim Nächsten bewenden, kehren husch,

husch, oben drüber und in den Ecken bleibt, was sich d'rauf reimt. Sie verstehen mich."

Ueber Conrads Angesicht fuhr der Aerger und schoß an in geraden und queren Linien, wie das werdende Eis an den Fensterscheiben im Winter. So was durfte er sich doch nicht gefallen lassen, zumal er sich der größten Reinlichkeit bewußt war, und so viele Würden in sich vereinigte, als etwa eine Haushälterin.

Frau Tanneberg merkte den Bock, den sie geschossen hatte, indem sie sich aller der Würden erinnerte, die Conrad in sich vereinigte. Ehe sie aber ihrer Verlegenheit Meister werden konnte, sagte Conrad:

„Sie schütten da das Gemüse mit dem Brühwasser hinaus, verehrte Frau Tanneberg. — Zu viel ist zu viel. Es gibt Ausnahmen."

„Ach du —" wollte sie einfallen, aber Conrad fuhr fort:

„Wenn's auch Einzelne gibt, denen die Unsauberkeit eigen ist, so gibt's doch auch Viele, die —"

„Versteht sich," fiel die Försterin ein, der es darum zu thun war, den schlimmen Eindruck schnell zu verwischen; „versteht sich, daß es solcher Viele gibt. Da sieht man's aber auch dem Vogel an den Federn gleich an, ob er ein Wiedehopf ist. Wenn ich so den Herrn Früchtelmeier betrachte, wie trotz der Reise Alles sitzt und klappt, so brauch' ich nichts weiter zu wissen, um zu glauben, daß er eine Extraausnahme ist. Da ist aber mein Alter! Sehen Sie, Herr Früchtelmeier, dem ist's oder war's egal, ob er d'rüber stolperte."

Jene Linien wichen der diplomatisch schlauen Schmeichelei und Conrad sagte nichts weiter. Er verbeugte sich bloß in seiner steifen Art und Weise und lächelte wieder mit dem ganzen Gesichte.

„Sie werden nun abladen und einrichten wollen," fuhr Frau Tanneberg fort; „da biet' ich meine geringen Dienste gehorsamst an. Ich verstehe mich auf solchen Rummel."

Conrad, der nicht wollte, daß seines Herrn Plunder gleich den

licken einer scharfäugigen Frau preisgegeben würde, sagte darauf: Danke ergebenst! Ich würde es für Unrecht halten, Sie zu mühen. Ich bedarf dazu nur eines kräftigen Mannes, der laden hilft. Da hat Ihr Herr Gemahl wohl einen Forstarbeiter, olzhauer und dergleichen, den schicken Sie mir doch gleich. Nun ch eine Frage: Ist auch ein Wirthshaus im Dorfe, wo man zu ittag Etwas haben könnte? Der Herr Oberförster sind ein gar ugaler Mann. Eine Milchsuppe und ein Pfannkuchen reicht hin, n zu befriedigen."

„Ein Wirthshaus ist nicht im Dorfe," sagte Frau Tanneberg, enn die Fremden kommen nicht in unsere Einsamkeit; aber ich chne es mir zu einer Ehre, wenn ich dem Herrn ein Mahl reiten darf, wie es Unsereins versteht." Dabei knixte sie wieder.

„Sehr gütig," sprach Conrad, verbindlich sich verbeugend; „ich n so frei, es anzunehmen, wenn es Ihnen keine Mühe macht. Sie gesagt, Milchsuppe und Pfannkuchen ist des Herrn Leibkost, nd dabei müßte ich bitten zu bleiben."

Die Försterin dachte: Schwatz' du! Hier gilt's, mich in einem Kochglanze zu zeigen. „Wann befiehlt der gnädige Herr?" agte sie.

„Wir speisen eigentlich nur einmal," erwiederte Conrad, „so ischen Vier und Fünf. Zum Frühstücke hat der gnädige Herr ne prächtige Wurst in der Tasche, und der Fuhrmann und ich — ir sind auch bis dahin wohl versehen."

„Aber wo sind denn der gnädige Herr?" fragte die Försterin.

„Sie sind an der Grenze des Reviers abgestiegen, um es eich einmal zu begehen. Bis halb Fünfe sind sie hier, denn der ädige Herr hält auf Ordnung und macht gute Schritte."

„So will ich gleich gehen," sagte die Frau Tanneberg, „damit h meine Einrichtungen treffen kann. Den Holzhauer Steffen werde h senden. Empfehle mich Ihnen!" Sie machte eine tiefen Knix nd ging, und Catharine folgte ihr. Mit aller Kraftanstrengung mühte sie sich, leicht einherzuschreiten, was auch gelang.

Als sie im Abhange waren, sagte die Magd: „Was Sie ab Conduiten im Leibe haben, Frau Tanneberg! Man meint, S läsen es aus einem Buche ab. Und wie Sie den Stoffel, d Sie gemacht, rund gekriegt haben! Das muß ich sagen, so ' Frau gibt's nicht mehr!"

„Gelt!" sagte die Försterin im süßesten Triumphe, „so wo ist Dir noch nicht vorgekommen? Ja, Kind, Unsereins hat in d Welt gelebt und nicht umsonst seine Bildung genossen. Ich sa Dir, ich war einer Ohnmacht nahe, als ich meinen Stoff bemerkte, aber so Etwas rund zu machen, versteh' ich aus de Fundamente."

„Das glaub' ich," sagte die Magd. „Sie lesen aber au den halben Tag. Und wie viel Bücher hab' ich nicht schon vo dem Buchbinder aus der Leihbibliothek im Städtchen, oder wie da heißt — geholt! Da ist's kein Wunder!" —

Die Försterin überhörte das und sagte: „Ist aber auch ei feingebildeter Mann der Herr Haushofmeister, Leibdiener, Jäge Koch und Haushälter, Conrad Früchtelmeier. Er hat so ei „Avec," wie man sagt, und ich hoffe, er wird uns wohl 'm besuchen."

Sie hatten nun den Abhang glücklich hinter sich und erreichte in Kurzem das Dorf und das Jägerhaus, wo dann alsbald da Feuer loderte und die kochkünstlerische Thätigkeit der Frau Tann berg begann.

Conrad sah ihr lange nach. „Eine raisonable Frau, das nu man sagen," hob er sein Selbstgespräch an; „spricht wie ein Bu und hat, was man so Lebensart nennt, wie ein Cavalier; hat ei erkleckliches Plapperment; aber ich bin doch in der Seele froh, da sie sich geschoben hat. So Weiber schnüffeln Alles aus und lasse ihre Zunge gleich durch's ganze Dorf spazieren gehen. Was brauch die den gelben Mehlstaub zu sehen, den die unverschämtesten alle Bestien in den alten Möbeln meines gnädigen Herrn anrichten und die Mottenspaziergänge auf dem Tuchüberzuge des Kanape's

as geht's die an, daß die Garderobe dünne und die Linnenvor-
the so klein sind, daß ich unter zwei Augen alle acht Tage große
äsche habe? Es ist schlimm, aber es ist so!"

„Jacob!" rief er jetzt laut.

Der Fuhrmann kam.

„Wir wollen abladen," sagte Conrad.

„Er hat gut reden," sagte ärgerlich der Bauer. „Sieben
tunden gefahren und die Pferde haben noch nichts! Die müssen
st Futter haben, sonst rühr' ich nichts an."

Conrad kratzte sich hinter dem Ohre. „Hättest Du das doch
sagt, als die Frau Tanneberg da war, die hätte Rath geschafft."

„Er hätte ja auch d'ran denken können; aber da mußte Er
charwenzel und Faren machen, wobei nichts herauskommt. Ich
att's dicksatt und ging fort," sagte der Bauer.

„Grober Esel!" brummte Conrad in den Bart. Laut sagte
r: „So geh' in's Dorf und suche Dir Heu zu verschaffen."

„Ist nicht nöthig," sagte der Holzhauer Steffen, der eben
nkam. „In der Scheune sitzen dreißig Wagen Heu von den
Waldwiesen und etliche Tausend Pfund Stroh von den Dienst-
ändereien des Herrn Oberförsters, die Herr Tanneberg bebaute.
Der hat gesorgt."

„Gottlob!" sagte Conrad, während der Steffen den Bauer in
ie Scheune führte, „gottlob, da hat doch der Gaul Futter und
er gute Herr braucht nicht gleich Schulden zu machen. Wenn des
Jacobs Fracht bezahlt ist, bleibt ein Thaler übrig."

Die Zweie kamen wieder, und während die Pferde ausgeschirrt
und das Reitpferd abgesattelt wurde, sagte Steffen: „Ja, Herr,
der Herr Tanneberg hat für den gestrengen Herrn Oberförster
gesorgt, wie ein Vater für seinen Sohn. Gehen Sie 'mal in den
Keller! Achtzig Säcke Kartoffeln! Gehen Sie auf den Speicher!
Dreißig Malter Hafer und siebzig Malter Roggen. He? Das ist
ein Stellchen!"

„Und das ist Alles unser?" fragte Conrad mit leuchtende Augen.

„Wem denn sonst?" gegenfragte Steffen. „Freilich muß de gestrenge Herr dem Herrn Tanneberg die Kosten erlegen; abe wenn er einen kleinen Theil verkauft, so ist Alles kugelrund."

Conrad faltete seine Hände. Einen Blick heißen Danke richtete er gen Himmel. — Da hatten sie ja Brod und Kartoffeln für sich, Hafer, Heu und Stroh für das Pferd in Hülle und Fülle konnten verkaufen, um für's Erste einen Theil der Schulden zu bezahlen, die den Oberförster tief beugten. Sein Herz jubelte in der treuen Brust.

Er ging nun in das Haus, um sich die Räume anzusehen.

Schon in der Vorhalle stand er starr vor Erstaunen und Freude. Gerade solche monströse Geweihe und Stangen zu sammeln, war seines Herrn größte Liebhaberei. Und wie sie hier waren, so confus, zwerg- und kapitaltoll verwachsen, hatte er sie noch nicht gesehen. Voll Freude über seines Herrn Freude, den er so herzlich lieb hatte, schritt er die Treppe hinauf. Als er in den Saal trat und sich umsah, fiel ihm doch das Herz in die Schuhe.

„Wenn lauter solche Zimmer da sind," sagte er, „so sieht's schön mit dem Mobiliar aus!"

Er untersuchte übrigens Alles genau und kam endlich seufzend in den Saal zurück.

„Er ist verwettert groß!" sagte er; „aber leer lassen können wir ihn nicht. Hier müssen wir wohnen. Nun, was thut's? Kein Holz brauchen wir zu kaufen und keins zu schonen. Wir wohnen hier! So bleibt's! Rechts in dem Gemache schläft der Herr, links ich. Stühle und Tische und Commode brauchen wir dort nicht. Wenn die nur hier im Saale stehen. Aber zwölf strohgeflochtene Stühle, die zu zwei Drittel lendenlahm sind, was richten die hier aus? Du lieber Himmel, das ist armselig!"

Er stellte sich an die Thüre und sah sich Alles an. Nach einer Weile sagte er: „Dort häng' ich den Spiegel hin, an dessen

Rahmen das Gold schon bei den Eltern des Herrn abgewaschen war. Hier herein werden die Ahnenbilder gehängt. Dort stell' ich die Commode hin. An diese Wand kommt das wackelige Kanape. Davor den Tisch mit den Geisenfüßen. So ist's richtig. Der Kleiderschrank kommt in die Schlafstube. Neben das Kamin wird der Sorgenstuhl mit den lahmen Fußrollen gestellt. Ueber das Kamin häng' ich die Pfeifen. Dort an die Wand die Gewehre und die zwei Käfige mit den Canarienvögeln. Prächtig!" rief er und klatschte in die Hände. Darauf eilte er hinab zum Auspacken.

Alles war wohl erhalten, obwohl die Reise lange gedauert.

Nach zwei Stunden war der Saal eingerichtet. Nun ging's an die Betten und den Kleiderschrank. Dann richtete er sich die Küche ein. Damit war er schnell fertig, denn des Geräthes war wenig.

Als Alles fertig war, wurde die Leberwurst ausgepackt und Brod, nebst einem Kruge Wein, und alle Drei thaten sich bene.

Da Jacob noch eine Strecke zurückfahren wollte, zahlte Conrad seine Fracht, ließ dann von Steffen Holz herbeitragen und machte ein lustiges Kaminfeuer an, da es in dem Saale kühl war, und setzte den Theekessel auf den Rost für den Abend.

Als so Alles in Ordnung gebracht war, sagte Conrad zu Steffen: „Hör' 'mal, Alterchen, habt Ihr auch einen Juden in Tiefenau, der mit Frucht handelt?"

„Das mein' ich," war die Antwort; „der Mardochai ist ein Erz-Fruchthändler. Wollt Ihr verkaufen?"

„Ich denke so dran," sagte Conrad, „was thun wir zwei Menschen mit der vielen Frucht? Die Mäuse und Ratten fressen sie ja auf; denn so viel von diesen Bestien hab' ich meiner Lebtage nicht gesehen, wie hier sind."

„Da habt Ihr Recht," sagte Steffen. „Das Haus heißt auch das Rattennest. Ihr müßt Euch Katzen anschaffen."

„Wir haben einen Rattenfänger," versetzte Conrad, „der wird schon säubern."

„Die Frucht dürft Ihr aber nicht alle verkaufen," sagte Steffen, „denn hundert und achtzig Morgen Dienstländereien, ohne die Waldwiesen, fordern Saatfrucht. Ihr müßt doch fünfzehn bis zwanzig Kühe haben, acht Pferde, vier Knechte, drei Mägde — Herr, das räumt! Das kostet Massummelchen, wie der Jüd sagt."

Conrad schwindelte. Woher Geld zu dem Allem nehmen? sagte er zu sich selbst. Armer Herr! Das gibt neue Schulden!

„Habt Ihr denn auch einen Kerl, der das Pferd versorgt?" fragte Steffen.

„Nein," war Conrads Antwort.

„Sagt's dem gestrengen Herrn," bat Steffen, „daß ich's um ein Billiges thun will. Ich bin arm und hab' eine Frau und neun Kinder."

Das versprach Conrad, und Steffen ging fröhlich von dannen.

In Conrads Kopf ging es aber immer bunter durcheinander. Es wurde ihm siedheiß und eiskalt, Eins um das Andere. Er dachte an die Dienstländereien, an die Knechte und Mägde, an ihren Lohn und Unterhalt, an die Pferde und Ochsen, Kühe und Schweine und an die Preise, die sie kosten würden; an sein Alter und seines lieben Herrn Unkenntniß von dem Allem, und allmälig ging's kreuz und quer in seinem Kopfe. Der genossene Wein, der volle Magen, die Ermüdung von der Reise, die Wärme des Feuers — Alles wirkte zusammen, daß er in seines Herrn Sorgenstuhl, in den er seine alten Glieder gebettet, zurücksank und in einen tiefen Schlaf fiel, in dem der Traum ihm das Gehörte in bunten Bildern, toll und barock, durcheinander warf mit der dicken Frau Tanneberg, ihren Knixen und Redensarten und ihrem Mittagessen — kurz, es war eine confuse Traumwelt, in der sich seine Seele erging. Die Stille, die ihn umgab, war ganz geeignet, seinen Schlaf recht tief werden zu lassen.

2.

Conrad hatte recht lange schon geschlafen, als eine starke Hand die Saalthüre öffnete und eine Stimme rief: „He, Conrad! Wo steckst Du denn?"

„Hier bin ich, werthe Frau Tanneberg!" rief Conrad, der eben von der fleischbegabten, ersten Bekanntschaft geträumt hatte. Dabei rieb er sich die Augen, und da die Abendsonne noch hell durch die Fenster schien, war er ganz geblendet von ihrem Glanz.

Ein schallendes Gelächter, recht urkräftig, weckte ihn vollends und lehrte ihn, es sei sein gnädiger Herr, der vor ihm stehe und sich an seiner Schlaftrunkenheit ergötze.

„Conrad," rief er, immer heftiger lachend, „bist Du bezaubert in diesem verwünschten Rübezahlsschloß, oder trunken? Was hast Du mit einer Frau Tanneberg zu schaffen? Steh' mir Rede!"

„Ach, gnädiger Herr!" sagte kleinlaut Conrad, „ich bin eingeschlafen gewesen, und da hab' ich geträumt!"

„Merk's wohl!" sagte der Oberförster, um den die Hunde sprangen; „aber Du mußt völlig schneeblind im Herbste schon sein, sonst sähest Du, daß ich von Nässe triefe!"

Jetzt sah erst Conrad, wie wahr das sei. Er fühlte seinen Herrn an und erschrak.

„Herr meines Lebens, was ist Ihnen passirt?" fragte er voll Schrecken. „Sind Sie in's Wasser gefallen?"

„Gefallen oder gesprungen," sagte der Oberförster, der aber in der heitersten Laune war, „das gilt jetzt ein Geld. Gib mir Kleider, Wäsche, Stiefel, Schlafrock, Pantoffeln, was Du am Ersten bei der Hand hast, denn mir ist's eiskalt. Rübezahl hat Dir gewiß gesagt, Du solltest Feuer in's Kamin machen, weil ich wie eine begossene Katze hier einziehen würde — sonst wär's doch ein Narrenstreich, bei solchem wahrhaftigen Sommerwetter Feuer in's Kamin zu machen."

Aber Conrad hörte von dem Allem nichts mehr. Er war

bereits fortgerannt, seinem lieben Herrn das Nöthige zu holen. Da indessen Alles noch in weiblicher Unordnung war und Conrad erst auspacken mußte, so dauerte es ziemlich lange. Um sich zu erwärmen, lief derweile der Oberförster, nachdem er sein Waidmannsgeräthe abgelegt, in dem Saale wie ein Besessener auf und nieder.

Endlich kam der Alte, der sich gar nicht beruhigen konnte, daß ihn sein Herr schlafend gefunden.

Als der Oberförster angekleidet war und Conrad die triefenden Kleider auf dem Arm hatte, stand er, zwar schweigend, aber kopfschüttelnd da. Der Oberförster betrachtete ihn lachend.

Conrad sagte endlich: „Wie das zuging, errathe Einer! Nach der wahrhaftigen Patschnässe der Kleider hätten Sie ja leibhaftig ertrinken können?"

„Sieh' hierher," sprach lachend der Oberförster; „ich stehe auf meinen Ständern, um waidmännisch zu reden, leibhaftig vor Dir, bin also wirklich nicht ertrunken. Das sei Dir für's Erste genug; Du sollst Alles erfahren bis in's Kleinste; aber das Herz wird mir erst aufgehen, wenn ich vernünftig gegessen habe. Wie steht's? Hast Du etwas bereitet? Für morgen ist gesorgt. In der Tasche steckt ein Hase und vier Rebhühner."

„Die Frau Tanneberg macht verzweifelt lange," sagte Conrad.

„Die Frau Tanneberg?" rief lachend der Oberförster. „Alter, bist Du verliebt, daß Du wachend und im Traume nur die Frau Tanneberg im Kopfe hast? Wer ist denn die und was hat sie mit unserem Essen zu thun?"

Die Anmuthung verliebt zu sein, traf Conrad schwer. Er überwand indessen den Unmuth über seines Herrn foppende Rede und sagte: „Du lieber Gott, was dichten Sie mir da an? Die Frau Tanneberg ist die Frau Ihres Försters in Tiefenau, die mich hier einführte. Es ist eine sehr räsonable Frau, gnädiger Herr, über die Sausewindsjahre hinaus, wie ich. Sie war freundlich, und da ich nichts zu kochen hatte, auch es Ihnen gerne behaglich gemacht hätte, ehe Sie kämen, so fragte ich sie, ob man nicht

irgendwo eine Milchsuppe und einen Pfannkuchen kriegen könnte? Da faßte sie mich aber gleich und meinte, das wäre eine Unehre für sie, wenn sie nicht dem jungen Herrn ein einfaches Mahl bereiten dürfe, der doch noch nichts auf dem eigenen Herde könne brotzeln hören; ein Wirthshaus sei überdies im Dorfe nicht, und mit den Bauern sei's unappetitlich in Gemeinschaft zu treten. Was wollt' ich machen? Ich bestellte also Milchsuppe und Pfannkuchen."

Der Oberförster hörte unmuthig zu. „Es ist mir unangenehm," sagte er, „so etwas begründet gleich ein gewisses Verpflichtetsein. Freilich, Du konntest, wenn sie Dich so faßte, nicht ausweichen; wir haben ja wohl auch noch so viel Geld, es zu bezahlen?"

Conrad sah seinen Herrn wehmüthig an. „Einen Thaler!" sagte er; „und morgen muß ich Salz, Butter, Milch, Kaffe, Zucker und Talgkerzen kaufen. Da reicht der Thaler nicht hin."

Der Oberförster seufzte tief auf und schwieg eine Weile. „Ich denke," sagte er, „Du kaufst keinen Zucker, und von dem anderen Zeug je nur ein halbes Pfund, dann reicht's. Hätten wir nur heute Abend Licht!"

Ehe Conrad reden konnte, hörte man das Bellen der Hunde. Es war ganz gewiß Frau Tanneberg, und er lief schnell hinweg, seines Herrn durchweichte Kleider in einer der leeren Stuben aufzuhängen; dies ließ sich jedoch nicht so schnell thun, zumal er erst ein Seilchen spannen mußte, und so konnte er bei der Vorstellung im Saale nicht sein, was ihm sehr empfindlich war.

Der Oberförster hörte schwerfällige Tritte die Stiege heraufkommen, dem Saale sich nahen, und dann klopfte es an.

Auf sein: „Herein!" ging die Flügelthüre auf, und es trat die umfangreiche Frau Tanneberg herein, hinter welcher Catharine folgte, einen großen Korb auf dem Kopf und einen Henkelkorb am Arme tragend.

Als Frau Tanneberg den Oberförster sah, machte sie Knir über Knir und äußerte, sie habe ohne Zweifel die Ehre, den gnädigen Herrn Oberförster zu begrüßen; sie sei des Försters Frau,

der sich sogleich würde gemeldet haben, wenn er nicht gerade heute bei der Forstgerichtssitzung in der Stadt hätte erscheinen müssen und erst mit der Nacht würde zurückkommen können. Da des Herrn Oberförsters Gnaden doch noch so gar nicht am ersten Tage des Aufzugs könne eingerichtet sein, so habe sie sich die Ehre ausgebeten, eine kleine einfache Mahlzeit herzurichten, und sie bitte nur, mit ihrer geringen Kunst vorlieb nehmen zu wollen. Man sei auf dem Lande nicht so mit allen Requisiten der Kochkunst versehen wie in der Stadt. Sie habe zwar ihr Möglichstes gethan, aber sie zweifle doch, daß ihre Gerichte vor dem Herrn Gnade finden werden. In der Voraussetzung, daß der Herr Haushofmeister Früchtelmeier noch nicht habe auspacken können, habe sie sich die Freiheit genommen, Tischzeug und Utensilien, ja selbst einige Hirschtalgkerzen, die sie selber zu ziehen verstehe, nebst Leuchtern und Scheeren für den Abend mitzubringen.

Das Alles ging in so rapider Fluth über die Lippen, daß der Oberförster gar nicht zu Wort kommen konnte. Er paßte jedoch einen Moment ab, wo etwa in der Rede ein Komma stehen mußte, und fiel kräftig ein, indem er seinen Dank für so viel Aufmerksamkeit aussprach und einfach versicherte, daß er kein Feinschmecker sei und am Allereinfachsten seine vollste Befriedigung fände. Er hoffe, setzte er hinzu, sie würde Conrads Wünsche beachtet haben. Frau Tanneberg lächelte im überwältigenden Vorgefühl ihrer Triumphe, hob Catharine den Korb ab und deckte das schneeweiße Tuch vom Korbe.

Der Oberförster hatte einen Bärenhunger. Ihm wäre jetzt Brod und Wurst oder derlei etwas vollkommen zur Genüge gewesen; aber jetzt strömten ihm Wohlgerüche aus dem Korb entgegen, die seine Lebensgeister höchst anmuthig weckten. — Er wollte Conrad rufen, aber die dicke Frau ließ sich's nicht nehmen, auch den Tisch in würdiger Weise zu bereiten, was sie mit großer Gewandtheit vollzog. Sie setzte zwei Flaschen auf und sagte: „Gnädiger Herr, es ist freilich nur Grüneberger, und Sie wissen, der genießt nur

in Schlesien wohlverdienten Ruf, während sie anderwärts, besonders am hochmüthigen Rhein, ihm mancherlei andichten, weil der gelbe Neid sie plagt — allein ich dachte, nach dem Ereignisse wäre Ihnen so ein erwärmend Tröpflein wohlthätig."

Der Oberförster wußte nicht genug zu danken.

„Ach, du lieber Gott," hob sie da wieder an, „wie haben Euer Gnaden sich aber bei uns eingeführt! Nein, das verdient einen Stuhl im Himmel, und wie ist der Dank unseres lieben Herrn Pfarrers so groß, obwohl er noch gar nicht weiß, wer sein Kind rettete. Ich aber sagte gleich: das war keine andere Seele, als unser neuer Herr Oberförster; denn Herr Früchtelmeier hatte mir gesagt —"

Eines Theils war es der immer bellender werdende Magen des jungen Mannes, verbunden mit dem lockenden Dufte kräftiger Speisen, anderen Theils aber auch die Bescheidenheit des Oberförsters, die hier schnell den Faden abschnitt, der in unabsehbarer Länge sich fortzuspinnen drohte. Auf einige abwehrende Worte begriff die dicke Frau, es sei ihm unangenehm; sodann erwog sie schnell, daß der Werth ihrer Kochkunst durch das Erkalten bedeutend in Abnahme stehen würde; daher wünschte sie gesegnete Mahlzeit, knirte und empfahl sich.

Zum Glücke kam eben Conrad herab; sie konnte nun noch Entschuldigungen anbringen, daß ihr Dies und Das gefehlt, Eins und das Andere mißrathen sei, sie aber hoffe, daß ein schonendes Urtheil durch den guten Willen, den sie als Hauptwürze überall beigefügt, hervorgerufen werden würde.

Conrads Nase hatte Vieles mit der scharfen Witterung der Hühner- und Jagdhunde gemein. Schon waren Düfte ihm zugeweht worden, die ihm die Kunst seiner neuen Freundin außer Zweifel setzten. Er konnte daher, diese gewichtige Eigenschaft gebührend in's Licht setzend, sie im Voraus beruhigen, und somit wurde die Unterredung abgebrochen, indem Frau Tanneberg noch sagte, Catharine werde in der Halle warten, bis abgespeist sei, um das Geräthe

und die Reste mitzunehmen, wenn nicht Herr Früchtelmeier dasjenige für morgen zurückbehalten wolle, was dem gnädigen Herrn etwa besonders wohl geschmeckt habe.

Das versprach Conrad, und so schieden sie im besten Einvernehmen. Conrad, dem der Magen selbst nicht mehr in der rechten Linie lag, eilte, in den Saal zu kommen, nicht etwa um seinen Herrn zu bedienen; denn ihr gegenseitiges Verhältniß hatte in dem Leid und der Freude der Vergangenheit längst aufgehört, das strenge der Abstufung zu sein, das sonst zwischen dem hochadeligen Herrn und dem Diener bestehen mußte. Conrad war's, der schon des Oberförsters verstorbenem Vater ein ganzes Leben gedient und nun seit der früheſten Jugend der Führer, Versorger und treueste Freund seines theueren Herrn war. Conrad hatte Niemanden mehr in der Welt und der Oberförster stand auch mutterseelenallein. So waren ihre Herzen zusammengewachsen. Conrad galt es jetzt auch, an den Leckerbissen der Frau Tanneberg sein erkleckliches Erbe in Anspruch zu nehmen, wie es ihm eingeräumt war.

Als er eintrat, arbeitete der Oberförster schon mit allen Kräften an den Gerichten.

„Conrad, komm', setz' Dich und iß," rief der Oberförster, dessen Rosenlaune vollkommen wiedergekehrt war. Er schob dem Getreuen die Suppenschüssel zu und sagte: „Bei alle den krummen, verwachsenen Geweihen und Stangen in der Halle, Conrad, das ist eine Suppe, die könnte der Oberlandforstmeister essen, ja, was sag' ich, der König! Die labt und erquickt, und dieser Wildbraten, dem ich eben in die Flanke falle, ist auch ein Stück Arbeit, das seines Gleichen sucht. Du weißt, Du hast mich an eine köstliche Zubereitung des edlen Wildes gewöhnt, aber diesem Rehziemer muß ich dennoch volle Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Riecht vortrefflich!" sagte Conrad schnüffelnd, „und hat auch ohne Zweifel den unentbehrlichen haut-goût, der erst dem Wildbraten seine volle Bedeutung gibt?"

„Meiner Treu'!" sprach der Oberförster, „Du hast's getroffen!

Doch mein' ich, das Reden sei nirgends besser zu entbehren, als beim Essen. „Alles hat seine Zeit," sagt der weiseste unter den Königen, und dabei hat er auch des Essens ausdrücklich gedacht. Wir wollen seine Erfahrung uns zu Nutze machen!"

Das wurde denn auch von Conrad getreulich beobachtet. Er war ohnehin gewohnt, seines Herrn Befehle auf's Pünktlichste zu vollziehen.

Wer den Beiden aber hätte zusehen können — und nicht selber hungrig gewesen wäre, — hätte seine wahre Lust daran haben müssen, so wacker war die Arbeit, so unermüdlich die Ausdauer, so tapfer der Vertilgungskampf. Manches der schmackhaften Gerichte erlag mit Stumpf und Stiel, besonders im Anfange der Mahlzeit. Erst später blieben Rudera, welche Conrad liebäugelnd betrachtete, weil er sie morgen noch einmal produciren durfte, was ihm Mühe und Sorge ersparte — und — Kosten!

Als endlich das Mahl zu Ende war, trat der Oberförster auf den Balkon, während Conrad wegräumte. Vor ihm lag im Golde der nun schon dem Niedergange zueilenden Sonne der wunderschöne Thalgrund, das Dorf, die Berge und Wälder. Er sah darüber hin mit reiner, heiliger Lust und vertiefte sich völlig in den herrlichen Anblick. Als er auf den wildschäumenden Bach blickte, kehrten Bilder in seine Erinnerung zurück, die kaum erst von dem materiellsten Bedürfnisse weggedrängt worden waren. Er versank in ein tiefes, aber nicht unerquickliches Sinnen, aus dem ihn nach langer Zeit Conrad weckte.

„Gnädiger Herr!" sagte er, „die wackere, raisonable Frau Tanneberg hat ja, denken Sie nur! gemahlenen Kaffe geschickt, und so viel, daß ich Ihnen heute Ihre gewohnte Tasse Schwarzen bereiten konnte und wir morgen frühe noch einen köstlichen Trank zum Frühstück haben. Ihre Pfeife, Ihre Tasse und ein Licht, da es im Saale dunkelt, stehen bereit! Dem Mädchen aber hab' ich gesagt, sie solle die würdige Frau Tanneberg schön grüßen und ihr sagen, sie sei die erste Köchin Schlesiens."

„Brav gemacht, mein lieber Conrad," sagte der Oberförster, ihm auf die Schulter klopfend; „ich darf aber zusetzen, daß Du dann der erste Koch dieses gesegneten Landes bist!"

Als der Oberförster in den Saal trat, hatte Conrad das Feuer des Kamins geschürt, den Tisch vor den Sorgenstuhl gerückt, worauf der Kaffe stand, und reichte nun seinem Herrn die lange Pfeife und zündete den Fidibus.

„Nimm Deinen Jagdkloben, Conrad," sagte der Oberförster, „und setze Dich zu mir, Du sollst nun hören, wie ich zu den nassen Kleidern gekommen bin."

Auch an diese allerdings respektswidrige Einrichtung hatte sich Conrad längst gewöhnt, obwohl es ihn Anfangs nicht geringe Ueberwindung gekostet hatte. Sein Herr wollte es und er gehorchte.

Bald dampfte denn auch der Kloben Conrads. Der Oberförster dehnte sich behaglich im Sessel und begann sein Abenteuer zu erzählen, auf das Conrad nicht wenig gespannt war.

„Die nächsten Wälder meines neuen, mir noch ganz fremden Revieres kennen zu lernen, lag mir zunächst am Herzen, Conrad," sprach er in der allergemüthlichsten Stimmung, wie sie eine gute Mahlzeit, eine gute Tasse Kaffe, ditto Pfeife und Ruhe im Sorgenstuhl bei jedwedem ehrlichen Manne zu erzielen geeignet sind. „Meine Seele frohlockte," fuhr er fort, „denn der Bestand ist prächtig; es sind Schonungen von ausgezeichneter Schönheit, Schläge vom wünschenswerthesten Zustande, Culturen vom üppigsten Wachsthum vorhanden. Wie gesagt, nicht besser zu wünschen. Nur Eins finde ich fatal: mein Vorgänger hat das Wild über die Maßen gehegt —"

„Und den Schmutz," sagte Conrad.

„Meinetwegen," fuhr der Oberförster fort; „aber da muß ich aufräumen, und unsere Speisekammer wird sich dabei ganz wohl befinden —"

„Da werd' ich müssen Hirschtalglichter ziehen lernen," meinte Conrad, „was ich aber noch nicht verstehe."

„Gewiß, bei der raisonablen Frau Tanneberg lernst Du es," versetzte lachend der Oberförster. „Nun bei der kannst Du überhaupt Etwas lernen, glaub' ich. Item, Conrad, ich war seelenvergnügt und der Tag war so wunderherrlich, so warm; die Sonnenlichter zitterten so eigenthümlich durch die Tannenäste, daß es mir gar wohl um das Herz wurde.

„Ich war froh, daß ich Mundvorrath in unsere leere Küche schießen konnte. Etwa um Eins setzte ich mich an unser getheiltes Wursterexemplar und verzehrte es, aber die Waldluft, meine starke Wanderung und das frühe Frühstück waren, zusammenwirkend, die Ursache, daß ich kaum halbsatt wurde, daher auch mein Zuspruch bei den leckeren Gerichten der raisonablen Frau Tanneberg. Um mir die Gedanken an Mehr zu vertreiben, schlenderte ich noch eine Weile herum und kam, es mochte etwa drei Uhr sein, in die Nähe des Dorfes, wo der Waldbach schäumt und braust. Dort ist noch ein wahres Dickicht, eine urwäldliche Wildniß. Plötzlich steht die Aurora, und der Hektor will auch d'rein springen. Du hast aber bei der Dressur dieser edlen Thiere ein solches Meisterstück zu Tage gefördert, daß es nur meines Winkes bedurfte, um sie zur Ruhe zu bringen. Schießen mochte ich hier nicht; auch dachte ich wohl, es dürfte kein Wild in solcher Nähe des Ortes sein. Ich legte daher Tasche und Gewehr ab, deutete den verständigen Hunden an, daß sie dabei Wache zu halten hätten, und schlich, die Zweige vorsichtig auseinander biegend, dem rauschenden Wasserfalle zu, der schöner kaum im Gebirge zu finden sein dürfte.

„Plötzlich erblickt' ich Etwas vor mir. Es war ein blüthe-weißes junges Lämmchen, das im Grase weidete, und nicht weit davon saß auf einem großen Waldstein unter den überhängenden Aesten einer knorrigen, verkrüppelten, aber höchst malerischen Birke ein Mädchen, welches strickte und ihre Augen auf einen etwa neunjährigen Knaben gerichtet hatte, der in dem Wasser unter dem Wasserfall angelte.

„Conrad, wenn ich in meinem Leben etwas Schöneres, Lieb-

licheres und Reineres sah, als dieses Mädchen, so will ich mich auswaiden lassen wie ein erlegtes Wild. Meine Seele trat in die Lichter (Augen wollt' ich sagen) und die waren starr auf den Einen Punkt gerichtet. Conrad, ich sage Dir, Schöneres hat Gott nichts erschaffen. Beschreiben will und kann ich Dir das Mädchen nicht. Du mußt mir's auf's Wort glauben, bis Du es selber siehst. Gewiß zehn Minuten stand ich wie verzaubert etwa zwanzig Gänge von dem schönen Bild und wünschte nichts sehnlicher, als ein Maler zu sein. Da schreit das Mädchen plötzlich voll Entsetzen auf, wirft das Strickzeug weg und stürzt dem reißenden Bache zu. Ein Blick dorthin zeigte mir den Knaben, der fruchtlos mit den sich fortwälzenden Wellen rang. Du kannst Dir denken, daß ich dabei nicht ruhig blieb. In drei Sätzen war ich bei dem Knaben, sprang in den Bach, um ihn zu fassen; aber unglücklicher Weise hatte ich mit meinen Stiefeln auf einen runden glatten Rollkiesel getreten, glitt ab und plumpste der Länge nach in den Bach. Das war freilich nur eine Unterbrechung von einer oder zwei Minuten, da stand ich wieder und hatte noch gerade Zeit, den Knaben zu fassen, den ich nun in die Höhe hielt, und hatte, da mir das Wasser bis an die kurzen Rippen reichte, ordentlich zu thun, daß ich auf den Ständern blieb und, den Knaben immer in die Höhe haltend, das jenseitige Ufer erreichte. Der kleine Balg zappelte und strampelte wie eine angeschossene wilde Katze, aber er kam doch bald wieder zu sich.

„Auf das Mädchen hatte ich während dieser Expedition in's Kühle natürlich gar nicht achten können, nur hörte ich ihren Angstschrei, als ich auch so der Länge nach mich in das eiskalte Wasser legte. Jetzt, wo ich an's Ufer stieg, lag sie mit gerungenen Händen auf ihren Knieen, bleich wie ein Marmorbild, aber auch so unbeschreiblich schön. Sie hatte jetzt nur Sinn für ihren kleinen Bruder und wollte mir ihn abnehmen.

„Nein," sagte ich, „das Wasser ist eisig kalt, lassen Sie mir den Kleinen und eilen wir nach Ihrer Wohnung, die ohne Zweifel in der Nähe ist."

„Im Pfarrhause zu Tiefenau," stieß sie aus der gepreßten Brust hervor; „aber er wird Ihnen zu schwer — und Sie selbst sind durchnäßt, ich bitte!"

„Der Knabe ist mir nicht, aber Ihnen zu schwer," sagte ich. „Streiten wir nicht lange. Mir wird's selbst wohlthätig sein, wenn ich die Glieder durch Gehen erwärme. Seien Sie nur so gütig, mir den nächsten Weg zu zeigen."

„Jetzt flog sie vor mir her, wie ein Reh. Es schien, als berühre ihr Fuß den Boden nicht. Ich bin ein guter Läufer, aber, meiner Treu', Conrad, ich hatte mich zu sputen, wenn ich der schönen Gestalt, die ich nun recht betrachten konnte, folgen wollte. Bei solcher Eile erreichten wir indessen schnell Tiefenau und das Pfarrhaus.

„Das Mädchen war, wie ich Dir sagte, vorausgeeilt, und nun kamen Vater, Mutter, Gesinde — Alles in größter Bestürzung uns entgegen. Ich gab dem Vater den Knaben und sagte: Ziehen Sie ihn schnell aus, stecken Sie ihn in ein Bett und machen Sie ihn durch gelinden Fliederthee schwitzen, so ist Alles gut!

„Er nahm mir sein Kind ab und eilte in's Haus, und Alle folgten ihm nach. Daß Niemand an mich dachte, lag einfach in der Natur der Sache. Als Alle im Hause waren, machte ich schnell Kehrt und lief, was ich laufen konnte, zum Bache zurück, weil es mich tüchtig zu schuckern anfing.

„Dort lag noch ihr Strickzeug, das ich mit Entzücken einsteckte, dann wieder durch den Bach watete, diesmal aber an einer Stelle, wo eine Sandlage war und er mir nur bis an die Kniee reichte. Dort fand ich mein grünes Hütlein, und die getreuen Köder lagen, ohne sich zu rühren, bei Tasche und Doppelflinte. Lange war da nicht zu zögern. Ich hatte das Forsthaus vom Dorfe aus liegen sehen und eilte hierher."

Conrad seufzte. „Ich dachte mir gleich, daß Sie mit einem weiblichen Wesen zu thun gehabt, denn ich fand das Strickzeug in der linken Brusttasche Ihres Jagdcollets, was mir nicht wenig auffiel."

„Nun weißt Du die ganze abenteuerliche Geschichte, Alter; aber das Mädchen mußt Du sehen. Du kannst morgen das Strickzeug hintragen und nach dem Befinden des Knaben fragen. Du wirst die Lichter aufreißen, Conrad! So was sahst Du nie. Was sind da alle Stadtpuppen und Pensionsäffchen gegen diesen Engel? — Da werd' ich recht oft hingehen, Conrad, denn das Mädchen hat einen mordintelligenten Kopf, und der Vater ist, wie ich gleich sah, auch kein verbauerter Dorfpastor, dem es auf seinem Dorfe geht, wie einem Hühnerhunde, der, ohne zu jagen, immer am Ofen liegt und die Dressur verlernt hat. Ich hoffe, daß mein einsames Leben hier gerade dadurch jenen Reiz gewinnen soll, der es auf die Dauer allein erträglich machen kann."

Conrad sah fortwährend gegen den Boden. Solche warme Begeisterung für die schöne Pfarrerstochter war ihm denn doch ein wenig zu arg. Er war Menschenkenner genug, um zu wissen, daß bei sechs und zwanzig Jahren das Herz wie Buchenzunder ist, ein Fünklein, und es lohet. Das Fünklein war in seines Herrn Herz gefahren, das schien ihm außer Zweifel, und diese Beobachtung machte ihm vermehrte Sorge.

Conrad war nämlich ein eingefleischter Aristokrat. Seiner Herrschaft seit seinen frühesten Jahren mit ganzer Seele anhangend, und erfüllt von der tiefgewurzelten Ehrfurcht vor der reichsfreiherrlichen Würde und Hoheit Derer von Distelheck, kannte er nichts Höheres, als den Glanz und Ruhm dieses uralten Hauses. Es war ausgestorben bis auf seinen Herrn. So stand, wie er als Waidmann zu sagen pflegte, des hohen Hauses Bestand nur noch auf zweien Ständern und zweien Lichtern, oder, wie sich andere Leute würden ausgedrückt haben, auf zwei Beinen und zwei Augen. Da galt's, zu wirken, daß der Stammbaum rein und das Vollblut erhalten werde. Dies war bei dem unverantwortlichen Leichtsinne seines Herrn in dieſem Hauptpunkte Conrads Lebensaufgabe. Daran reihte sich eine zweite. Schon seines gnädigen Herrn höchstseliger Herr Großvater war ein Hans Schlurian gewesen, der schlecht haushielt. Ihm

lag am Gelde nicht viel, weil er meinte, der reichsfreiherrliche Quell sei nicht zu erschöpfen, und die Cavalierstournüre fordere das Fließenlassen des Geldes. Die höchstselige Frau Großmutter war ein Stiftsfräulein gewesen, das von der Haushaltung so viel verstand, wie der Blinde von der Farbe. Da ging's denn, wie man zu sagen pflegt, den Krebsgang mit den Finanzen, und ein Breslauer Jude war Finanzminister, das heißt, contrahirte die Anleihen zu ganz tractabeln Zinsen. Beim Lichte besehen, schoß er selber das Geld, stellte sich aber, als schaffe er es höchst mühsam und gegen, Gott weiß, wie vielfache Bürgschaft herbei und zog noch ein Zasseras als Mühewaltung, daß Einem Hören und Sehen verging. Er besaß indessen das vollste Vertrauen der gnädigen Herrschaft und damit war Alles zu Ende; aber nicht die wachsende Verarmung des Geschlechtes. Beide Großeltern starben so ziemlich gleichzeitig, und des Oberförsters Vater machte gewaltig große Augen, als der hebräische Manichäer kam und alle Güter entweder an sich zu reißen Lust zeigte, oder eine Summe forderte, vor deren Größe ihm das Blut gerann. Er fand sich mit ihm ab und gab ihm die Güter. Ihm blieb nur Eins übrig, das Stammgut; aber auch darauf ruhten Schulden, die wuchsen, als er in die Armee trat und als Lieutenant sieben Jahre der Noth hatte, wie sie Joseph in Aegypten erlebte, aber für ihn waren keine Vorrathshäuser in den fetten Jahren gesammelt worden. Als er endlich Hauptmann wurde, war das Gütchen fort. Kümmerlich behalfen sich die Eltern des Oberförsters, denn die vortreffliche Mutter war auch bettelarm, aber adelstolz über die Maßen, dabei aber engelgut. Sie war's, die als Wittwe noch auf ihrem Todbette Conrad verpflichtete, dafür sorgen zu helfen, daß ihr Sohn reich und standesgemäß heirathe.

Das lag nun centnerschwer in der Seele des seinem Herrn mit Leib und Seele ergebenen, ganz nur für ihn lebenden Menschen, als der Oberförster sein Abenteuer erzählte und von dem Pfarrerstöchterlein mit einer Begeisterung redete, wie sie Conrad noch niemals bei ihm wahrgenommen.

Als das nun so durch seine Seele zog und er trübselig dasaß, sprach der Oberförster:

„Ich glaube gar, Du freust Dich nicht einmal, daß es mir vergönnt war, ein Menschenleben zu retten und einer wackeren Familie einen schweren Kummer zu ersparen? Ich danke Gott dafür!"

„Ich auch," sagte Conrad gesenkten Hauptes, „wenn nur dabei Eins nicht wäre!"

Der Oberförster, der in seiner Gutmüthigkeit kaum zu erzürnen war, auch seinem guten Conrad wahrhaft vormundschaftliche Rechte einräumte, sah ihn groß an. „Was ist denn das Eine, was Dich drückt?"

„Halten Sie zu Gnaden," sprach Conrad, — „das Mädchen!"

„Bist Du toll?" fragte lachend der Oberförster.

„Ach nein," seufzte Conrad, „aber ich denke weiter hinaus."

„Ei, wohin denn?" fragte, immer stärker lachend, der Oberförster.

„Nun, gnädiger Herr," sagte Conrad, „mit sechs und zwanzig Jahren ist Keiner ganz schußfest."

„Ich glaube, nicht einmal mit sechs und fünfzig," rief der Oberförster, „denn die Frau Tanneberg! die Frau Tanneberg!" Er drohte mit dem Zeigefinger.

„Spotten Sie nicht über mich alten Burschen," sagte Conrad etwas verlegen, aber dennoch geneigt, in das Lachen seines Herrn einzustimmen, das wirklich einen ansteckenden Reiz hatte, weil es ungemein kräftig war und aus dem Innersten kam.

„Du denkst also," fuhr der Oberförster fort, „das schöne Pfarrerskind habe mir's angethan?"

„Ganz just ist's nicht, gnädiger Herr," versetzte Conrad und sah ihn bedenklich an. „Meiner Lebtage habe ich Sie noch nicht so von einem Mädchen reden gehört."

„Und wenn's denn nun so wäre, Conrad; wenn ich in das schöne Mädchen mich, wie man sagt, sterblich verliebt hätte und bei näherer Bekanntschaft fände, daß sie auch inwendig so ein Engel

wäre, wie sie es äußerlich ist, und ich führte sie als mein liebes Weib hier in's Forsthaus ein: sage, was wär's denn für ein Unglück? Hast Du mir nicht schon hundertmal gesagt, ich müsse vor den Dreißigen heirathen, weil es nach ihnen nichts mehr tauge? Hast Du mir nicht schon hundertmal vorgerechnet, daß ich der letzte Sprosse meines alten Stammes sei und ihn nicht dürfe untergehen lassen?"

„Darin gerade liegt's, gnädiger Herr," sprach da mit Eifer Conrad, und es war, als ob ein neues Leben in ihn käme. „Erlauben Sie mir, daß ich mich ausspreche."

Der Oberförster war an solche Don Quixott'sche Standreden seines treuen Conrads gewöhnt und jetzt gerade in der gemüthlichsten Laune, ihn anzuhören und sich so den schon ziemlich langen Abend auf eine angenehme Weise zu verkürzen.

„Rede nach Herzenslust," sagte er, „ich höre!"

„Es ist," hob Conrad an, „keine Kleinigkeit um eine edle, berühmte Abstammung. Solch ein Stamm ist ein Gut, das erhalten werden muß, aber auch in aller Reinheit des Blutes. Der Stammbaum ist das Document davon. Da steht noch keine Bürgerliche drauf. Als ich ihn aufrollte, betrachtete ich ihn mit Stolz. Freifräuleins, Baronessen, Gräfinnen und im schlimmsten Falle Landadel, von dem, wie Sie wissen, das Land voll läuft, aber doch immer Adel ist mit den drei glorreichen Buchstaben, stehen in den Schildern. Nirgends eine Spur einer Mesalliance, wie sich Ihre hochselige Frau Mutter auszudrücken pflegte, die mir's auf die Seele gebunden hat, das Ihnen ausdrücklich zu sagen. Welch eine Schmach, wenn diese goldene Kette durch einen groben eisernen Ring sollte unterbrochen werden! Nein, gnädiger Herr, das ginge nicht! Sehen Sie, Sie müssen darauf sehen, daß Sie eine Hochadelige kriegen!"

„Vortrefflich, Conrad," sagte lachend der Oberförster. „Also um meines alten verrauchten Stammbaums willen soll ich mich verbinden gegen meine Neigung und mein Leben verpesten? — Meinst Du, ich wäre tollhausfähig? Lieber Conrad, mit dem Adel

ist's am Ende. Er pfeift auf dem letzten Loch. Ich will Dir das 'mal auseinandersetzen. Ich weiß, Du bist ein gescheidter Mensch und weißt, wo Barthel den Most holt.

„In unserer Zeit ist die Bildung, die in früheren Zeiten bloß des Adels Eigenthum war, wie ein Strom in der Niederung breit auseinandergegangen. Das Wissen ist jetzt der bürgerlichen Leute Besitzthum, und wenn ich auch nicht sage, der Adel habe als Erbe die Dummheit, so ist doch der höhere Bürgerstand sein bevorzugter Miterbe und, da der Adel nicht gerne sich plagt, fällt in diesem Testamente ein Legat nach dem anderen dem Bürgerstande zu. Das ist eins. Wir Adelige müssen arbeiten, studiren, uns nützlich machen, sonst gehen wir vollends flöten. — Es gibt keine Pfründen mehr, die dem Adel allein gehören. Auch die Kirche fordert Kenntnisse und thut wohl daran. In der evangelischen Kirche ist's vollends aus. Da drängt sich kein Adel herbei. Im Militär, nun ja, da geht's noch, aber der Staat wäre blind, wenn er glaubte, Tapferkeit und Tüchtigkeit fließe aus einem vergilbten Pergament in die Seele. Blick 'mal in die gelehrte Wasse. Da siehst Du den Bürgerstand in Blühte. Die Güter sind leider durch üblen Haushalt häufig fortgegangen. Ich bin ein redend Beispiel, Conrad. Armer Adel ist übel daran. Drum mein' ich, wenn der Adel tüchtig ist in Wissen, Wollen und Können, sollt' er auch darin seinen Ruhm suchen, und unser lieber Herrgott hat uns Alle gleich erschaffen und vor ihm gilt eben nur der, der etwas werth ist. So wär's denn, und das ist meine feste Entschließung, kein Unheil, einen lieblichen Bürgerzweig auf meinen Stammbaum zu pfropfen, wenn ich einen finde, der mir zusagt und der's mit mir für die Lebensreise wagen will."

„Ach Gott!" seufzte Conrad, „das sind ja die unglückseligen Ideen, welche in dieser traurigen Zeit sind ausgeheckt worden, und daß Sie davon erfüllt sind, das ist mein Jammer. Ich will ja dem schönen Pfarrerskinde sein Recht nicht schmälern, aber es paßt nicht für Sie."

Jetzt lachte der Oberförster aus Leibeskräften. „Du bist toll,

guter Conrad; ich rede ja gar nicht von dem lieblichen Mädchen. So ein flüchtiges Wohlgefallen ist ja noch kein Heirathen! Will sie mich denn auch?"

„Oho! Gnädiger Herr!" sagte Conrad betroffen. „Wo denken Sie hin? Wer würde Sie nicht wollen? Von altem Adel —"

„Still, still!" rief der Oberförster, „Du könntest mich noch eitel machen! Denkst Du nicht, daß ich so arm bin wie eine Kirchenmaus? Daß ich Schulden habe wie ein Garde-Lieutenant?"

Conrad seufzte und schwieg eine Weile, dann sagte er: „Es gibt so liebe, herzige Fräuleins; der Herr Forstmeister hat ihrer drei, von denen mir die Frau Tanneberg sagte, es seien gar treffliche Fräuleins. Und der Herr Forstmeister ist ganz unermeßlich reich. Da bliebe der Stammbaum rein und alle Ihre Schulden könnten glorreich bezahlt werden."

„Denk' an meine Großmutter, Conrad," sagte der Oberförster.

„Aber ich bitte unterthänigst," fiel ihm Conrad in das Wort, „müssen denn Alle so sein?"

„Halt, Alter!" sagte der Oberförster, „da bist Du auf einer Fährte, die verstehst Du nicht, sie führt Dich nicht in den Dachsbau, sondern just daran vorbei. An der Erziehung liegt's. Wo ist denn Eins dieser adeligen Dämchen, die nicht in einer Pension erzogen wäre? Was lernen sie da? Sich benehmen, Nr. 1, das heißt, sich wie eine Puppe drehen, wenden; schöne Floskeln anbringen; gefallsüchtig werden. Das ist mir eine saubere Geschichte! Wo der sittliche Takt fehlt, da fehlt's in Summa; wo die ächte Geistesbildung nicht ist, da steht's mit dem Benehmen, daß sich Gott erbarme! Da lernen sie ein paar Stücklein Französisch, etwas parliren, um es ein Jahr nachher vergessen zu haben. Das ist Nr. 2. Sie lernen ein Bischen Klavierklimpern, Strauß'sche oder Labitzky'sche Walzer und dergleichen; ein paar Lieder abkrähen und quinkeliren, das ist Nr. 3. Dann folgt Sticken, Häkeln und allerlei derartige Künste; aber gilt's einen Strumpf stricken, tüchtig nähen, eine Haushaltung übersehen und regieren, dem Mann eine Suppe kochen — dann hat

das Lied ein Ende. Siehst Du, mit solch einer Frau, die überdieß noch hoch herabsieht auf Andere, die selbst vielleicht nicht einmal die erste aller Hausfrauenpflichten, die Reinlichkeit, werth hielte, ist ein Mann betrogen. Ich könnte Dir mehr als ein Beispielchen vorreiten, daß Du scheu würdest, kopfscheu, Conrad! Glaub mir's, ich kenne solche Exemplare!"

Conrad schwieg; es gingen ähnliche Figuren jetzt an seinem Geiste vorüber, denen er begegnet war. Oben Hui! und unten Pfui!

„Noch Eins, Conrad, was zu dem Kapitel gehört," fuhr der Oberförster fort; „Du kennst ja meine Tante, die Frau von Distelheck in Königsberg?"

„Gewiß!" sagte Conrad. „Ja, das ist eine Dame von ächtem Golde. Vor der hab' ich einen erstaunlichen Respect."

„Nun gut," fuhr der Oberförster fort, „die sagte mir, als ich sie vor einem Jahre besuchte: Fritz, sei in der Wahl Deiner Gattin sorgfältig. Nicht bloß auf das Aeußerliche blicke, freilich muß sie Dir gefallen — sondern auf ächte Bildung, Reinheit der Seele, Tüchtigkeit im Hauswesen, frommes Gemüth. Findest Du das vereint bei einer Adeligen, desto besser — aber findest Du es bei einer Bürgerlichen, und sie gibt Dir ihre Hand, so danke Gott auf Deinen Knieen, und wenn sie nichts hat, sie ist ein Schatz für Dich. Ihr Reichthum steckt in ihrem Geist, in ihrem Herzen, in ihrer Tüchtigkeit. Ich wollte, fuhr sie fort, Du fändest in der Welt das Mädchen, welches ich im letzten Jahr im Bade zu Warmbrunn fand. Fritz, sie war ein vollendeter Engel an Schönheit, ein Engel an Reinheit, ein Engel an Güte und Frömmigkeit, und dabei erfahren in allen Künsten des Haushalts, wie ich ein Mädchen dieses Alters nie gesehen. Sie mochte sechszehn oder siebzehn Jahre alt sein und pflegte eine kritelige alte Tante mit einer Geduld und Hingebung, wie ich sie nie erlebt habe. Sie wohnten neben mir, und ich zog das engelschöne Mädchen gerne an mich. Mit rührender Zutraulichkeit schloß sie sich an, und in ihrer Seele

war keine geheime Falte, die ich nicht kennen lernte. Vier Wochen reichten hin, daß dies Mädchen mir wahrhaft an die Seele wuchs. Hundertmal dacht' ich an Dich dabei und wünschte sie Dir zur Frau."

„Wie hieß sie denn, liebe Tante?" fragte ich gespannt.

„Ja, Du lieber Gott, fordere doch nicht, daß eine sieben und siebzigjährige Frau so Etwas behalte! Mir ist's entfallen," sagte sie, „aber das will ich Dir sagen, eine Adelige war sie nicht."

„Und doch gäben Sie es zu, daß ich — sagte ich — aber sie ließ mich nicht ausreden. Meinen vollsten, reichsten Segen gäbe ich Dir, wenn Du mir so eine Nichte brächtest. So sprach die Tante, Conrad!"

Die Unterredung nahm eine für Conrads Gedankenkreis so ungünstige Wendung, daß er froh war, durch ein Klopfen an die Thüre unterbrochen zu werden. Es war Steffen, der meldete, er habe das Pferd besorgt. Conrad schloß nun mit des Oberförsters Zufriedenheit den Contract mit ihm ab, und er ging.

Der Oberförster hörte mit Erstaunen, daß Conrad ihm im Fortgehen noch zurief, er solle ja nicht vergessen, den mit Früchten handelnden Juden Mardochai morgen zu senden.

„Was willst Du mit dem Juden?" fragte der Oberförster. „Du hast ja doch nur noch einen Thaler? Wir werden eher von dem Juden Geld leihen müssen!"

Jetzt erst kramte Conrad aus, was Tanneberg's für ihn gethan. Der Oberförster erstaunte. Er billigte den Verkauf, zumal das Geld an Tanneberg's zurückbezahlt werden mußte, welches diese für die Bestellung des Feldes und die Einheimsung des Heues vorgelegt hatten. Was er aber mit den Dienstländereien anheben sollte, wußte er selber nicht. Wo sollte er in seiner Armuth das Geld hernehmen für Viehstand, Schiff und Geschirr?

„Hätten wir nur das eine Kapital gerettet, das Sie für den Lieutenant bezahlen mußten, für den Sie Bürge wurden," sprach

er. „Mit zwölfhundert Gulden könnten wir uns helfen aus der Noth.“

„Mach' mir das Herz nicht schwer, Conrad,“ sagte der Oberförster; „damals mußte ich ihm helfen. Seine Ehre und seine Zukunft stand auf dem Spiele. Daß er sein Wort nicht hielt und ich bezahlen mußte, das verzeih' ihm Gott, wenn er es anders konnte, da er auch arm war, wie ich jetzt. Laß es ruhen. Es ist verschmerzt!“

3.

Kaum war Frau Tanneberg vom Forsthause heimgekehrt, so eilte sie in's Pfarrhaus, um nach dem Knaben zu sehen. Der war wieder munter und seelenvergnügt in seinem Bett, um das die Eltern, die alte Tante und die schöne Auguste saßen. Hier wurde denn die ganze Geschichte erzählt.

„Wüßte ich nur, wer der Fremde wäre und wo er hingekommen!“ sprach der Pfarrer. „Nicht ein Wort des Dankes sagte ich ihm. Er war wie verschwunden, als wir endlich wieder zur Besinnung kamen und uns nach ihm umsahen. Was mag aus dem jungen Manne geworden sein? Wenn er nur nicht erkrankt, da er so durch und durch naß war! Ich habe gleich im Dorfe nachfragen lassen, aber Niemand hatte ihn gesehen.“

„Glaub's wohl,“ sagte lächelnd Frau Tanneberg.

Alle sahen sie fragend an.

„Wissen Sie, wer es ist?“ fragte der Pfarrer eifrig.

„Ja, freilich weiß ich's,“ sagte die dicke Frau. „Denken Sie nur, als ich heute im Forsthause war, kamen des neuen Herrn Oberförsters Effecten an. Er selber aber war gleich im Forste geblieben und hatte sich darin umgesehen. Da nun die guten Leute — es ist nur der Herr von Distelheck und sein Bedienter — noch nichts zu essen haben können und hier in dem Neste kein Wirthshaus ist, so bot ich meine Hülfe an, die der Bediente, ein ganz scharmanter

Mann, auch annahm. Als ich denn nun um vier Uhr das Essen hinaufbrachte, hatte sich eben der junge Herr umgekleidet, und meine guten Augen hatten gleich die Wasserpfühle gesehen, die auf dem Boden standen, obgleich der gute Früchtelmeier die Kleider oben zum Trocknen aufhing. Ich ließ, da ich schon von dem Unglück und der Rettung des lieben Kindes gehört hatte, so Etwas davon fallen, um zu tippen, und richtig, ich hatt's getroffen, und der Bediente bestätigte mir's, daß er seines Herrn pudelnasse Kleider aufgehängt. So wissen's also der Herr Pfarrer, wer Ihres Kindes edler Retter war, nämlich der junge Herr Oberförster, Reichsfreiher von Distelheck."

Jetzt erinnerten sie sich auch allesammt, daß er eine Jagduniform getragen habe, und die Thatsache war über allen Zweifel erhaben.

Nur Auguste schien an der Erzählung der Frau Tanneberg gar keinen Antheil zu nehmen, was die gute Frau um so unangenehmer berührte, als sie eines Theils das gar nicht gewohnt war, anderen Theils aber es auch gar nicht verdiente, da sie die begeistertste Gönnerin des liebenswürdigen Mädchens war.

„Aber, Augustchen," sagte sie endlich, „Sie sind ja heute so theilnahmlos, als ginge Sie das Alles nichts an und als freuten Sie sich nicht einmal, zu wissen, wer Ihren lieben Bruder vom Tode rettete?"

„Ach, thun Sie mir nicht Unrecht, liebe Frau Tanneberg," sagte, erröthend über den Vorwurf, das Mädchen. „Ich trage gewiß die tiefste Dankbarkeit im Herzen, aber der Name des Herrn Oberförsters war es, der mir auffiel. Hat der Name Dich an nichts erinnert, gute Tante?" fragte Auguste die ihr gegenübersitzende Schwester ihrer Mutter.

„Du hast wahrlich Recht, Kind," hob diese jetzt an. „So hieß die alte adelige Frau in Warmbrunn, die neben uns im Badehaus wohnte und so freundlich gegen mich, so ungemein liebevoll gegen Dich war. Du hast wirklich Recht!"

„Am Ende kennen Sie den Herrn Oberförster schon?“ fragte erstaunt die neugierige Frau Tanneberg.

„Das nicht, gewiß nicht,“ sprach die Tante; und sie erzählte nun, wie die alte Frau von Distelheck sie so liebevoll behandelt und namentlich an Augusten, was man so nenne, ihren Narren gegessen habe. Sie erinnerte sich, daß sie oft mit großer Vorliebe eines Neffen gedacht, der Fritz heiße und damals noch als Stellvertreter eines kranken Oberförsters in der Uckermark gestanden habe. Der könne möglicherweise der Herr Oberförster sein.“

„Warten Sie nur,“ sagte Frau Tanneberg, „das will ich bald herausgearbeitet haben, denn der wackere Herr Früchtelmeier, der seines Herrn Haushofmeister, Jäger, Leibdiener, Koch und Haushälter ist, hat das Herz auf der Zunge.“

So nahe auch das Leid noch ihren Seelen war, so konnte doch fast kein Glied der Pfarrersfamilie das Lachen bewältigen, als Frau Tanneberg diese Aemter und Würden nannte, die in Einer Person der Herr Früchtelmeier vereinige. Sie selbst lachte mit, daß sie schockelte.

„Ich fürchte,“ sagte sie, „das gibt wieder so eine vertrackte Junggesellenschaft, wie es eine dort war. Es scheint, daß das Haus es auf sich hat. Freilich bezweifle ich, daß es so in Betreff des Schmutzes wird wie ehedem, denn der Herr Früchtelmeier sieht mir gar nicht so aus, als habe er eine Wiedehopfsnatur, und der Herr Oberförster ist ein bildhübscher junger Mann, dem die Herzensgüte aus den Augen sieht. Nun, ich denke, bei sechs und zwanzig Jahren wird er kein Klosterbruder werden wollen, und zudem ist er auch Protestant.“

Frau Tanneberg würde ohne Zweifel noch eine Reihe der Beobachtungen und der daraus gezogenen Schlüsse mitgetheilt haben, wäre sie nicht von ihrer Catharine gerufen worden, die ihr die Heimkehr ihres Gatten meldete.

Kaum waren sie auf der Straße, so fragte sie neugierig:

„Nun, Catharine, hat's ihnen geschmeckt?“

„Himmel und Erde," sagte das Mädchen, „die Zweie verstehen's! Haben die eine Niederlage gemacht! Es ist von all' den Speisen nur wenig übrig geblieben, und das hat Herr Früchtelmeier nach ihrem Befehl aufgehoben."

„Befehle?" verbesserte Frau Tanneberg; „Bitte. Ich habe da nichts zu befehlen."

„Er hat doch aber so gesagt!" versetzte das Mädchen.

„Nun, nun, Catharine, das verstehst Du noch nicht. Das ist so Manier und Höflichkeit unter gebildeten Menschen und zeigt, daß der Herr Conrad Früchtelmeier ein feiner Mann ist. Allerdings ist es die größte Anerkenntniß einer Köchin, wenn die Gäste einen guten Faden spinnen, aber es wäre mir doch auch lieb gewesen, Etwas zu hören —"

„Ei, das kann ich Ihnen sagen," fiel ihr das Mädchen in die Rede: „Ich hab's mit meinen eigenen Ohren —"

„Du solltest wissen," rief unwillig Frau Tanneberg, „daß man in einem Forsthause von Ohren nicht redet, sie heißen Gehör, Löffel oder Lauscher!"

„Nun, beste Frau Tanneberg, seien Sie mir doch nicht gram; wir sind ja auch nicht im Forsthause, sondern auf der Gasse, da red' ich als einmal, wie mir der Schnabel gewachsen ist; aber lassen Sie mich nur einmal ausreden! Wie gesagt, ich hörte, wie der Herr Oberförster zu dem Herrn Früchtelmeier sagte: Laß der räsonablen Frau Tanneberg sagen, ich ließe sie grüßen, und sie sei ohne Zweifel die erste Köchin in ganz Schlesien."

Frau Tanneberg blieb, ganz erstarrt vor Freude und Wonne, mitten auf der Straße stehen; darauf zupfte sie Catharine am Aermel und sagte: „Hast Du das erlauscht?"

„Gehört, erlauscht und erlöffelt!" sagte das Mädchen, um nur nicht anzustoßen.

„Kind," rief Frau Tanneberg, „das ist Oel auf meine Lebenslampe! Erzähl's meinem Alten, daß er's beherzigt, denn der knurrt ärger darüber, als die Waldine, wenn ein Jude kommt,

sobald mir, was ja doch jedem Koche leichtlich passirt, einmal ein Braten anbrennt oder eine Suppe versalzen ist."

Die folgende Nacht war für Viele eine glückliche. Die Pfarrersfamilie hatte ihr Kind wieder; Frau Tanneberg wußte, daß ihre Kochkunst zu hohen Ehren gelangt war; der Oberförster hatte das selige Bewußtsein, ein Menschenleben gerettet zu haben, und im Traume sah er das engelschöne Mädchen wieder. Da schläft sich's gewiß gut. Nur Conrad's Seele war von trüben Gedanken erfüllt, und was ihn am meisten ärgerte, war die Tante, die so standeswidrige Gesinnungen geäußert.

Kaum graute der Tag, so sprang der Oberförster vom Lager. Er mußte dem Forstmeister seine Aufwartung machen, und der Weg war weit. Conrad bereitete zuerst, da Steffen nicht bei der Hand war, das Pferd; dann machte er den Kaffe, und als er getrunken und eine Pfeife geraucht war, brachte er die Uniform und den Mantel.

„Ach, lieber Himmel," sagte er, „die Uniform ist Ihre beste, und die Nähte sind schneeweiß, und überall sieht man die Fäden am Tuch. Wenn ich sie ausklopfe, thue ich sachte, und wenn ich sie bürste, nehm' ich allemal die Sammtbürste, um sie zu schonen, und doch will sie nicht mehr halten. Wenn uns doch der liebe Gott, ohne Geld, eine andere bescheerte!"

„Du bist eitel, Alter," sagte, einen Seufzer, der leider die Wahrheit der Worte Conrads bestätigte, unterdrückend, der Oberförster. „Es kommt am Ende doch auf den Rock nicht an, sondern auf Den, der drin steckt!"

„Halten Sie zu Gnaden," sagte Conrad, „damit hat's seine Richtigkeit nicht. Das Sprichwort sagt: „Man sieht nur auf den Leib, aber nicht hinein," und ein anderes: „Kleider machen Leute." Es gehört dazu."

„Bleib' mir mit den Sprichwörtern vom Leibe!" rief halb komisch, halb wehmüthig der Oberförster.

„Sprichwort — Wahrwort, gnädiger Herr! Und wär's das

alleine! Du lieber Gott, an dem Kanape hält vor lauter Mottenlöchern kein Faden mehr an dem anderen. Setzt sich 'mal Einer mit Leibeskräften darauf, so gibt's so gewiß ein Loch, als zweimal zwei vier ist. Dabei wackelt das Gehölze dran, daß ich fürchtete, ich brächt's nicht herauf. Aus der Commode dort rann so viel Staub von den Holzwürmern, als wir's heraufstrugen, daß man meinte, es habe Eins mit gelbem feinen Sande die Treppe bestreut. Das ist auch ein arges Zeichen der Vergänglichkeit. Der Tisch mit den Geisenfüßen krachte, als ich ihn gestern vor den Sessel rückte, so bedenklich, daß ich auf den Tod erschrak. Am Spiegel ist alles Gold am Rahmen seit, Gott weiß, welcher Zeit rein abgewischt, und das weiße Zeug, welches drunter war, ist überall zu Tage. Er ist scheckig wie die Aurora, das edle Thier. So ist's mit Allem. Und solche Fenster müssen Gardinen haben. Was soll's geben, wenn einmal der gnädige Herr Forstmeister mit seinen Damen herkommt!"

„Lieber Conrad," sagte wehmüthig der Oberförster, „warum quälst Du mich mit solchen Dingen? Meinst Du, ich sei blind, weil ich nicht davon rede? Damit wird Zerbrochenes nicht ganz, Altes nicht neu; aber mein Herz machst Du mir schwer, und ändern kann ich's nicht. Mag die ganze Welt sehen und wissen, daß ich ein armer Teufel bin. Durch Verschwendung von meiner Seite ist es nicht verursacht worden."

Er seufzte und ging hinaus. Bald hörte man Pferdetritte und er verschwand im Walde.

Conrad stand am Fenster und das Weinen war ihm näher als das Lachen. Er hatte seinen guten Herrn betrübt und doch sein Ziel nicht erreicht, das drückte ihm bald das Herz ab. Was er mit den Hinweisungen wollte, war nichts Anderes, als daß sie den Uebergang bilden sollten zu der erneuerten Erinnerung, doch eine der Töchter des als ungeheuer reich verschrieenen Forstmeisters zu seiner Zukünftigen zu erwählen. Durch die Wendung, welche

das Gespräch genommen, war sein Ziel verfehlt, und eines erreicht, das er durchaus nicht hatte erreichen wollen.

Während er so dastand, kam Steffen, um für das Pferd zu sorgen. Hier wurde der Hausmeister an die Frucht erinnert, um deren Preis er sich hatte erkundigen wollen. Er winkte Steffen, der bald erschien.

„Die Frau Tanneberg läßt sein grüßen," sagte er, „und Sie sollten mit der Frucht nicht eilen, sie sei eben im Aufschlagen."

Conrad freute sich des Sinnes der räsonablen Frau, wie er sich ausdrückte, die doch an Alles dächte. Er wollte gerne selbst in das Dorf gehen, steckte darum das Strickzeug in die Tasche, schloß ab und befahl Steffen, in der Halle zu warten und das Haus zu beschützen.

Langsam schlenderte er dem Dorfe zu. Da begegnete ihm ein Mädchen, dessen blendende Schönheit, Freundlichkeit und Nettigkeit den Alten wahrhaft bezauberte. Er blieb stehen und sah ihr lange nach. „Das muß ein wackeres Kind sein," sagte er zu sich selbst, „das schon so frühe aus dem Garten kommt!" „Blitz!" rief er plötzlich und schlug sich vor die Stirne: „Gib Acht, das ist des Pfarrers Tochter, von der mein gnädiger Herr — — Himmel und Erde, wenn ich's so bedenke, so kann ich's ihm nicht verargen, daß er sie so schön findet; ich muß sagen — etwas Schöneres gibt's nicht. Ach, wäre sie nur von nobler Abkunft! Ich glaub', bei der hätte ich's gut in meinen alten Tagen! Doch — es ist nichts und soll nichts sein!" sprach er mit entschiedenem Willen; „der Stammbaum darf kein dunkeles Blatt haben!"

Er ging in's Dorf und fand bald das Forsthaus. Dort saß das Ehepaar beim Kaffe. Fast hätte Conrad, so wenig es ihm um's Lachen war, bei ihrem Anblicke laut aufgelacht. An der Seite des Weibes, das den Durchmesser eines Ohmfasses gewiß weit hinter sich ließ, saß ein Männchen, das vollkommen einem dünnen Faden glich.

Mit der Artigkeit, welche sie gestern schon ausgelegt, empfing

sie auch heute den Herrn Früchtelmeier und stellte ihren Mann vor. Mit einem Strome von Redensarten überschüttete sie ihn, wußte es aber so einzuleiten, daß Conrad das Urtheil seines Herrn über die gestrige Abendmahlzeit Wort für Wort wiederholen mußte. Das war ein Triumph!

Kaum konnte Conrad zu Worte kommen. Ihm lag es daran, den Grund der Armuth seines Herrn, die Frau Tanneberg gestern Abend schnell weg hatte, zu beleuchten. Da erzählte er denn, wie er aus Edelmuth sein schönes Kapital hingeopfert für den Freund; „aber," sagte er, „noch ist nicht aller Tage Abend da. Mein vortrefflicher Herr, denn einen edleren gibt es nicht, hat noch eine hochbetagte Tante, die ein ansehnliches Vermögen besitzt. Kriegt er eine Frau nach ihrem Sinne, so ist er Universalerbe. Freilich würde das sich ändern, wenn er eine Ehe schlösse, die nicht standesmäßig wäre. Ich hoffe, er soll eine von den Fräulein Töchtern des reichen Herrn Forstmeisters wählen, denn heirathen muß er."

„Ach, davor behüte ihn Gott!" schrie Frau Tanneberg, „das sind eitle Dinger und nichts weiter. Was soll da aus den Dienstländereien werden, deren Ertrag ihn zum reichen Mann machen kann? Stangen haben sie im Kopfe, Herr Früchtelmeier; können ein Bischen klimpern, quinkeliren ein paar Liedchen, putzen sich den ganzen Tag und sticken und häkeln — aber eine solide Arbeit thut keine. Was aber den Reichthum betrifft, so glauben Sie mir, der ist nicht weit her. Der Alte macht nur Wind, um die Mädchen an den Mann zu bringen. Das Ende wird die Last tragen! Meines Dafürhaltens müßte der Herr Oberförster, der, wie Sie sagen, von der Oekonomie kein Stäubchen versteht, eine tüchtige Hausfrau haben. Ob die am Ende adelig ist oder nicht, da kräht kein Hahn darnach. — Sieht er nur erst einmal die citrongelben Forstmeisters Dinger, so bin ich überzeugt, er nimmt keine, und wenn sie eine Milliarde mitbekäme."

Conrad hatte viel Respect vor der Frau Tanneberg gehabt,

aber nach solchen Reden nahm er doch ab. Er konnte sich nicht entbrechen, den Werth adeligen Stammes hervorzuheben und den Wunsch auszusprechen, daß sein Herr sich nicht vergessen werde, außerhalb seiner adeligen Stellung sich die Gefährtin seiner Tage zu suchen. Der Förster, welcher gar nicht wagte, darein zu reden, trat seine Frau auf den Fuß, was denn die Folge hatte, daß sie dem Gespräch eine andere Wendung gab. Sie kam auf die Frucht zu reden, welche er verkaufen wolle. Frau Tanneberg war klug genug, nach dem, was Conrad erzählt, den Schluß zu ziehen, es müsse in dem Geldbeutel des Oberförsters eine bedenkliche Ebbe sein. Sie sagte darum: „Ich habe Sie bitten lassen, den Verkauf noch aufzuschieben; allein ich habe erwogen, daß bei der Menge der Mäuse der Schaden doch zu groß ist. Ich denke, wir lassen den Mardochai hierher rufen, wenn es Ihnen genehm ist, und Sie verkaufen einstweilen nur einen Theil der Frucht."

Conrad stimmte bei, und Catharine beschied den Hebräer, welcher kurz darauf erschien. Frau Tanneberg machte fast ohne Conrads Zuthun den Handel, und seine Seele jubelte, daß er einmal wieder die Summe von fünf und siebenzig Thalern in seinen Händen sehen sollte, während noch Früchte zu einem späteren Verkauf übrig blieben. Er berechnete im Stillen, wie lange er mit diesem Gelde würde reichen und was er Alles dafür werde kaufen können.

Als der Handel abgeschlossen war, wurde Frau Tanneberg abgerufen, und Conrad konnte nun mit dem dürren Männlein reden, in dem er einen ruhigen, verständigen Mann fand, der seinem Berufe vollkommen gewachsen war, sich aber sonsthin um andere Dinge nicht kümmerte, deren Bereich er seiner Frau ganz ungeschmälert preisgab.

Eben als Conrad dem Förster erzählte, daß ihm ein so liebliches Mädchen begegnet sei und nach der Familie des Pfarrers fragte, kam die redselige Frau wieder. Sie hörte die Frage und riß die Antwort alsbald an sich. „Pfarrers?" sagte sie; „ja, Herr

Früchtelmeier, das sind Leute nach dem Herzen Gottes. Er ein Mann von hohen Gaben; sie eine Hausfrau, wie es wenige gibt, und gar die Tochter! Ich sage Ihnen, das wär' eine Frau für Ihren gnädigen Herrn! Schön ist sie wie ein Engel Gottes, und fromm wie so Einer. Dabei unermüdet thätig von Morgens früh bis Abends spät. Eine Pflegerin aller Kranken im Dorf, eine barmherzige Samariterseele. Ich sage Ihnen, der Segen Gottes ruht auf Allem, was das liebe Kind anfängt! Die versteht die Oekonomie und, das können Sie mir glauben, die feinen Arbeiten dazu; spielt Clavier wie eine Virtuosin und singt wie ein Engel; aber das ist Nebensache. Das Hauswesen ist Nro. 1. Die müssen Sie erst 'mal sehen und kennen lernen. Nicht wahr, Tanneberg?"

Der Förster bestätigte das Alles bestens.

Conrad war im höchsten Grade mißstimmt durch die Aeußerungen der Frau Tanneberg. Er wollte jetzt um kein Gut in das Pfarrhaus gehen, sondern bat Frau Tanneberg, das Strickzeug zu übergeben, was diese auch annahm. Er hatte ja auch nicht nöthig, nach dem in's Wasser gefallenen Knaben zu fragen, da er von Frau Tanneberg vernahm, er springe wieder herum, werde aber das Angeln nie wieder versuchen, da er eine tief eingehende Scheu vor dem Wasser aus seiner Katastrophe davongetragen habe.

4.

Es war keine Rosenlaune, die sich der Seele des Oberförsters bemeistert hatte, als er vom Forsthause rechts in den Wald einbog, um die Landstraße zu gewinnen, welche nach dem kleinen Landstädtchen führte, welches man in diesen Gebirgsgegenden mit dem bedeutungsvollen Namen der „Stadt" bezeichnete.

Die Unterredung mit Conrad hatte ihn in die Tiefe seiner Armuth blicken lassen, und wenn diese Unterredung es nicht bewirkt hätte, der letzte baare Thaler in seiner Tasche hätte eine solche

gedrückte Stimmung hervorrufen müssen. Distelheck war nicht leichtsinnig. Seine bodenlose Gutmüthigkeit war es vielmehr, die ihn in eine Reihe von Unannehmlichkeiten gestürzt und Schulden auf ihn gebürdet hatte, die ihn schier zu Boden drückten. Die Tante hätte helfen können, aber sie that es nicht, und er konnte es nicht über sich gewinnen, sie um Hülfe anzugehen. Ihm war jetzt eine sehr einträgliche Stelle geworden; aber sollte sie recht ausgebeutet werden, so bedurfte er einer tüchtigen Baarsumme und, was noch mehr war, einer Kenntniß des Landbaues in allen seinen Verzweigungen, die ihm völlig abging und die er bei dem alten, treuen Conrad nicht voraussetzen durfte. So saß er wieder zwischen zwei Stühlen, und der Segen drohte ihm zu entgehen, weil er sich außer Stande fühlte, ihn sich zuzueignen. Das wehmüthige Gefühl, welches ihn im Forsthause beschlichen hatte, erfüllte seine Seele noch lange hin. Erst als er tiefer in den duftigen Hochwald kam; als die Kronen der Buchen sich über ihm schlossen und jene tiefe Waldruhe, jenes unbeschreiblich ergreifende, geheimnißvolle Waldleben, jenes Flüstern der Wipfel und Sichzueinanderneigen der Kronen im leisen Hauch der Morgenluft; jener balsamische Hauch der Düfte ihm bemerklich wurden, hob seine Seele wieder die matten Schwingen und die Phantasie trat in ihre vollste Thätigkeit ein. War es da anders denkbar, als daß die Ereignisse des gestrigen Tages wieder vor das innere Auge traten? Daß wieder jenes Engelsbild vor ihm stand, wie er es in wahrer Entzückung am Wasserfalle geschaut? Daß er sich wieder ganz in diese Anschauungen versenkte? So zogen sich die Nebel draußen vor dem Sonnenlichte zurück und fielen nieder in den weiten Schooß der grünenden Erde. Als er aus dem Walde herauskam, lag die lachende Landschaft im Golde der Morgensonne vor ihm und in ihrer Mitte das Städtchen.

Bei seinem Anblicke kam freilich wieder ein Gedanke in der Seele des Oberförsters empor, der alle poetischen Träume, die noch aus dem Walde her um seine Seele spielten, niederschlug. Es war

das Bewußtsein, daß er nur Einen Thaler in der Tasche habe. An's Haushalten zwar gewöhnt, mußte er doch überlegen, wie er seine Sache zurecht lege, um sich anständig aus der Klemme zu ziehen. Nach einigem Ueberlegen war Alles entschieden. Sein Pferd stellte er in dem Gasthof allerdings ein. Der Hafer war zwar theuer, allein das Heu wohlfeil. Lud ihn der Forstmeister nicht zu Tische, so ritt er dann in Gottes Namen, leeren Magens und leichter Tasche, heim. Dem Seufzer konnte er freilich nicht gebieten, daß er tief drunten bleibe. Er arbeitete sich aus der Brust hervor. Ein Blick nach Oben, der das Vertrauen aussprach, der, der ihn bis jetzt so väterlich geleitet, werde ja auch weiter helfen, gab der Seele ihre Ruhe wieder so weit zurück, daß er, wenn auch ernst, doch heiteren Angesichts in's Städtchen einritt. Nicht ohne einige Bewegung trat er in des Forstmeisters Haus ein. Conrad hatte von den Töchtern des reichen Mannes geredet. Wie mochte er sie finden?

Auf sein Anklopfen rief eine Stimme: „Herein!" die auf die Bezeichnung einer Nachtigallenklarheit keinen Anspruch machen konnte.

Er trat mitten in den Kreis der drei forstmeisterlichen Grazien, die ihn mit sehr aufleuchtenden Blicken betrachteten, ihn aber mit einer Artigkeit und Zuvorkommenheit empfingen, daß seine Befangenheit schnell endete. Zwar schien es ihm, als ob ihre Blicke mehr als nothwendig auf seiner fadenscheinigen Uniform weilten, und die Aelteste, die überhaupt etwas Spöttisches in ihrem Gesichte hatte, ihren Schwestern ein bischen, auf die Uniform deutend, zublinzte; allein das konnte den Oberförster nicht belästigen.

Bei der noblen Zungenfertigkeit der Damen war das Gespräch schnell im Gange. Die Gegend von Tiefenau, die Lage und alterthümliche Beschaffenheit des Forsthauses, und wie ihm das Alles gefalle; dann die Wirthschaft seines Vorgängers, seine Unreinlichkeit und die barocke Eigenthümlichkeit des uralten Junggesellen gaben einen so reichen und höchst komischen Stoff der Unterhaltung, daß der Oberförster sich ungemein gut unterhielt, bis der Vater kam

und nun mit ihm in die Schreibstube trat, um das Dienstliche abzuthun. Als sich der Oberförster empfahl, luden ihn die Fräuleins zu Tische, und — ein Stein fiel von seinem Herzen, wegen des Thalers und leeren Magens.

Bei Tische, wo die Damen in einer anderen und ausgesuchteren Toilette erschienen, entwickelte Jede ihre Talente und suchte die Schwestern durch Volubilität der Zunge, pikante Bemerkungen und unmäßiges Ueberschreien in den Schatten zu stellen. Das war ein gellendes Geschnatter, daß der Oberförster lieber hungrig nach seinem „verwünschten Königsschlosse" geritten wäre, als dies ertragen hätte.

Ein verwünschtes Königsschloß hatte die Aelteste das Forsthaus genannt; Rübezahl's Sommerpalais, die zweite; eine poetische Reliquie aus der Ritterzeit, die sentimentale Jüngste. Alle stimmten aber darin überein, es ließe sich recht glücklich dort leben, wenn man öfters Ausflüge per Wagen nach Warmbrunn machen könne, und wenn man oft nach der Stadt führe und täglich Gesellschaft von dem Adel der Gegend empfinge.

„Ich würde," sagte die Aelteste, „meine Staffelei auf den famosen Balkon stellen und den ganzen Morgen dort malen. Die Beleuchtung ist köstlich, und ein Blick zur Seite in die schöne Landschaft würde immer mehr begeistern. Zu welchen Studien gäbe der Wald mit seinen uralten Bäumen; der Bach mit seinen köstlichen Cascadellen; die Felsen mit ihrem Epheu und dem malerischen Ueberzug von farbigen Moosen und Flechten, und endlich die Gruppirung der wild zusammengerüttelten Felsenpartien Veranlassung!"

„Ich würde," sagte die Zweite, „meinen Schreibtisch auf den Balkon stellen und dort meinen poetischen Träumen nachhängen; da müßte jeder Gedanke ein Gedicht werden; die Reime müßten ohne der Syntax Reimlexikon der Seele zuschwärmen, wie Bienenschwärme, und die Sonnette müßten pure Musik und Wohllaut werden."

Die Dritte, die endlich durch ein gellendes Ueberschreien auch zur Rede kam, meinte: „In dem alterthümlichen Gebäude müßten die Ritterromane lebendig werden. Welchen Genuß müßte es

gewähren, da Walter Scott's Novellen zu lesen oder die Romane der Paalzow, oder gar des großen britischen Dichters Dramen? Da müßte man wahrhaft schwelgen können in historisch-romantischen Phantasien!"

Der Forstmeister hörte mit süßer Genugthuung zu und flüsterte seinem Nachbar selig zu: „Wie lohnen solche Augenblicke für die Aufbietung reicher Mittel, die man an die Bildung seiner Kinder gewendet hat!"

Dem Oberförster wurde es grün und gelb vor den Augen. Er fühlte ein Zwicken in den Kaldaunen, als bekäme er die Kolik, und alle die kostbaren Bissen des opulenten Diners schmeckten ihm gallenbitter. „Wär' ich draußen in meinem grünen Walde, wie wollte ich Gott danken," seufzte er.

Es half ihn nichts, er mußte aushalten.

Der Kaffe wurde im Salon gereicht. Dort stand eine Staffelei mit einem Gekleckse darauf, das jedem Naturinn und aller Wahrheit Hohn sprach. Es sollte eine Landschaft aus dem Gebirge sein. Lucie, die Aelteste, führte ihn davor und erschloß die Tiefen des Bildes. Als hier seine Wahrheitsliebe Schiffbruch gelitten — denn er mußte ja ein Lob spenden, das so energisch und ausdauernd herausgefordert wurde, — trat Amalie, die Zweite, an den Flügel und hackte und rasselte eine Partie Walzer, Polka's und Schottische herunter. „Tanzen Sie auch?" fragte sie dann; aber sie wartete gar nicht auf die Antwort und fuhr fort: „Ach, wie freue ich mich, daß Sie auf unseren Bällen erscheinen werden! Sie glauben gar nicht, wie empfindlich es ist, mit Kaufleuten, Beamten und anderem hergelaufenen Volke zu tanzen. Der Adel unserer Nähe besteht meist aus älteren Herren und Damen, und sonst ist Niemand von Distinction vorhanden, seit die Offiziere des Militärs weg sind, die hier herum cantonirten, obwohl auch darunter bürgerliches Gesindel war, das gegen alle Ordnung sogar Port d'Epées und Epauletten trug. Es ist leider keine Stufe, welche früher dem Adel vorbehalten war, vor dem Eindringen der leidigen Bourgeoisie sicher. Fi donc!"

Während dieser Gemüthsäußerungen war Eugenie, die Jüngste, zum Flügel getreten und begann in näselndem Tone Beethoven's Adelaide in einer Weise zu mißhandeln, daß dem Oberförster der letzte Faden der Geduld zu reißen drohte.

Aber auch diese Drangsal mußte überstanden werden.

Hierauf kam man auf seinen Amtsvorgänger zurück. Da wurde denn kein guter Faden übrig gelassen. Er war ein Narr; ein ekelhaft unreinlicher Mensch. Man konnte ihn gar nicht besuchen, und er kam auch niemals zu ihnen. Seine Gesellschaft war der steifschotterige Pastor von Tiefenau und dessen Familie, Menschen ohne alle Bildung, versunken in der Gemeinheit des alltäglichen Wesens und verbauert, comme il faut. Deutlich genug wurde es ihm gemacht, daß er sie einladen müsse, ihn in Tiefenau zu besuchen.

Als der Oberförster dies endlich nothgedrungen that, wies er darauf hin, wie unvollkommen er seine Gäste würde bewirthen können, da er Niemanden habe, der ihm das Hauswesen besorge, als seinen alten Conrad; aber das schreckte die Damen nicht ab. „Die Frau Tanneberg," sagte Lucie, „sei eine renommirte Köchin, und sie alle Drei würden sich eine Freude daraus machen, die Wirthinnen zu spielen."

Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Mit dem Versprechen baldigen Wiedersehens in Tiefenau beglückt, beurlaubte sich der schwergeprüfte Oberförster; allein seiner völligen Erlösung sollte er sich noch nicht erfreuen. Der Forstmeister wollte ihn noch eine Strecke zu Roß begleiten, da er noch einige Dinge mit ihm zu besprechen habe.

Als sie das Städtchen hinter sich hatten, begann der Forstmeister ihn auf's Dringendste einzuladen, recht oft bei ihm vorzusprechen. Er hoffe, daß sich ein recht intimes Verhältniß zwischen ihnen herstellen werde. Er habe gehört, fuhr er zutraulich fort, der Oberförster sei nicht in brillanten Umständen. Das thue aber nichts, meinte er; denn solche Zufälligkeiten könnten den Werth

des Menschen nicht verkümmern. „Une bonne mariage paiera tout!“ sagte er lachend. Wenn aber in diesem Augenblicke, wo eine neue Einrichtung Noth thue, es ihm an Fonds fehle, so dürfe er ohne Hehl und ohne Rücksicht über seine Kasse verfügen und kein Bedenken tragen, wenn auch die Summen das Maß des Gewöhnlichen hinter sich ließen.

Das kam aber doch dem Oberförster zu dick. „Ich bin arm,“ sagte er zu dem Forstmeister, „aber ich schäme mich dieser Armuth nicht; denn verschuldet habe ich sie nicht. An eine neue Einrichtung denkt meine Seele nicht. Ich hasse den Prunk, wie er sich auch ausprägen mag. Die alten, wurmstichigen Mobilien meines Hauses genügen mir und müssen also auch Jedem, der mich mit seinem Besuche beehren will, genügen. Für Ihr sehr gütiges Anerbieten sage ich gebührenden Dank, hoffe aber, keinen Gebrauch davon machen zu müssen!“

Der Oberförster konnte die Mißstimmung nicht verbergen, in die ihn die indelicate Aeußerung und die widerliche Zudringlichkeit seines Vorgesetzten, hinter der ein noch unangenehmeres Flunkern zu erkennen war, versetzt hatte. Fühlte das der Forstmeister oder war er bis zu dem Punkte gelangt, wo er zurückzureiten sich vorgenommen, kurz er verabschiedete sich, und der Oberförster gab seinem Pferde die Sporen, um bald in den Wald zu kommen. Es war ihm, als müsse er dem Kreise leiblich entfliehen, dem er geistig längst gerne entronnen wäre, worin er heute so viel Unerträgliches hatte dulden müssen. Erst jetzt machte sich seine Stimmung in Ausrufungen Luft, und noch nicht frei von dem Banne, in dem er leiblich und geistig sich befunden, kam er im Forsthaus an.

„Schon so frühe?“ fragte Conrad, als er seinem Herrn das Pferd hielt, und schüttelte sorgenvoll den Kopf.

„Gott sei gelobt, daß ich wieder hier bin!“ rief Distelheck im vollsten Grimme der Erinnerung an die überstandene Drangsal.

Conrad war sehr betroffen von dieser Antwort. Er führte

das Pferd in den Stall und übergab es dann dem kommenden Steffen, um dem Oberförster das Nachtessen zu bereiten und — Aufschlüsse zu erhalten. Seine Hoffnungen aber gingen stark herunter.

Nach Tisch erfolgte die gewohnte Scene.

Behaglich saßen Beide bei einander, schmauchend und plaudernd.

„Wie ist es Ihnen heute ergangen, gnädiger Herr?" fragte der treue Diener. „Wie haben Sie die Fräuleins gefunden?"

„Das will ich Dir getreulich sagen," erwiederte der Oberförster. „Es sind ihrer Drei. Die Aelteste hat ihre acht und zwanzig, und es zeigen sich jene bedenklichen Falten, jene diesem Alter eigenthümliche Verstimmung und Neigung zu übler Nachrede. Sie ist hager wie eine Bohnenstange, gelb wie eine Citrone und häßlich wie die Gefallsucht, an der sie laborirt. Dabei malt sie den ganzen Tag Landschaften, die, wenn sie wahr wären, Einen zur Auswanderung bestimmen könnten, putzt sich über die Maßen, des Tags zwei- oder dreimal, und nennt das Besorgen des Hauswesens gemein. Sie würde, wenn sie hier wohnte, ihre Staffelei auf den Balkon stellen und malen."

„Gott sei meiner armen Seele gnädig!" seufzte Conrad aus tiefster Seele.

„Amen;" sagte mit so komischem Pathos der Oberförster, daß Conrad unwillkürlich in ein herzliches Lachen ausbrach.

„Und die Zweite, gnädiger Herr?"

„Ist auch schon in den stehenden Jahren, Conrad, in denen nämlich, in welchen ein Mädchen nicht älter wird. Sie sieht bleichsüchtig aus, ist blond und schmachtend und macht den ganzen Tag Gedichte. Ich danke Gott, daß Sie mich mit der Vorlesung eines oder des anderen von ihren Fabrikaten verschont hat. Sie meint, wenn sie hier in Rübezahl's Sommerpalais wohnte, würde sie ihren Schreibtisch auf den Balkon setzen und dichten. Im Uebrigen denkt sie gerade wie ihre Schwester."

„Auch ein Extraexemplar, das wir hier bei den Dienstlände-

reien und der nothwendigen Landwirthschaft brauchen könnten!" meinte Conrad.

„Gewiß," sagte der Oberförster.

„Und die Dritte?" fragte Conrad.

„Ist weich, wie Butter in der Sonne; liest den ganzen Tag Romane und meint, hier in diesem romantischen Burghaus aus der ritterlichen Vorzeit müßte man die Romane mit göttlicher Entzückung genießen können. Im Allgemeinen ist sie die Ansehnlichste, aber zu einer tüchtigen Hausfrau paßt sie, wie eine Faust auf's Auge. Es scheint aber, als hätten sie es alle Drei auf mich gepackt, obwohl meine fadenscheinige Uniform ihre Spottlust anfänglich zu erwecken schien. Plaudern aber können sie Alle, daß Einem Hören und Sehen vergeht, und schreien, als wären sie in einer Mühle geboren oder unter Stocktauben aufgewachsen. Und die Ehre ihres Nebenmenschen tractiren sie so, daß davon möglichst wenig übrig bleibt. In die Küche ging Keine. — So steht's dort. Nun weißt Du so ziemlich Alles, nur das noch nicht, daß Du sie bald hier wirst zu sehen kriegen. Dann kannst Du Dich auf die Hinterbeine stellen, Alter! Und nun kein Geld! Mein Thaler ist nahe auf der Neige."

Conrad richtete sich freudig auf: „Gnädiger Herr!" sagte er, „mit unserem Einzug in dieses alte verwünschte Schloß, wie es eines der hochnäsigen Fräuleins zu nennen beliebte, ist Segen über uns gekommen. Ich habe heute nur einen Theil des Getreides verkauft und fünf und siebenzig blanke Thaler erlöst!"

Ueber die traurig gewordene Miene des Oberförsters zog ein Strahl der Freude. „Conrad," sagte er, „der alte Gott in Israel lebt noch! Er sei gelobt! Hast Du unsere Schuld an die braven Tanneberg's bezahlt?"

„Bei Heller und Pfennig!" rief Conrad freudig aus.

„So kaufe nun morgen Vorräthe. Du wirst wohlthun, wenn Du nach der Stadt reitest und Steffen mit Dir nimmst. Die drei

Damen lassen, darauf möchte ich schwören, nicht lange auf sich warten. Für Wild werde ich schon sorgen."

„Noch Eins, gnädiger Herr. Der Herr Pastor Maurer ist hier gewesen, um Ihnen seinen Dank für seines Kindes Rettung auszusprechen. Ein räsonabler Mann, meiner Treu'! Er wird morgen wieder kommen. Ich habe nun Alles eingerichtet. Wollen Sie nicht einmal Einsicht nehmen?"

Er nahm das Licht, und der Oberförster folgte ihm in das Gemach rechts vom Saale. Dort hatte er des Oberförsters Schreibtisch, seine Bücher, die Kasten mit den ausgestopften Vögeln aufgestellt. Alles war so schön und zweckmäßig geordnet, daß der Oberförster wohl zufrieden war und dem Alten das wohlverdiente Lob spendete, was ihn höchlich erfreute.

Als sie zurückgekehrt waren und der Oberförster wieder in seinem Sessel lehnte, brachte Conrad die Rede auf die Dienstländereien und die nothwendige, feste Entscheidung, was damit gemacht werden solle.

„Wissen Sie was," sagte der treue Mensch, „wenn morgen der Herr Förster Tanneberg Ihnen aufwartet, so reden Sie einmal mit ihm, er ist ein räsonabler Mann —"

„Dann paßt er ja herrlich zu seiner räsonablen Frau!" rief der Oberförster.

„Das thut er auch," sagte ruhig Conrad, „und da auch der Herr Pastor kommt, so können Sie ja auch seine Meinung hören. Ich meine, mit dem Verpachten sei's nichts. Sie sollten lieber ein Kapital leihen und sich das Nöthige anschaffen, oder — Ihre gnädige Frau Tante sollte Vorspann leisten. Sie könnte es herrlich, wenn sie wollte, zumal Ihre Zukünftige aus dem reichen forstmeisterlichen Stamme, wie ich zu vermuthen Grund habe, nicht entsprossen zu sein scheint."

„Das ist ein vernünftig, oder, wie Du zu sagen pflegst — ein recht räsonables Wort," versetzte der Oberförster. „Die gnädige Tante wird aber nichts hergeben, und den Jammer der

Schulden noch mehr auf mich zu laden, als ich ihn schon trage, habe ich keine Lust. Es bleibt also beim Verpachten. Jetzt gib mir Licht, ich muß noch arbeiten."

Conrad brachte Licht, und mit einem herzlichen: „Gute Nacht!" ging der Oberförster in sein Gemach. Conrad saß noch lange da und sah den Ringeln seiner dampfenden Pfeife gedankenvoll nach.

„Mit denen ist's also nichts," sagte er, an die Töchter des Forstmeisters denkend. „Ich hatte meine ganze Hoffnung auf sie gesetzt. Wenn das, was die räsonable Frau Tanneberg sagte, nur halb wahr wäre, so fürchte ich das Allerschlimmste, das dunkele Blatt im Stammbaum von der schönen Pfarrerstochter!" Mit so trüben Gedanken suchte er endlich sein Lager.

Am anderen Morgen erschienen sämmtliche Förster, um dem neuen Oberförster aufzuwarten. Die Angelegenheiten der Forste, die neuen Culturen, die Saatkämpe, der künftigjährige Holzschlag, alle diese wichtigen Dinge wurden allseitig erörtert und besprochen. Dann kam der Oberförster auf seine Dienstländereien zu sprechen. Alle diese Männer riethen, da die Dörfer des Forstbezirks wohlstehende Bauern hegten, zur Verpachtung, bis der Herr Oberförster eine tüchtige Hauswirthin habe, die sich der Einrichtung annehmen könnte.

Als die Audienz vorüber war, meldete Conrad den Herrn Pfarrer Maurer von Tiefenau.

Daß sein Herr dem Pfarrer entgegenging und ihn in den Saal führte, fand der Alte gegen alle Ordnung. Wäre der Herr Pfarrer von Adel gewesen, so hätte er es sich noch gefallen lassen; aber so — nein, es war doch kaum zu dulden! „Ach, er fängt schon an, aus der Art zu schlagen," seufzte er. „Adieu, Stammbaum!"

Als der Pfarrer des Oberförsters Hand faßte, traten heiße Thränen in des Mannes Auge. Er vermochte kaum einige Worte tiefgefühlten Dankes auszusprechen. Als der Oberförster den Dank abzulehnen suchte, sprach der Pfarrer: „Sie fühlen noch nicht, was

ein Vaterherz gegenüber dem Retter seines Kindes empfindet!" Mit großer Gewandtheit suchte jedoch der Oberförster das Gespräch in andere Gleise zu lenken. Er erkannte es, daß er einen Mann vor sich hatte, der tiefes Wissen besaß. Er gefiel ihm ungemein wohl. Er mochte acht und vierzig Jahre zählen, war ein schöner Mann von edler Haltung, aber höchst anspruchslosem Wesen. Im Laufe der Unterredung kamen sie auch auf den alten verstorbenen Oberförster, von dem sein Amtsnachfolger nur Nachtheiliges gehört.

„Daß man so über ihn urtheilt, weiß ich," sprach der Pfarrer, „aber ich weiß auch, daß nur seine Eigenheiten die Ursache davon sind. Ich habe, vielleicht der Einzige, Umgang mit ihm gepflogen. Glauben Sie mir, er war ein ebenso edler Mensch, als er ein wissenschaftlich tüchtiger war. Schwere Schicksale, vielfaches Täuschen von Seiten Anderer hatten eine rauhe Rinde um den edelsten Kern gelegt. Er zog sich, weil er eben getäuscht worden war, von der Welt zurück; aber hatte er Vertrauen gefaßt, so hielt er es auch fest. Daß er im späteren Leben etwas weniger auf Reinlichkeit hielt, als gut war, wurde von den Leuten bis zum Extrem gesteigert, aber glauben Sie den Gerüchten nicht. Hören Sie seine Untergebenen — es wird nur Eine Stimme sein über die Redlichkeit und Biederkeit des Mannes, und könnten Sie die Stimmen der Armen und Nothleidenden hören, Ihr Herz würde den Mann noch im Grabe lieben, wie ich ihn geliebt und geachtet habe!"

Staunend hörte Distelheck diese Worte des würdigen Mannes, die so völlig im Widerspruche mit dem standen, was er über ihn gehört.

„Ich danke Ihnen," sagte er, „daß Sie mir eine bessere Meinung von einem Manne beibringen, über den ich noch gestern Urtheile hörte, die an Schärfe und Bitterkeit kaum ihres Gleichen haben mögen."

„Mag wohl sein," versetzte der Pfarrer; „allein es gibt Verhältnisse, Herr Oberförster, über die zu reden mir nicht zusteht; so viel ist jedoch gewiß, daß eben seine strenge Redlichkeit und Amtstreue Conflicte hervorrief, die leicht geeignet sind, einen Haß zu

erzeugen, der selbst im Tode nicht befriedigt wird. Eine andere Seite seines Wesens war der Frauenhaß. Daher mag, mit wenigen Ausnahmen, die Abneigung der Frauen gegen ihn abzuleiten sein. Auch hier hatten bittere Erfahrungen bei seiner Heftigkeit solche Früchte getragen, obgleich er auch Ausnahmen machte."

Der Pfarrer erzählte nun einzelne Züge seines edlen Charakters, die jedenfalls dem Manne die Achtung und Werthschätzung jedes Unbestochenen erwerben mußten.

Mit wahrer Hochachtung betrachtete der Oberförster den Pfarrer, der einen Verleumdeten so siegreich in Schutz nahm. Gefiel ihm der Mann schon von dieser Seite, so gab es noch andere im Laufe der Unterredung, welche zu ähnlichen Ergebnissen führten.

Als der Pfarrer schied, bat ihn der Oberförster aus Herzensgrund, daß er ihn öfter besuchen möge, und erbat sich die Erlaubniß, sich seiner Familie vorstellen zu dürfen.

Dies geschah am folgenden Sonntage nach der Kirche. O, mit welcher Liebe kamen sie ihm entgegen! Wie schloß sich der schöne Knabe so dankbar an ihn an! Doch — Die, die er suchte, sah er nicht. Sie hatte die Küche zu besorgen und ließ sich darum nicht blicken.

Als er aufbrechen wollte, bat ihn der Pfarrer schlicht und herzlich, die Suppe mit ihnen zu essen. „Ernst, laufe in's Forsthaus, es Conrad zu sagen."

Distelheck ließ sich gerne bereden und blieb. Blühte ihm doch so die Hoffnung, das schöne Mädchen wieder zu sehen.

Bei Tische erschien sie. Die Mutter entschuldigte ihr früheres Nichterscheinen mit der Pflicht der Köchin. Sie war, das gestand sich der Oberförster, in der That heute noch schöner als damals, wo er sie nur wenige Augenblicke beobachtet hatte. Und wie anspruchslos war dies Mädchen! Wie einfach in dieser Einfachheit und Anspruchslosigkeit, wie unaussprechlich reizend. Ueber Tisch nahm sie Antheil an dem Gespräche. Das Unglück am Mühlbache kam natürlich zur Sprache. Sie erzählte den Hergang. Sie hatte

Ernst mehrmals gewarnt, nicht zu keck zu sein, — und eben als sie aufbrechen wollte, stürzte er hinein in das wilde Wasser, dem er keinen Widerstand leisten konnte. Sie malte ihren Schrecken, die Freude, als der Oberförster in den Bach sprang, dann wieder ihre unaussprechliche Angst, als dieser selbst der Gewalt des Wassers nicht Widerstand leisten konnte, so ausdrucksvoll, daß der Oberförster ganz Auge und Ohr war. Lächelnd berichtigte er ihren Irrthum über die Gewalt des Wassers durch die Erzählung der Thatsache, daß er auf einen mit Schlamm bedeckten Rollkiesel getreten und durch das Abgleiten das Gleichgewicht verloren habe.

Wahrhaft rührend war ihm die Erzählung der Vorwürfe, die sie sich gemacht, daß sich Niemand um ihn gekümmert, und die Angst um seine Gesundheit, obgleich sie gar nicht gewußt, wer er eigentlich sei, bis die gute Tanneberg ihnen den Staar gestochen.

Das Alles trug so den Stempel der Wahrheit und Natur, der tiefsten und lautersten Empfindung, daß es nur wohlthätig auf das Gemüth des Oberförsters wirken konnte.

Er blieb den Nachmittag im Kreise der Familie. Ein Fortepiano, das in dem Zimmer stand, führte auch natürlich auf die Musik. Der Pfarrer war ein gründlicher Kenner. Er freute sich, daß auch der Oberförster diese edle Kunst pflege und schlug ihm vor, zu Zeiten Duette für Flöte und Fortepiano zu spielen, was der Oberförster mit Freuden annahm. Nur auf sein inständiges Bitten, aber dann auch ohne Ziererei, setzte sich Auguste an das Instrument. Da gab es aber keine Walzer, keine Polka's — sie spielte nur ernste, tüchtige Stücke mit ebenso viel Geschmack, Gefühl und Präcision, als Gewandtheit. Stille saß der Oberförster da und stellte Vergleiche an, die ihm so nahe gelegt waren.

Als er sie um ein Lied bat, sang sie einige Schubert'sche Lieder; aber das waren Töne, die in die Seele drangen, diese Stimme war so glockenrein, so seelenvoll und ergreifend, daß er sich gestand, er habe kaum noch irgendje einen ähnlichen Gesang gehört.

Da mußte er loben, weil ihn sein Herz drängte, aber er that es in einer Weise, die den Kenner verrieth und darum auch nicht beschämte.

Auguste erröthete zwar, aber man sah es ihr an, wie dies Lob ihr wohlthat.

Dieser Nachmittag war für den Oberförster ein reicher Ersatz für Alles, was er in des Forstmeisters Hause erduldet hatte. Als er schied und die Bitte aussprach, wieder kommen zu dürfen, kam ihm der Vater und die Mutter mit so einfacher Herzlichkeit entgegen, daß er in seligem Gefühle die Höhe hinanstieg zu seinem „verwünschten Schlosse."

Conrad machte ein mürrisches Gesicht, als er das seines Herrn von Freude glänzen sah.

Abends sagte der Oberförster: „Conrad, ich danke Gott, daß ich diese Familie hier habe. Das sind Menschen nach dem Herzen Gottes, und Auguste ist, was ich Dir schon sagte, ein leibhaftiger Engel!"

Conrad schwieg; aber in seiner Seele lag ein Dorn. „Er darf nur noch oft in das Pfarrhaus gehen," sagte er zu sich, „so ist's vollends aus. Ach, ich bebe bei dem Gedanken an den hochadeligen Stammbaum! muß ich denn das noch erleben, daß sein ununterbrochener Glanz getrübt wird?"

Gleich am anderen Morgen gab ihm sein Herr ein Buch, das er in's Pfarrhaus tragen sollte, weil der Pfarrer es zu lesen wünschte.

„Geht's schon so an?" dachte er mit einem tiefen Seufzer, „so kommt's auch weiter."

Er ging mit schwerem Herzen und tiefem Unmuthe den Berg hinab. Als er an Tanneberg's Wohnung vorüberging, klopfte Frau Tanneberg, und er trat ein.

„Guten Morgen, Herr Früchtelmeier," sprach freundlich die räsonable Frau zu Conrad, als er grüßend eintrat. „Sie lassen sich ja gar nicht mehr blicken! Seine guten Freunde soll man nicht so vernachlässigen. Setzen Sie sich doch! Ach, da muß ich Ihnen

doch gleich sagen, daß mein Alter und sämmtliche Förster des Revieres ganz entzückt sind von ihrem gnädigen Herrn. Ja, ja, das ist ein Mann bei der Spritze! sagten sie. Der versteht Etwas vom Rummel; sieht keine Kartoffelflur für eine Eichencultur an und hat ein Urtheil wie eine Sense beim Mähen. — Das ist Etwas werth, Herr Früchtelmeier," fuhr sie fort, „wenn Untergebene Respect vor ihrem Vorgesetzten haben! Das aber sagten sie Alle: Der wackere Mann muß heirathen! Eine Junggesellenwirthschaft macht die Leute viereckig und confus. Eine Frau ist der wahre Schleifstein für die rauhe Weise des Mannes. Da geht Alles weg, was rostig und rauh ist. Sie waren hier noch bei einander und zerbrachen sich die Köpfe über seine Zukünftige; aber ich schlichtete den Streit. Laßt Gott gewähren, Ihr Herren, sagte ich, der versteht's am Besten, was zusammengehört! Alle Ehen müssen im Himmel geschlossen sein, wenn sie so Etwas vom Himmel auf die arme Erde herunterziehen sollen! Das schlug durch. Dabei mein vortrefflicher Herr Früchtelmeier, denk' ich, sei nicht ausgeschlossen, daß wohlwollende Menschen ein Bischen helfen. Nicht wahr?"

„Freilich," entgegnete Conrad. „Wenn's aber auch nur Etwas fruchtete!"

„Wie so?" fragte Frau Tanneberg.

„Nun, Sie wissen," nahm Conrad im Vertrauen das Wort, „daß ich nichts sehnlicher wünsche, als daß der edle Stamm auch unverletzt bleibe. Da hatte ich denn auf die noble Familie des Herrn Forstmeisters alle meine Hoffnungen gesetzt, weil — weil — auch so der unverschuldeten Vermögenslosigkeit meines edlen Herrn hätte abgeholfen werden können; aber da ist's Nichts, rein gar Nichts. Die haben ihm den Appetit auf lange Zeit verdorben!"

„Alle Drei?" fragte, die Arme auf die Hüften stützend, Frau Tanneberg.

„Ja, alle Dreie," bekräftigte seufzend Conrad.

„Gottlob!" rief Frau Tanneberg aus. „Vor den gelben Engeln war mir bange, denn die verstehen alle Köder beim Angeln.

Nur ist es merkwürdig, daß kein Fischlein anbeißen will. Also er ist sie leidig geworden? Glaub's auch. Da gehört ein absonderlicher Magen dazu, um das zu verdauen, was es da gibt. Kenne sie Alle, sammt Papa. Ist auch kein Schäfchen, wie er die Wolle trägt, und der Wege zum Gelde gibt's viele. — Doch, was geht das Euch an? Ich danke nur Gott, daß er sich nicht fangen ließ. Es wäre Jammerschade gewesen um so einen lieben, guten Herrn, wenn er eine dieser Kratzbürsten gekriegt hätte. Sie, Herr Früchtelmeier, sollten auch noch Etwas erfahren haben!"

„Ja, wenn nur der Stammbaum nicht wäre," sagte Conrad.

„Ach, bleiben Sie mir doch damit weg," sprach Frau Tanneberg, ärgerlich über den ewigen Kuckucksruf des Alten. „Wollen Sie denn Ihren Herrn zeitlebens unglücklich machen um des vergilbten Stammbaums willen? Sie sind zu vernünftig und Ihrem Herrn zu treu ergeben, als daß ein solcher Gedanke in Ihre Seele kommen könnte."

„Freilich," sagte Conrad, sich hinter dem Ohre kratzend, „wenn die Wahl so stünde —"

„So steht sie, Herr Früchtelmeier, auf's Haar so," fiel ihm Frau Tanneberg in die Rede. „Das Lebensglück hängt ja doch, bei meiner armen Seele! nicht vom Stammbaum ab. Und da, als die Menschen noch am glücklichsten waren, im Paradiese, gab's keinen Stammbaum und keinen Adel. Lassen Sie einmal so ein bürgerlich Engelsbild, wie Pfarrers Auguste —"

„Wa — was?" fragte Conrad; „ist da schon Etwas im Werke?" —

„Nun sieh 'mal Eins!" rief Frau Tanneberg. „Was haben Sie denn gegen das liebliche Kind? Da kann ein Mann die Finger alle zehn nach lecken! Und wenn er vom höchsten, ältesten, nobelsten Adel der Welt wäre! Ich sage Ihnen, wenn ich Kaiser wäre, ich stiege von meinem Thron und legte in ihren Schooß meine Krone nieder, kniete vor sie hin und spräche: „Heilige diese Krone dadurch, daß Du sie auf Deine Locken setzest!" Sie kennen den Edelstein, die

Perle noch nicht! Aber wenn Sie glauben, da wäre Etwas im Werke; glauben, da würden Ihrem Herrn Fallen gestellt, so sind Sie irre. Pfarrers wollen nicht höher hinauf. Sie suchen keinen Mann für das junge Mädchen. Sie lassen's Gott anheim gestellt. Ich habe nur eben ein Beispiel brauchen wollen, und das hat Sie so alterirt! Ich will mich über den Adel nicht aussprechen, denn es kommt mir nicht zu; aber — ich gebe ihn — wohlfeil, so wohlfeil, als möglich."

Conrad fühlte, daß er einlenken müsse, wenn er die räsonable Frau, deren er, wenn die Forstmeisters kämen, bedurfte, nicht gänzlich vor den Kopf stoßen wolle. Er lenkte darum ein und sagte: „Ihm solle sie es nicht verargen, wenn er auf den Ruhm des alten Hauses halte, in dem er aufgewachsen und mit dem sein Herz verwachsen sei. Zudem habe des Oberförsters gnädige Mama vor ihrem Tod es ihm auf's Herz gebunden, dafür zu sorgen, daß ihr Sohn nicht eine Bürgerliche heirathe. Er sähe freilich ein, daß die adeligen Fräuleins als Hausfrauen keinen Schuß Pulver oder doch nicht viele werth seien, aber man könnte sich von seinen Ansichten nicht so leicht trennen, wie von einem Schlafwamms, das man Morgens ausziehe, damit könne es sonst auch so gehen, daß man es Abends wieder anlege. Wenn auch seine Ansichten von den ihrigen verschieden seien, so dürfe das doch ihrem gegenseitigen herzlichen Einvernehmen keinen Abbruch thun. Er werde auch, wenn das Herz seinen Herrn zu einer Bürgerlichen ziehe, nichts thun, was hemmen könne, zumal die einzige Verwandte, eine hochadelige Tante seines Herrn, nun auch mit ihren Rathschlägen dem Stammbaum den Rücken zugewendet habe — gerade — wie sein gnädiger Herr selbst."

„Also der ist auch nicht von der strengsten Sorte?" fragte Frau Tanneberg.

„Das ist ja eben das Herzeleid!" sagte betrübt der ehrliche Conrad. „Sein Adel gilt ihm nichts."

Frau Tanneberg lächelte, wie wenn sie eines mächtigen

Triumphes sicher wäre, brach aber dieses Kapitel ab und sagte: „Nun, Ihr gnädiger Herr war gestern lange im Pfarrhause! Hat's ihm da gefallen?"

„Besser, als mir's lieb ist," sagte Conrad. „Er wurde des Lobes der Familie nicht müde und sendet mich mit diesem Buche zum Pfarrer."

„Nun, der Herr Pfarrer," entgegnete starkbetonend Frau Tanneberg, „war auch des verstorbenen Herrn Oberförsters alleiniger Umgang. Gelehrte suchen sich und das ist ganz natürlich. Wissen Sie was, Herr Früchtelmeier, tragen sie das Buch hin, und wenn Sie zurückkehren, sagen Sie mir, wie's Ihnen bei Pfarrers gefiel."

Conrad versprach das und ging.

Er trat in das Pfarrhaus. Die Eltern waren ausgegangen in den ziemlich entlegenen Garten. Auguste allein stand im netten Hauskleide bei einer häuslichen Arbeit. Obgleich sie Conrad eigentlich nicht kannte, begegnete sie ihm doch ungemein freundlich. Sie nahm ihm das Buch ab und nöthigte ihn, sich zu setzen. Bald waren Beide in einem Gespräch über hauswirthschaftliche Gegenstände. Der Alte hörte mit Entzücken dem lieblichen Mädchen zu, das so erfahren und verständig sprach, wie eine Hausfrau, die jahrelang einer ausgedehnten Wirthschaft vorgestanden. Allmälig lenkte er das Gespräch auf Landwirthschaft und auf die seines Herrn und ihre Einrichtung.

Auguste äußerte ohne Hehl, daß sie der Meinung sei, ihr Vater habe da ein Vorbild gegeben, das, da es die Erfahrung als gut erwiesen, maßgebend sein dürfte.

„Und wie haben es dero Herr Vater traktirt?" fragte Conrad, der sich auch hier zeigen wollte.

„Ganz einfach so," sagte das Mädchen. „Er hat alle Wiesen, als den ohne Zweifel einträglichsten Theil des Pfarrgutes, für sich behalten und gerade so viel Landgut, als wir bedürfen; das andere hat er Alles verpachtet und befindet sich vortrefflich dabei. Sehen Sie," sagte das Mädchen, „das können wir gehörig übersehen; ein

braver Bauer bestellt es uns und wir sind nicht genöthigt, eine vollkommene Bauernwirthschaft zu führen. In der Viehzucht liegt aber der größte ökonomische Vortheil, und die in ausgedehntem Maßstabe zu betreiben, lassen uns die ansehnlichen Wiesen zu. Gerade so wäre es bei Ihnen, zumal sie die Ställe und Alles dazu haben, was nöthig ist."

Sie hatte dem Alten Alles so klar auseinandergesetzt, daß er unbedingt zustimmen mußte und seine frühere Ansicht völlig aufgab.

Es war indessen Zeit, daß er ging, wenn er noch ein paar Augenblicke bei Tanneberg's eintreten wollte. Das aber gestand er sich, er hätte noch gerne dem lieben Kinde bis Abend zugehört.

Frau Tanneberg stand am Fenster und erwartete ihn.

„Nun?" fragte sie.

Conrad setzte sich. „Ich bin jetzt über Dinge in's Klare gekommen, die mir wie Steine im Magen gelegen haben," sagte er. „Und mich hat ein Mädchen belehrt, das die Kinderschuhe noch nicht lange ausgetreten hat. Ja, Sie haben Recht, Frau Tanneberg, das Mädchen ist eine Perle, ein Edelstein! Und schön ist sie wie ein Engel. Ich muß sagen, die kennt die Land- und Hauswirthschaft aus dem FF. Hat mir da, als ich ihr auf die Fährte half, einen Plan entwickelt, der herrlich ist. Will ihn schon an Mann bringen! Sie will, oder vielmehr sie meint, wir sollten uns alle Wiesen behalten und so viel Ackerland, als nöthig zur Wirthschaft, das andere aber verpachten."

„Aha," sagte selig lächelnd Frau Tanneberg. „Hat die Ihnen den Staar gestochen? Gelt! das ist ein Mädchen? Ja meiner Seele! mit der ist ein Mann glücklich! Und, liebster Herr Früchtelmeier, wie sie mit Ihnen über solche Dinge sprach, so spricht sie auch über höhere Dinge. Ihr Vater hat sie selbst gebildet und da ist Etwas draus geworden. Die paßt auf einen Karren, einen Wagen und in eine Kalesche, und überall ist sie die Rechte. Was sie den Armen, Kranken und Nothleidenden ist, hab' ich Ihnen gesagt, und wie sie die alte, griesgrämliche Tante zu behandeln

weiß, das übersteigt alles Maß. Solch ein Mädchen gibt's nicht wieder. Glückselig der Mann, der sie heimführt! Mit ihr kommt Gottes Segen in's Haus."

„Ach," sagte Conrad, „wie ist es doch bedauerlich, daß sie keine Adelige ist!" —

5.

Ein Brieflein des Forstmeisters kündigte auf übermorgen seine und seiner Töchter Ankunft an. Da gab's im Forsthause plötzlich eine eigenthümliche Rührigkeit. Frau Tanneberg schaltete mit der ausgedehntesten Vollmacht, und nie gab es wohl ein völligeres Einverständniß, als zwischen Conrad und ihr; allein jetzt entdeckten sich Mängel und Defecte, an die Conrad nie gedacht. Da fehlte ein Porzellanservice für den Tisch, eins für den Kaffe und allerlei andere Dinge, welche in der kleinen Junggesellenwirthschaft nicht als von Nöthen bisher waren erkannt worden. Eine räsonable Frau, wie Frau Tanneberg, wußte indessen Rath zu schaffen. Was sie nicht hatte, das hatte das Pfarrhaus. Catharine schleppte herbei und Conrad eilte in die Stadt, das einzukaufen, was Frau Tanneberg für unabweisbar nothwendig erkannte.

Endlich kamen sie.

Als die Damen in die Halle traten, erhoben sie beim Anblick der monströsen Geweihe ein schallendes Gelächter.

„Schaffen Sie doch das unsinnige Zeug weg," sagte Lucie.

„Wer könnte sich an solchen abscheulichen Formen freuen?" sagte Amalie.

„Daran könnte ich auch keinen Geschmack finden," meinte Eugenie.

„Die Natur hat barocke Launen," sagte verstimmt der Oberförster; „aber gerade diesen Launen nachzugehen, hat für den Forscher einen eigenthümlichen Reiz. Mein würdiger Amtsvorgänger, den ich, seit ich von Ihnen so viel Uebles gehört, in ganz

anderem Licht erkannt habe, hat diese Sammlung gemacht, und meine Pflicht ist es und meine Freude wird es sein, sie zu vervollständigen."

Die Damen schwiegen. Obwohl die Bemerkungen nicht geeignet waren, den angenehmsten Eindruck zu machen, so verschluckten sie doch die Pille und machten gute Miene zum bösen Spiel. Als sie in den Saal traten, gab's spöttisches Nasenrümpfen. Da waren die uralten Mobilien, die sie zuerst interessirten.

„Roccoco," bemerkte Lucie.

„Es steckt Poesie drin," sagte Amalie.

„O, wie ritterlich alterthümlich!" rief Eugenie. „Es weht Einem Walter Scott'scher Geist an!"

Ein bitteres Gefühl erfüllte des Oberförsters Seele, aber er mußte, als Hausherr, seinen Gästen gegenüber schweigen.

Jetzt sahen sie seine Pfeifen.

„Sie rauchen?" fragten sie alle Drei zumal.

„Gewiß," sagte der Oberförster, „und sogar mit großem Behagen."

Da gab's Nasenrümpfen.

„Wer könnte Vergnügen daran finden, den übel riechenden Rauch hinaus zu blasen?" fragte Lucie. „Was die Wilden Amerika's thaten, ahmen unsere Herren nach!"

„Eine schöne Königin Frankreichs dachte anders," sagte spottend der Oberförster.

Lucie schwieg.

„Poetisch ist's wahrlich nicht," meinte Amalie, „und einen Raucher könnte ich, glaub' ich, nicht lieben."

„Wenn das Letztere auch manchen braven Mann zur Verzweiflung bringen könnte," bemerkte der Oberförster spottend, „so dürfte doch über das Erste noch zu streiten sein. Ich bitte Sie, zu bedenken, wie hochpoetisch es ist, den Ringelwölkchen des Rauches zuzusehen und ihr Verschwinden im Sonnenlicht und Aether zu beobachten. Ist es nicht ein Bild ächter Liebestreue, wenn der

Raucher seine Pfeife immer küßt, sie, die Geliebte, immer an seinen Lippen saugt; ihre Liebesgluth seine Wonne ist?"

„Schweigen Sie nur stille, Sie Spötter," rief ärgerlich die Poetische, und der Oberförster lachte herzlich.

„Haben die Ritter auch geraucht?" fragte Eugenie.

„Nein!" sprach mit einer tiefen Verbeugung der Oberförster, und diese Verbeugung war ein so unverkennbarer Spott, daß Lucie sagte:

„Unser verehrter Wirth ist heute in so rosenfarbener, satyrischer Laune, daß wir uns in Acht zu nehmen haben."

Dem Forstmeister wurde es unheimlich, denn er beobachtete den Oberförster und glaubte, es sei gut, ihn jetzt zu entfernen, weil sonst die Eindrücke seinen Wünschen gar sehr entgegenarbeiten dürften.

Er bat also seine Kinder, sich für's Erste selbst zu unterhalten, während er mit dem Oberförster einen kleinen Ritt machen müsse, um Einiges im Walde nachzusehen.

Der Oberförster bedauerte, aus Gehorsam ungalant sein zu müssen und folgte seinem Vorgesetzten, um erst zu Tische wieder zurückzukehren.

Jetzt waren die Zungen ungebunden, und Alles, was Aerger, Spott und Hohn zu Tage fördern können, ergoß sich über den armen Oberförster und seine Einrichtung. Wären sie hier Herrinnen, meinten sie, so sollte das alte Gerümpel in die Oefen wandern. Alles müßte comfortabel und brillant eingerichtet werden, und der Herr Oberförster würde sich bequemen, Obedienz zu leisten. Dann kam die Langeweile und die Klagen darüber in allen Formen und Dissonanzen.

Unglücklicher Weise hörte Conrad das Alles im Nebenzimmer, wo er zu thun hatte. Er war außer sich vor Zorn über diese Aeußerungen. Dieser Zorn sollte aber noch wachsen, als aus Langeweile die Damen in die Küche traten und hier die Leere wahrnahmen.

Die Aeußerungen des Uebermuthes wurden immer kecker, immer pikanter der Spott.

Frau Tanneberg meinte, wie liebenswürdig sie als Hausfrauen sein müßten, wenn sie in Küche und Keller schalteten.

Da eiferten Alle gegen standeswidrige Beschäftigungen. Dazu habe man das dienende Personal, meinten sie, dessen Sphäre sei es; die Dame des Hauses habe bloß dessen Honneurs zu machen und etwa den Küchenzettel höchstens.

Als die Herren zurückkamen, fanden sie die Damen verstimmt, gelangweilt, mißvergnügt, und bald nach Tische rollte der Wagen von dannen, der sie trug.

„Sehen Sie's nun, Herr Früchtelmeier," sagte Frau Tanneberg. „Das ist Ihr hochgepriesenes, adeliges Wesen!"

Conrad gab sich nicht gerne gefangen. „Es gibt ja wohl auch noch Andere," erwiederte er. „Warum das Kind mit dem Bad ausschütten?"

„Habe nichts dagegen; aber ich könnte Ihnen noch gar herrliche Exempelchen adeliger Wirthschaft mittheilen," sagte sie. „Ich kenne freilich auch tüchtige Haushaltungen, aber es sind ihrer wenige. Es fehlt halt im Allgemeinen an der Erziehung zu tüchtigen Hausfrauen, und ich nehm's den jungen Leuten nicht übel, wenn sie bedenklich werden, sich eine Lebensgefährtin zu suchen."

Er brach das Gespräch ab, und Frau Tanneberg sandte das Geliehene zurück.

Der Oberförster, dessen Gesicht erst wieder heiter geworden war, seit die Damen weg waren, trat mit seiner Pfeife in die Küchenthüre.

Er konnte sich nicht enthalten, der Frau Tanneberg das wohlverdiente Lob und seinen Dank auszusprechen.

„Werden sich recht amüsirt haben?" sagte Frau Tanneberg.

Der Oberförster war ein Gradaus. „Gottlob," sagte er, „daß dieses gefürchtete Drangsal endlich überstanden ist. Die kriegen mich nicht wieder, und ich hoffe, heute ist ihnen auch die Lust des Wiederkommens vergangen."

„Ei, ei," versetzte Frau Tanneberg, „man meinte zudem im

Dorfe, heute werde es richtig, und der gnädige Herr habe sich eine von den liebenswürdigen Damen auserkoren, hier als Herrin zu schalten."

Der Oberförster lachte laut auf. „Wie doch die Leute für mich sorgen!" sagte er. „Nein, Frau Tanneberg, so ist's nicht gemeint. Wenn ich nicht neulich in der Stadt schon wäre hinlänglich enttäuscht worden, so hätte der heutige Tag vollkommen dazu hingereicht."

Als Abends das Plauderstündchen kam, fragte der Oberförster: „Nun, Conrad, wie haben Dir die Damen gefallen?"

„So gut," sagte er mit erwachendem Grimme, „daß ich Ihren Wunsch theile, sie hier nicht wieder zu sehen!" Nun erzählte er dem Oberförster, was er gehört.

„Bist Du denn nun kurirt von dem Wahne, mir Eine von diesen Dreien zuzudenken?"

„Vollkommen, gnädiger Herr," sagte Conrad.

„Und meinst Du noch immer, nur eine Adelige dürfe die Meine werden?"

„Gnädiger Herr," sagte Conrad im Eifer, „wären sie Alle wie diese, dann nicht, wahrlich nicht, aber Sie werden zugestehen, daß es auch Bessere gibt."

„O ja, Conrad. Nur bin ich der Meinung, daß ich für's Erste das Suchen aufgebe."

* * *

In Schlesiens Hochgebirgen kommt der Winter schnell und frühe. Es war, als hätten die Damen aus des Forstmeisters Hause den letzten schönen Herbsttag benutzt; denn schon am anderen Tage fiel Schnee; der Sturm brauste; die Luft war kalt, und so blieb's, kaum einmal unterbrochen, bis der Winter mit aller Macht sein Scepter schwang und das Leben der Natur sich vor ihm beugte.

Den Oberförster zog das Bedürfniß der Geselligkeit täglich in's Pfarrhaus; daß auch ein Zug eines tieferen Bedürfnisses sich geltend machte, gestand er sich gerne. Er liebte Augusten aus tiefstem Grunde seiner Seele, und auch das blieb ihm kein Geheimniß, daß das reizende Mädchen ihm mit voller, reiner Seele sich zuneigte.

Bei Frau Tanneberg war schon Alles fertig, daß sie ein Paar wurden. Nur Conrad war unglücklich, weil er alle seine Hoffnungen für seines Herrn Stammbaum mehr und mehr erbleichen sah.

In der angenehmsten geistigen Unterhaltung flossen im Pfarrershause die Stunden hin. Da wurde musicirt, gelesen, gemüthlich geplaudert, politisirt, wie es eben kam, aber es fehlte nicht am Stoffe, und die Stunden gewannen Flügel.

Eines Tages, wo wieder ein Stündchen im traulichen Gespräche hinfloß, fragte die Tante, ob der Herr Oberförster nicht eine Tante habe, die seinen Namen führe?

Der Oberförster bestätigte das und fragte, woher sie sie kenne?

Da erzählte sie denn, wie sie im vorletztjährigen Sommer in Warmbrunn mit Augusten gewesen, die Frau von Distelheck dort kennen gelernt, und besonders Auguste eine warme Gönnerin an ihr gefunden habe.

Der Oberförster zitterte vor freudiger Erregung; aber er hielt an sich. Wie auch das Herz pochte, er hatte Gründe, noch zu schweigen. Am Abend setzte er sich und schrieb der Tante, er habe nun gewählt für's Leben. Da er aber dazu durchaus der Einwilligung der Tante bedürfe, so bitte er sie auf's Innigste, mit den ersten Frühlingstagen auf die Brautschau zu kommen.

Das sagte die Tante auch wieder zu und schrieb: sie habe sich auch endlich des Namens jenes herzigen Mädchens erinnert, von der sie ihm gesagt. Sie heiße Auguste Maurer; allein sie habe sich vergeblich auf den Namen des Orts besonnen, woher sie gewesen. Da er nahe bei Warmbrunn wohne, so solle er sich im Badehaus erkundigen, da es ihr selbst wichtig sei. Sonst schrieb sie Nichts.

So kam denn, lang ersehnt, endlich der Frühling wieder mit all' seiner Herrlichkeit, und als die tausend Blüthenglocken seine Festzeit einläuteten, kamen zwei Ereignisse von großer Bedeutung. Der Förster Tanneberg starb und machte die räsonable Frau zur gebeugten Wittwe, und die lang erwartete Tante traf ein.

Frau Tanneberg trug tiefes Leid um ihren „Alten," wie sie

ihn bei seinen Lebzeiten genannt, denn sie erkannte doch auch seine guten Seiten an. Sie hatte lange Jahre glücklich mit ihm gelebt, kleine Fehden abgerechnet, da er ernster und brummeliger Natur gewesen und viel auf einen guten Tisch gehalten, obwohl er in seiner Jugend viel Mangelbrod hatte essen müssen.

Pfarrers nahmen herzlichen Antheil und suchten die Wittwe zu trösten. Auch Conrad war oft bei ihr und fühlte sich verpflichtet, ihr seine Theilnahme zu weihen, da er sie als eine der räsonabelsten Frauen seines Lebenskreises erkannt hatte. So nahm der Schmerz in ihrer Wittwenseele nicht überhand, vielmehr legte er sich still zur Ruhe.

Ihr Einfluß auf Conrad war groß. Das zeigte sich auch allgemach mehr in Betreff des Stammbaums, dessen er weit weniger gedachte, indem er sich endlich, da Frau Tanneberg mit scharfem Auge bemerkt hatte, wie es um des Oberförsters und Augustens Herzen stand, darein ergab, das liebliche Mädchen als seine zukünftige Herrin zu betrachten. Es war ganz verwunderlich, daß, so lange er bei Frau Tanneberg war, diese Stimmung vorhielt, und nur im Forsthause die entgegengesetzte sich geltend machte.

Eines Tages sagte Frau Tanneberg: „Liebster Herr Früchtelmeier, das sag' ich Ihnen, wenn Augustchen Frau Oberförsterin ist und, wie es doch so im Gange der Dinge liegt, einmal eine Kinderwärterin bedürfen sollte, so verschwöre ich es nicht, daß ich mein Haus hier verkaufe und zu ihr in's Forsthaus ziehe. Ich bin durch den täglichen Umgang so an den Engel gewöhnt, daß ich, da mir das Ersteigen der Höhe beschwerlich ist und mich, sie alle Tage zu sehen, hindern könnte, lieber Alles aufgäbe, als dieses Glückes mich zu berauben."

„O!" rief Conrad, „wie glücklich machten Sie mich dadurch, denn, ich will es Ihnen nur sagen, auch ich habe mich so an Ihren lieben Umgang gewöhnt, daß mir das als das größte Glück erschiene! Ja, wenn ich wüßte — daß ich — —" Er stockte.

„Nun, warum reden Sie nicht weiter, Liebster?" sagte sie mit ahnungspochendem Herzen.

„Ja," sagte, endlich sich sammelnd, Conrad, „daß ich nicht eine verneinende Antwort fürchten müßte, ich würde sagen, lassen Sie uns das Band, das uns vereint, durch Priesterhand schließen."

Er schwieg, erwartungsvoll den Athem anhaltend.

Frau Tanneberg hielt, wie eine räsonable Frau, eine kleine Weile das Taschentuch vor die Augen, aber sie weinte nicht. Endlich sagte sie: „Ach, liebster Herr Früchtelmeier, wollen Sie eine Wittwe freien? Sie können ganz andere Ansprüche machen! — Doch — über die Jahre des Zierens bin ich hinaus. Wenn es Ihr Ernst ist — hier ist meine Hand!"

Da fühlte Conrad die ersten zarteren Regungen seines Herzens, und er faßte die Hand seiner Erkorenen ehrbar und zog sie an sich.

Da waren zwei Glückliche mehr auf dieser Welt!

Doch Frau Tanneberg machte zwei nachträgliche Bedingungen. Erstlich müßte Conrad vom Stammbaum schweigen, und dann ihre Verbindung geheim halten, bis Auguste Distelheck's Gattin sei. Das war nun freilich viel verlangt, aber die glückliche Liebe ist mächtig!

Er versprach's mit Hand und Mund, und keine Seele in Tiefenau ahnte, was im Forsthause geschehen war. Am meisten Mühe kostete es ihn, gegen seinen Herrn zu schweigen. Der Oberförster hätte auch an seiner überseligen Stimmung es wahrnehmen müssen, hätte er in jener Zeit Augen für etwas Anderes als Augusten haben können.

In dieser Zeit kam die Tante Distelheck an.

Das war eine Herrlichkeit im Forsthause, wie wenn der liebende Sohn die langersehnte Mutter wieder sieht, und die Mutter den Sohn. Sie war ja aber auch des Oberförsters einzige Verwandte in der Welt, und sie hing an ihm mit der zärtlichsten Liebe. Daß sie ihn mit dem Gelde, dessen sie genug hatte, kurz hielt, ja, als eine Geizige erschien, hatte seinen guten Grund. Des Oberförsters bodenlose Gutmüthigkeit war so oft mißbraucht worden, er kannte den Werth des Geldes so wenig, und hatte überall so offene Hände, daß sie es für nöthig erkannte, ihn zu seiner Besserung einmal eine

Zeitlang durch die Schule der Noth gehen zu lassen. War ja doch Alles sein, was sie besaß, und was sie sparte, erhielt sie ja nur ihm. Er wußte nicht, wie genau sie von allen seinen Verhältnissen unterrichtet war, und ahnte nicht, daß sie mit dem Auge der Liebe ihn begleitete.

Sie war in das Gebäude eingetreten und hatte überall Ordnung gefunden. Im Saale fiel ihr Blick schnell auf die unverkennbaren Spuren der Armuth. Das wollte ihr das Herz pressen, aber sie hielt an sich.

Er führte sie auf den Balkon, wo die herrliche Landschaft vor ihren Augen lag, gekleidet in das junge Grün, wo das Dorf sich im Kranze blühender Kirschbäume barg, wo der Wiesengrund wie ein golddurchwirkter Sammtteppich sich ausbreitete. Wellen der süßesten Düfte trug die laue Luft zu ihnen her.

„Es ist ein schönes Fleckchen Erde, wo Du Deinen Stab in die Erde steckteſt," sagte sie ernst und bewegt, „und siehe, er grünt. Selbst das wunderſame, alterthümliche Gebäude hat eigenthümliche Reize. Du wohnst abgeschieden und doch unter Menschen. Nun noch ein liebendes, wackeres Weib, und ich finde Dich beneidenswerth."

Als sie wieder in den Saal traten, sagte sie: „Mich wundert's, daß Du bei Deiner schönen Einnahme die alten, abscheulichen Ledertapeten ließest; daß hier überhaupt eine Auswahl von Gerümpel steht, das Du als Möbel denn doch nur mit einem vernünftigen Menschen darstellen würdest. Ich erwartete eine sehr comfortable Einrichtung: prachtvolle Tapeten, Fußteppiche und die modernste Einrichtung von der Welt, wie es heutzutage Ton ist."

„Sie haben gut reden, beste Tante," sagte der Oberförster. „Von meinen Dienstländereien habe ich noch keinen Pacht bezogen und meine Besoldung hatte zwei Abzugskanäle, des Lebens und seiner, wenn auch noch so einfachen Bedürfnisse nicht zu gedenken. Wir kamen hierher als wahre Lumpen. Meine beste Uniform war fadenscheinig und transparent; die Nähte weiß. Conrad fürchtete sich, sie auszubürsten. Der arme, treue Mensch war so aufgerissen, wie sein Herr. Dazu kam, daß ich Hemden und überhaupt Linnen

brauchte. Diese Seite nahm ein Schönes weg, obgleich ich nur das Nothwendigste anschaffte. Der andere Abzugskanal waren meine Schulden, die ich noch von der Academie her hatte. Sie begreifen's, daß es da nicht im Ueberfluß herging."

„Und neue Schulden hast Du nicht gemacht?"

„Wo denken Sie hin?" rief der Oberförster. „Trage ich nicht noch schwer an den alten? Sie dürfen mir's glauben, diese Schulden nagen an meiner Seele, und das spreche ich Ihnen feierlich aus, ehe sie bezahlt sind, wird nichts auf eine neue Einrichtung verwendet, und ich werde mich nicht eher vermählen; denn mein Weib soll nicht den Kummer kennen lernen, den ich seit Jahren trage. Ich muß schuldenfrei sein, ehe ich sie heimführe."

„Das ist sehr brav gedacht, lieber Fritz," sagte die Tante, die der bewegte Ton, in dem der Neffe sprach, tief rührte; „aber da wird's denn doch wohl noch lange währen, bis Dein Glück vollkommen ist. Wie hoch belaufen sich denn Deine Schulden noch?"

„Tausend Thaler," sagte kleinlaut der Oberförster. „In zwei bis drei Jahren sind sie gewiß bis auf den letzten Heller bezahlt, und dann will ich frei aufathmen und meinem Gott danken, daß der Bann von meiner Seele gewichen ist, und dann führe ich mein holdseliges Mädchen heim."

„Ja, ja," wiederholte die Tante, „dann kannst Du den Fettsuppschöpfabski zum Haushofmeister und den Schmalhans zum Haushalter machen und am Rade der Hoffnung einen langen, dünnen Faden spinnen."

Sie schwieg; aber ihre Miene zeigte Wohlwollen und Zufriedenheit.

„Ich habe mir Vieles versagen gelernt," sprach der Oberförster darauf und dachte: Du könntest helfen, wenn Du wolltest.

Sie kam nun auf seine Braut zu reden. „Du bist ein merkwürdiger Mensch," sagte sie. „Warum sagst Du mir denn nicht, wie sie heißt und wer sie ist."

„Sie ist ja meine Braut noch gar nicht," versicherte er lachend.

„Sie sollen sie erst sehen, prüfen, und dann, wenn sie diese Probe besteht, werbe ich um sie."

„Also wirklich, so steht's?" fragte erstaunt die Matrone.

„Wahrhaftig!" entgegnete der Oberförster. „Ich denke, wenn Ihre Pferde ausgeruht sind, fahren wir auf die Brautschau."

Dies kindliche Vertrauen ihres Neffen that ihr unendlich wohl, und über hundert Dinge des gewöhnlichen Lebens ergoß sich nun der Strom gemüthlicher Unterhaltung.

Am anderen Morgen, der wieder so sonnig in's Thal schaute, sagte sie: „Du magst aber doch ein trauriges Winterleben hier geführt haben, zumal, wie Du sagtest, Du mit dem Adel der Umgegend gar keinen Umgang hattest?"

„Sie vergessen, liebste Tante, daß im Winter gerade der Beruf des Oberförsters vielfache Beschäftigung gibt und die Jagd des Waidmanns Zeit auch in Anspruch nimmt."

„Ganz gut; aber Du konntest doch nicht immer in der Schreibstube sitzen und auch nicht Tag und Nacht jagen?"

„Sehr wahr," versetzte der Oberförster; „wenn ich aber einmal das Bedürfniß geselliger Unterhaltung hatte, so fehlte es mir auch da nicht. Unser Pfarrer in Tiefenau ist ein sehr geselliger Mann in reiferen Jahren, von einer so feinen, tiefen und umfassenden Bildung; zugleich so musikalisch, und seine Frau, eine so vortreffliche, gebildete und liebenswürdige Frau, daß ich in dieser Familie mich so wohl und behaglich fühlte, wie kaum irgendje und irgendwo. Wenn Sie es nur erlauben, führe ich Sie heute dahin, und ich bin überzeugt, auch Sie werden mein Urtheil bestätigen."

Sie nahm das Erbieten gern an, und bald darauf bot ihr der Oberförster den Arm, und sie gingen.

Unterwegs fragte sie, ob er nicht in Warmbrunn gewesen sei, sich nach ihrem Lieblinge umzusehen.

„Lieber Gott, dazu hatte ich keine Zeit!" klagte er.

„Glaub's wohl," sagte sie scherzend. „Du wirst jede freie Stunde bei Deiner Erkorenen zugebracht haben?"

„Wollten Sie mir das verargen, beste Tante?“ fragte er.

Sie lachte. „Wahrlich, nein,“ sagte sie; „denn ich setze voraus, daß sie so liebenswürdig ist, daß Du anders gar nicht konntest, wenn Du auch gewollt, woran ich jedoch, wie billig, zweifle.“

Sie waren mit diesen Worten in den Hof des Pfarrhauses getreten, und der Pfarrer, der sie kommen sah, trat ihnen entgegen. Ehrfurchtsvoll begrüßte er die ehrwürdige Frau und geleitete sie in das Gemach, wo die Pfarrerin eben eintrat. Die Ordnung und Reinlichkeit, das Gemüthliche in der nichts weniger als kostbaren Einrichtung berührte Frau von Distelheck auf's Angenehmste.

Bald war ein recht lebhaftes Gespräch im Gange, das aber eine plötzliche Störung erlitt, als Auguste, die liebliche Tochter des Hauses, im netten Hauskleide hereintrat.

„Mein Gott!“ rief die Frau von Distelheck und sah ihren Neffen an, „ich glaube, Du spielst Verstecken mit mir.“

Aber Auguste war zu ihr geeilt und küßte ihre Hand.

„Nein,“ sagte mit dem Ausdrucke strahlender Freude im Antlitze die Matrone, „Dein Platz ist an meinem Herzen, Kind! Ich habe Dich vermißt, wie eine Mutter ihre geliebte Tochter.“ Sie küßte sie auf die rosige Lippe.

„Nein, Fritz,“ rief sie in komischem Unwillen, „das werde ich Dir in meinem Leben nicht vergessen, mich so herumzuführen und zu betrügen!“

Sie sah jetzt die fragenden Züge der Eltern Augustens. „Sehen Sie,“ wandte sie sich nun an diese, „in Warmbrunn habe ich die Freude gehabt, Ihre liebenswürdige Tochter kennen und lieben zu lernen, und da ich leider in meinen hohen Jahren den Namen des mir so theueren Kindes vergessen hatte, trug ich diesem Menschen hier auf, sich doch ja die Mühe nicht verdrießen zu lassen, sie mir ausfindig zu machen; ja, als mir der theuere Name endlich einfiel, schrieb ich ihn ihm sogleich; aber daß er sie gefunden, davon sagt er mir keine Silbe.“

„Lassen Sie mich die Räthsel lösen,“ sagte der Oberförster in

sichtbar tiefer Bewegung und wandte sich zu den Eltern Augustens. „Als ich von meiner theueren Tante schied," sagte er, „da erzählte sie mir mit ungewöhnlicher Begeisterung von Augusten. Wie hätte ich ahnen sollen, daß ich ihr so nahe sei, da die liebe Tante mir den Namen nicht nennen konnte. Erst als ich hier, in Ihrem Hause, von Ihrer Tante gefragt wurde, ob die Frau von Distelheck aus Königsberg mich Etwas anginge und nun die Begegnung in Warmbrunn erfuhr, wurde mir Alles klar; aber ich hatte einen anderen Grund, um ein tiefes Schweigen zu beobachten. Lassen Sie mich davon Rechenschaft geben. Seit ich Augusten am Wasserfalle sah, liebte ich sie, und diese Liebe wuchs im Umgang in dem Grade, als ich zu ahnen glaubte, daß auch sie mir hold sei. Bei meinem Scheiden hatte die Tante zu mir gesagt: Wenn Du mir dieses Mädchen als Deine Zukünftige zuführtest, mein reichster, mütterlicher Segen sollte Dir werden! — Diese Erklärung war ich Ihnen, war ich meiner geliebten Auguste schuldig, aber ich wollte jene Zuversicht gewinnen, die mich nicht irrgehen ließe."

Mit diesen Worten trat er zu der, einer geknickten Lilie gleich, sich an die Mutter lehnenden Auguste.

„Hier vor den theueren Eltern, vor meiner einzigen Verwandten, meiner mütterlichen Tante, vor Gott, der in mein Herz sieht, bitte ich um Deine Hand für's Leben, theueres, geliebtes Mädchen. Sprich, ich glaube Dein Herz zu kennen, sprich, Auguste, willst Du mich zum Glücklichsten auf Erden machen und mir angehören?"

Da richtete sich das Mädchen auf, und als sie Thränen in ihrer Eltern, in Frau von Distelheck's Augen sah, blickte sie mit dem ganzen heiligen Reichthum ihrer Liebe in des Oberförsters Auge und sagte laut und fest: „Ja!" Und er zog sie an seine Brust und rief: „Theuere Eltern, theuere Tante, wollen Sie uns Ihren Segen geben?"

Da umschlangen sie alle das schöne Paar, und der Pfarrer blickte gen Himmel und betete laut: „Herr, es ist Dein Wille! Du

hast sie zusammengeführt in Deinem heiligen Rathschlusse. Segne Du sie und laß Deine reiche Gnade auf ihnen ruhen! Amen."

Und Amen, sprachen tief ergriffen Alle. Auch die Tante Augustens, die leise eingetreten war und aus den Umständen auf das schloß, was vorgefallen war, legte ihre Hände auf ihre Häupter und segnete sie.

An ein Zurückgehen auf die Höhe, wo das Forsthaus stand, war nun vor Abend nicht zu denken. Sie blieben den glücklichsten Tag ihres Lebens im engsten Kreise, und Ernst sagte es zeitig dem alten Conrad an.

Und als sie nun so dasaßen, sagte die heitere Frau von Distelheck zur Pfarrerin: „Ich bitte Sie, kochen Sie uns heute die Suppe, sonst wird sie sicher so versalzt, daß wir sie nicht essen können!"

In den fröhlichsten Scherzen und Gesprächen ging die Zeit hin.

Der Frau von Distelheck wurde nun die Rettung Ernst's erzählt, und sie erzählte wieder, wie sie ihr Neffe angeführt.

„Als ich Ihnen um Fastnacht schrieb, Sie möchten doch auf die Brautschau kommen," sagte der Oberförster, „da war ich mir längst klar. Sie dürfen darum ja nicht glauben, Ihre begeisterte Schilderung der Vorzüge meiner geliebten Auguste hätte mich bewogen, sie zu wählen. Nein, liebste Tante, in solchem Falle sieht man besser und lieber mit eigenen Augen."

„Sehen Sie!" rief da die Tante, „so raubt mir der Undankbare mein Bischen Verdienst, und ich hatte ihn doch in einer gewissen Vorahnung im Voraus gesegnet!"

„Vergeben Sie ihm die kleine Undankbarkeit," sagte Auguste lieblich lächelnd, „ich werde desto dankbarer sein!"

* * *

Conrad war, als die Tante im Pfarrhause blieb, in einer unaussprechlichen Spannung. Er ahnte, daß der entscheidende Moment gekommen sei. Reden durfte er nicht vom Stammbaum, das hatte er seiner räsonablen Zukünftigen gelobt, aber das konnte ihm doch Niemand wehren, daß er an seines Herrn Bücherbrett

ging, wo er in der Lederkapsel steckte, ihn herausnahm, aufrollte und wehmüthig betrachtete. Alle die Scrupel seines Gewissens erwachten wieder und er sagte: „Ach, könnt' ich meiner gnädigen Frau Vergebung erhalten!" Lange sah er ihn an und sagte dann: „Also doch! Nun, wie Gott will!" — Er rollte ihn wieder auf, steckte ihn in die Kapsel und stellte ihn hinter eine Reihe Folianten. Dann trat er auf den Balkon, und die Liebe zu seinem Herrn überwältigte das treue Herz. Weinend sank er auf seine Kniee und betete mit der vollen Inbrunst einer frommen Seele um Heil und Segen für ihn und — die liebliche Auguste. Jetzt war's überwunden und ihm war wahrhaft wohl; allein seine Unruhe war so groß, daß er Steffen's Ankunft gar nicht erwarten konnte. Er nahm nun, obgleich es noch heller Tag war, die große Laterne und eilte hinab zu seiner geliebten Zukünftigen.

„Dacht' ich mir's doch," rief sie ihm entgegen, „daß Du in der Unruhe Deines Herzens kämest, lieber Conrad."

„Aber wie steht's denn, Philippine?" fragte er. „Ist's klar? Ist's entschieden?"

„Ich weiß so viel wie Du," sagte sie, „und brenne vor Begierde, endlich zu hören, wie es ist; aber ich zweifle nicht daran, daß es richtig geworden ist, da die Tante und er zu Tisch und den ganzen Nachmittag dort geblieben sind. Nun wird es ja bald dunkel, dann gehst Du hin."

Unter allerlei Gesprächen kam endlich die Dämmerung, und pochenden Herzens ging Conrad in's Pfarrhaus, dort seine Befehle zu holen.

Als der Oberförster hörte, daß er da sei, kam er, ihn in das Gemach zu holen, wo Alle waren.

„Wenn Alle sich meines Glückes freuen, darfst Du nicht fehlen, treue Seele," sagte er und leitete ihn in die Mitte des glücklichen Kreises.

„Conrad," sagte der Oberförster, „sieh', die Tante hat hier in Augusten das Mädchen gefunden, das sie mir einst empfahl, und sie hat uns gesegnet. Auguste ist meine Braut!"

Da weinte Conrad fast laut und trat zu der Lieblichen. „Gottes reichster Segen komme über Sie!“ sagte er, von Weinen unterbrochen. „Ich hab' so was geahnt und Gott auf meinen Knieen für Ihr Glück und das meines geliebten Herrn angefleht. Seien Sie mir eine milde Gebieterin! Ich werde alt und bedarf der Nachsicht.“

Auguste drückte seine Hand mit Rührung. Sie sagte ihm, wie sie ihm seine Liebe für seinen Herrn vergelten wolle! Er solle sie nur halb so lieb haben, wie ihn.

* * *

Als der glückliche Oberförster die Tante in das Forsthaus eingeführt hatte und sie traulich bei ihm saß, sagte sie bewegt: „Lieber Fritz, der schönste Wunsch meines Lebens ist erfüllt. Du hast Raum in Deinem Haus. Ich bleibe bei Dir, und dieser Engel soll mir einst die müden Augen zudrücken. Alles, was ich habe, ist ja Dein. Deine Schulden bezahle ich sogleich und Dein Haus richte ich Dir ein, wie es sich ziemt. Nun mach' mir aber auch nicht lange mit der Hochzeit. Sieh', meine Tage sind gezählt, und ich möchte noch gerne Zeuge Deines Glückes sein und mich Eurer Liebe erfreuen!“

Das waren Worte, die sich der Oberförster nicht zweimal sagen ließ. Er beeilte seine Vermählung so viel als möglich. Die Tante ließ alle ihre Habseligkeiten kommen und richtete sich behaglich ein. Seine Wohnung stellte sie auf's Schönste her und seine Schulden zahlte sie.

Sein Dank war innig.

„Sieh', darum habe ich Dich ein Bischen zappeln lassen,“ sagte sie zu ihm, „daß Du weiser werdest und besser zu Rathe halten lerntest. Nicht, als ob ich Dich für einen Verschwender gehalten hätte; nur Deine leichtgläubige Gutmüthigkeit fürchtete ich, die so oft und so viel von Menschen mißbraucht wurde, die Deiner Liebe nicht werth waren.“

Wenige Tage nach der Trauung trat Conrad verlegen in das

Gemach seines Herrn, der am Schreibtische saß. Da der Oberförster sich nicht gerade nach ihm umsah, stand er eine Weile in der größten Verlegenheit da, weil er nicht wußte, wie er seine Sachen anbringen sollte.

Endlich, als es stille blieb, wurde der Oberförster aufmerksam, blickte um und fragte, als er den Ausdruck der Verlegenheit in Conrads Gesicht wahrnahm: „Hast Du etwas Besonderes auf dem Herzen, Alter?"

„Ach — ja," sagte Conrad, „ich wollte Sie bitten, mir doch zu gestatten — mich zu verheirathen."

Der Oberförster sprang von seinem Sitz auf und rief: „Conrad, ist das Dein Ernst? Willst Du mich verlassen?"

„Ach," sagte der alte, treue Mensch, „die Wittwe Tanneberg und ich sind schon einig, seit Sie Verlobung hatten und früher; aber wir wollten nichts sagen. Sie aber zu verlassen — nein, gnädiger Herr, daran dachte ich nicht! Wir Beide ertrügen das nicht; denn wie ich an Ihnen hänge, so meine Zukünftige an Hochdero Frau Gemahlin. Wir dachten nun so: da doch die gnädige Frau seiner Zeit einer Kinderfrau bedürftig wäre, so eignete sich meine gute Philippine dazu, und ich bliebe bis zum letzten Hauch Ihr getreuer Conrad."

Obgleich der Oberförster mächtigen Lachreiz verspürt hatte, so war doch sein Gemüth durch Conrads Schlußworte recht bewegt worden. Auguste trat herein, und als der Hocherröthenden der Oberförster Conrads Motive mittheilte, willigten Beide mit Freuden in den Antrag und behielten es sich vor, die Hochzeit herzurichten, von der aber Conrad meinte, sie müsse ganz still vor sich gehen, wie es alten Leuten zieme.

„Und räsonabel!" setzte der Oberförster hinzu.

So wurde denn die Hochzeit bestellt, und das räsonable Paar zog in den dritten Stock des Forsthauses. Einstweilen half Frau Früchtelmeier die alte Tante bedienen, bis Conrads Voraussetzungen eine lebendige Wahrheit wurden; da schaukelte sie den

Erstgeborenen ihrer innig geliebten gnädigen Frau auf ihrem breiten Schooß und sang ihm in seliger Freude ihre Kinderliedchen vor.

Ueber des Oberförsters Familie waltete, wie die ehemalige räsonable Frau Tanneberg geweissagt hatte, der Segen Gottes, der an Augustens Tritte gebunden zu sein schien. Das Hauswesen blühte, wie ihr stilles Familienglück. Pfarrers und die beiden Tanten waren in dem Glück ihrer Kinder selig. Conrad hatte mit dem Stammbaum jeden Kummer über ihn eingepackt, und seine und seiner dicken Ehehälfte Zufriedenheit stand im vollsten Einklange mit dem Glücke des Hauses, dem er mit voller Seele zu eigen war.

Im forstmeisterlichen Hause fiel natürlich das Sichzurückziehen des Oberförsters auf. Nachdem aber seine Vermählung kund geworden, reichte kein Maß hin, die Galle zu messen, die über ihn ausgegossen wurde. Es war in dienstlicher Beziehung gut, daß der Forstmeister versetzt wurde. Trotz der Uebersiedelung in eine größere Stadt blieben die drei Damen in unfreiwilligem ehelosen Stand, aber berühmt durch ihre scharfen Zungen und ihren ungemessenen Stolz.